This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

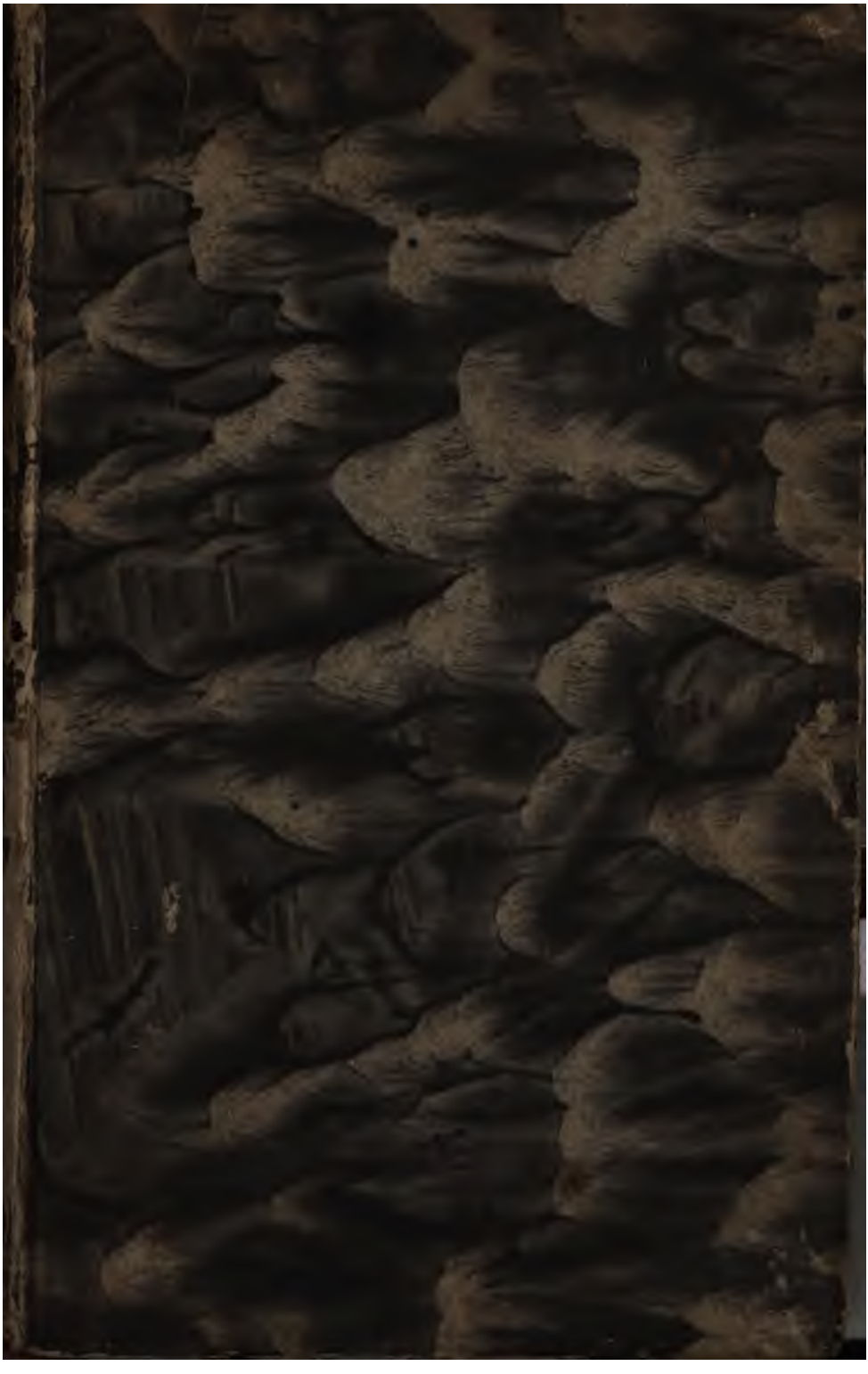
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



P 26718

115. b. 6.

Bt. fr. Finch Fund

115 b. 6

C. Hanno del. et sc.

Schade! solltest du Baum in dies wilde Wasser stürzen! Gesner.

Deutſche Sprachlehre

In Briefen.

Von

Karl Philipp Moritz,

Profeſſor bei der Akademie der bildenden Künſte zu Berlin.

Dritte verbeſſerte Auflage.

Mit Königl. Preuß. und Churfürſtl. Sächſiſch. allergnädigſter Freiheit.

Berlin,

bei Arnold Wever. 1794.

OXFORD

Ich habe es verſucht, dasjenige, was bisher mehr oder weniger eine bloße Sammlung von Regeln geweſen iſt, in ein fortſchreitendes zuſammenhängendes Räſonnement zu verwandeln. Trockenheit und Leere hat man von jeher der Wiſſenſchaft vorgeworfen, die ſich mit der nähern Kenntniß der Sprache beſchäftiget. — Das Blatt verdorret, wenn man es von ſeinem Stengel reißt, woraus es Fülle und Leben ſaugt. — Um für das einzelne Wort

mehr Intereſſe zu erwecken, habe ich es nicht einzeln und abgeſondert, oder in Beiſpielen, die aus der Luft gegriffen ſind, ſondern in irgend einem ſchönen Ganzen, wozu ich mir eine Geßnerſche Idylle gewählt habe, in ſeiner völligen Kraft und Wirkſamkeit, dem Auge darzuſtellen geſucht. Um für die Sprachlehre mehr Intereſſe zu erwecken, laſſe ich ſie mit verſchwiſterten Kenntniſſen Hand in Hand gehen.

Inhalt.

Inhalt.

Seite

Das Vergnügen, welches die nähere Kenntniß der Sprache gewährt. 1

Ihr Endzweck und ihr Rang unter den übrigen Wissenschaften. 3

Die Kraft der Sprache, aus einzelnen Bildern, die schon in unsrer Seele liegen, neue Bilder zusammenzusetzen. 7

Diese Kraft der Sprache aus einer kleinen Erzählung entwickelt. 10

Erste Darstellung eines Hauptunterschiedes zwischen den Wörtern. 12

Fernere Entwickelung der ideenerweckenden Kraft der Sprache. 14

Aufmerksamkeit auf unsre Vorstellungen bei den einzelnen Wörtern. 16

Vorläufige Eintheilung der Wörter in Bildwörter, Tonwörter, Empfindungswörter und Verhältnißwörter. 16

Nähere Entwickelung dieser Verschiedenheit der Wörter aus dem Anfange einer Geßnerschen Idylle. 18

Von der Kraft des eigenthümlichen Nahmens, und des bezeichnenden Worts der, in dem Anfange der Geßnerschen Idylle. 20

Ein Blick in den Bau der Rede, und fernere Entwickelung eines Hauptunterschiedes zwischen den Wörtern. 21

Unsre Vorstellung von der Vergangenheit. 23

Von dem Worte aus, so wie es in der Geßnerschen Idylle steht, mit Rücksicht auf die demselben ähnlichen Wörter. 26

Von dem Worte seiner, so wie es in der Idylle steht. 28

Von dem Worte in, so wie es in der Idylle vorkömmt, nebst einer Darstellung mehrerer diesem ähnlicher Wörter, und ihrer innern Natur. 29

Verschiedenheit unserer Vorstellungen von der Vergangenheit. 31

Ein Blick auf die Bildung der Wörter. 35

Vom Ausgehen und Uebergehen einer Handlung. 36

Unterschied zwischen Ort und Ziel. 37

Unterschied zwischen den besondern und allgemeinen Nahmen der Dinge. 40

Nutzen der allgemeinen Nahmen. 41

Von den Tonwörtern bei Gelegenheit des Worts rauschen in der Geßnerschen Idylle. 42

Wir drücken der leblosen Natur durch die Sprache unser Bild auf. 44

Ein neuer Blick auf die Bildung der Wörter bei Gelegenheit des Worts entblößt in der Geßnerschen Idylle. 46

Bemerkung eines neuen Unterschiedes zwischen den Wörtern, in so fern sie organisirte oder unorganisirte Gegenstände bezeichnen. 46

Seite

Fernere Entwicklung unſrer Vorſtellung von der Vergangenheit. 48
Vorzug der Sprache vor dem Gemählde. 50
Verſchiedne vorläufige Bemerkungen bei der Gelegenheit, wo Amyntas in der Geßnerſchen Idylle redend eingeführt wird. 51
Von der Anrede. 55
Fernere vorläufige Darſtellung des Unterſchiedes zwiſchen Ort und Ziel. 55
Von dem Worte dieſes und ſeiner bezeichnenden Kraft. 56
Von dem Worte wild, ſo wie es in der Idylle vorkömmt, und dem Unterſchiede zwiſchen Beſchaffenheit und Eigenſchaft. 57
Unſre Vorſtellungen von der Zukunft, und wie wir ſie bezeichnen, indem wir ſie uns erſt mittelbar denken 59
Wie wir unſre Vorſtellung von der Vergangenheit bezeichnen, indem wir ſie uns erſt mittelbar denken 60
Von dem Worte nein, ſo wie es in der Idylle ſteht. 61
Von dem Worte dein, in der Idylle, ſeiner Natur, und ſeinem Nutzen in der Sprache. 63
Fernere Darſtellung vom Ausgehen und Uebergehen einer Handlung, bei Gelegenheit des Worts hingeworfen, in der Idylle. 64
Von dem Worte ſeyn, ſo wie es in der Idylle vorkömmt, ſeiner Natur und ſeiner ideenverbindenden Kraft. 65
Hinandenkung einer Vorſtellung an die andre, oder Umgebung der einen mit der andern, bei der Gelegenheit, wo der Wipfel eines Baumes, in der Idylle, ein Spiel der Wellen genannt wird. 67
Die Geßnerſche Idylle ſelbſt, woraus bis jezt die Haupthegriffe in Anſehung der Sprache gelegentlich entwickelt ſind. 68
Einige Rückblicke auf das Ganze der Sprache. 70
Sie kömmt unſern Sinnen bei der Betrachtung der Natur zu Hülfe. 71
Sie giebt unſerm Gedächtniß Dauer und Feſtigkeit. 72
Es ſcheinet, als wenn Gott durch die ganze Natur dem Menſchen die Sprache in den Mund gelegt, und ſie zu dem Endzweck ſchon von Anfang in die Schöpfung gleichſam mit eingewebt habe. 75
Nähere Entwicklung des Unterſchiedes der Wörter, ſo wie ſie in der Idylle vorkommen. 79
Hauptwörter 80
Unterſchied zwiſchen denſelben, nach den Gegenſtänden, die ſie bezeichnen. 83
Nährere Entwicklung des Unterſchiedes der Hauptwörter, in ſo fern ſie organiſirte oder unorganiſirte Gegenſtände bezeichnen. 85
Ein anderer Unterſchied der Hauptwörter, in ſo fern ſie beſondre oder allgemeine Nahmen ſind. 87
Noch ein Unterſchied der Hauptwörter, in ſo fern ſie etwas anzeigen, das wirklich an und für ſich beſtehe, oder etwas, das wir uns nur als an und für ſich beſtehend vorſtellen. 88

Ver-

Seite

Verſchiedenheit des Eindrucks, den dieſe Arten von Wörtern auf die Seele machen. 93
Von den kleinen Wörtern der, die, das, und ihrer bezeichnenden Kraft 98
Von den kleinen Wörtern ſein, er, du, dieſes u. ſ. w, ſo wie ſie in der Idylle vorkommen. 100
Ihre Verſchiedenheit dargeſtellt. 100
Vom Unterſchiede des Geſchlechts der Dinge, durch der, die, das. 101
Entwicklung der Beſtimmungswörter auseinander. 103
Figürliche Darſtellung derſelben. 107
Uebergang zu den Beſchaffenheitswörtern. 107
Fernere Entwickelung des Unterſchiedes zwiſchen Beſchaffenheit und Eigenſchaft. 110
Licht und Schatten in der Sprache. 110
Uebergang zu den Wörtern, die etwas außer einem Gegenſtande bezeichnen, das ſich auf ihn bezieht, ohne eine Eigenſchaft deſſelben zu ſeyn, als dort, jetzt u. ſ. w. 111
Der Begriff von Zeit und Zahl. 112
Der Begriff von Ort. 113
Verhältnißwörter, wodurch wir eine neue Vorſtellung in den Zuſammenhang aller unſrer übrigen Vorſtellungen hineinpaſſen, als gewiß, vielleicht, dennoch u. ſ. w. 114
Von dem Bau der Rede. 119
Derſelbe aus dem Bedürfniß ſich verſtändlich auszudrücken entwickelt. 120
Von dem Worte iſt, und ſeinem wichtigen Einfluſſe auf den ganzen Bau der Rede. 122
Eintheilung der Wörter nach dem Bau der Rede in Nennwörter und Redewörter. 124
Unterſchied zwiſchen Ziel und Zweck einer Handlung. 125
Von der Hinanfügung an die Rede. 128
Unterſchied zwiſchen Ziel der Handlung und Ziel der Bewegung. 129
Von der Einſchiebung in die Rede. 131
Von der Bindung der Rede. 133
Von dem Erklärungsworte. 142
Licht und Schatten in der Sprache. 145
Der richtige Gebrauch der Unterſcheidungszeichen, aus dem Bau der Rede entwickelt. 147
Von den Fugen der Rede. 151
Darſtellung derſelben in einem Beiſpiel. 152
Beſondre Darſtellung der Fugen des Nennworts. 155
Von der mehrfachen Zahl. 156
Auflöſung einiger Schwierigkeiten in Anſehung des Zweckworts, warum man z. B. ſagt, ich danke dir u. ſ. w. 162
Auflöſung einiger Schwierigkeiten in Anſehung des Zweckworts, warum man z. B. ſagt, ich lehre dich, frage dich, u. ſ. w. 167
Von den unperſönlichen Redewörtern. 170
Eintheilung derſelben. 172

Seite
Warum einige immer das Zielwort und andre immer das Zweckwort nach ſich haben, oder warum wir z. B. ſagen mir träumt, und mich freuet. 175
Von den Präpoſitionen oder Fügewörtern, als in, an, auf, u. ſ. w. 183
Fügewörter, bei denen man ſich ſowohl Ort als Ziel denken kann 185
Bei denen man ſich beſtändig ein Ziel denken muß. 185
Bei denen man ſich niemals ein Ziel denken kann. 189
Bei denen man ſich einen Zweck denkt. 190
Die nahe an die Bindungen grenzen. 192
Die aus einem Fügeworte und einem Hauptworte zuſammengeſetzt ſind. 195
Tabelle von den deutſchen Präpoſitionen oder Fügewörtern. 196
Von den Fugen des Redeworts. 198
Die Bezeichnung der Wirklichkeit. 198
Die Bezeichnung der Vergangenheit. 200
Die Bezeichnung der Vollendung durch haben und ſeyn. 203
Die Bezeichnung der Zukunft. 204
Die Bezeichnung des Uebergehens einer Handlung. 205
Uebergang des Redeworts zum Eigenſchaftsworte. 207
Licht und Schatten in der Sprache, durch dieſe Verwandlung. 208
Von der Bildung der Wörter. 209
Von den einfachen Lauten, woraus die Wörter beſtehen. 210
Von den Silben und ihrer bedeutenden Kraft. 210
Von den einzelnen Tönen, welche durch die Buchſtaben im Alphabet bezeichnet werden. 213
Von der Schrift dieſer Töne. 214
Das Weſen der Vokale. 215
Entwickelung der einzelnen Laute aus den Sprachwerkzeugen. 217
Vom Alphabet. 218
Von der richtigen Ausſprache und Schreibart der Vokale. 221
Von der Dehnung des Vokals. 222
Die richtige Ausſprache des e. 232
Vom th. 233
Von der richtigen Ausſprache und Schreibart der Konſonante. 235
Vom c. 236
Von der richtigen Ausſprache des ch, g, i und k. 238
Vom Unterſchiede des f und v im Schreiben. 241
Von der richtigen Ausſprache und Schreibart des ſ, s, ſſ und ß. 243
Von der richtigen Ausſprache des r. 249
Von der Dehnung der Konſonante. 249
Vom Urſprunge der Sprache. 250
Wahrſcheinliche Verbindung zwiſchen dem Sichtbaren und Hörbaren. 251
Durch ein Beiſpiel erläutert. 251
Vom L nach ſeiner innern Bedeutung. 253
Beſchluß. 254

Erſter

Erſter Brief.

Das Vergnügen, welches die nähere Kenntniß der Sprache gewährt; ihr Endzweck und ihr Rang unter den übrigen Kenntniſſen.

Sie wollen ſich entſchließen, verehrungswürdige Frau, jetzt, da die ganze Natur ſich wieder verſchönert, die nie ſchlummernde Aufmerkſamkeit Ihrer Seele auf eine Zeitlang von dem duftenden Veilchen, dem ſäuſelnden Weſtwinde, und Philomelens Geſange hinwegzuziehen; um dieſelbe der Betrachtung jener ſchönen, wunderbaren Töne zu ſchenken, die Ihr Mund hervorbringt, um die herrlichen Gegenſtände der Natur, und ihren reitzenden Zuſammenhang untereinander zu bezeichnen?

Sie glauben auch nicht, daß Ihr Gefühl für die einfachen Schönheiten der Natur, durch dieſe wenigen Augenblicke leiden wird, welche Sie der unmittelbaren Beobachtung derſelben rauben; ſondern ſind vielmehr überzeugt, daß dies ſchöne Ganze ſelbſt ſich Ihnen in verneuertem Glanze darſtellen wird, wenn Sie bemerken werden, wie der helle Spiegel der Sprache deſſen prächtigen Zuſammenhang ſowohl als die allerfeinſten Schönheiten deſſelben zurückſtrahlt.

Insbesondre wünschen Sie sich von ihrer eignen Mutterſprache eine nähere Kenntniß zu erwerben, und wollen dem Studium derſelben eine Zeitlang Ihre Lieblingslektüre aufopfern. Sie haben den Muth gefaßt, bei einem Gegenſtande auszudauern, wo anſtatt der Empfindung blos der Verſtand beſchäftiget wird. — Eine Entſchließung, die Ihrer werth iſt! — Und Ihre Mühe wird ſich reichlich belohnen, durch das Vergnügen, was Ihnen die nähere Kenntniß einer ſo bedeutenden und nachdrucksvollen Sprache, als die unſrige iſt, ohne Zweifel gewähren wird.

Freylich haben wir einen etwas weiten Weg zurückzulegen, ehe wir das Gebiet ſo vieler Arten von Wörtern durchwandert haben, wodurch ſich unſre Gedanken auf mannigfaltige Weiſe äußern. Statt beblümter Wieſen reizender Phantaſien werde ich Sie durch die öden Labyrinthe der Nennwörter, Zeitwörter, und ſo vieler andern Arten von Wörtern führen müſſen; allein laſſen Sie uns nur den Faden nicht verlieren, der uns aus dieſem Labyrinthe allmälig herausleitet, ſo werden wir eine Anhöhe nach der andern erſteigen, wo Sie den ganzen Bau und die Anlage deſſen, was Ihnen vorher dunkel und verwirrt ſchien, mit einem Blick überſehen, und das paſſende Verhältniß aller Theile gegeneinander werden bemerken können.

Dieſe wiederholten Rückblicke auf die Gegend, die wir durchwandert haben, werden die Belohnung einer jeden kleinen Anſtrengung ſeyn, womit Sie irgend einen der Gegenſtände, die ich Ihnen nacheinander darſtellen werde, durchdacht haben.

Keine

Keine Harmonie kann dem Ohre angenehmer tönen, als die Uebereinſtimmung einer Reihe von Gedanken, die man erſtlich allmälig nacheinander, und dann auf einmal denkt, unſre Seele in ein ſüßes Staunen verſetzt. Doch Sie haben dies Vergnügen bey ſo mancher Lektüre für den Geiſt ſchon zu oft geſchmeckt, als daß ich es Sie jetzt erſt dürfte kennen lehren.

Welch eine harmoniſche Uebereinſtimmung des Einzelnen zum Ganzen findet ſich aber in der menſchlichen Sprache! Nicht die kleinſte Biegung eines Worts, durch ein hinzugefügtes e oder en, nicht der kleinſte Zuſatz zu demſelben, kein vorgeſetztes be oder ge, kein nachgeſetztes ung oder keit iſt unzweckmäßig; die kleinſte Silbe, und, in manchen Wörtern, der einfachſte Buchſtabe, hat ſeine beſtimmte Bedeutung, wodurch er zur Bildung des ganzen Worts das ſeinige beiträgt.

Nur zu ſehen, wie es zugeht, daß alle einzelnen Theile der Sprache ſo zuſammenſtimmen, und ſich zu einem wunderbaren Ganzen vereinigen? Wie es zugeht, daß die einzelnen Laute ſich zu Silben und Wörtern, und die Wörter wieder zu einem zuſammenhängenden Ausdruck bilden, welcher den Gedanken aus den innerſten Tiefen der Seele, wie Gold, durchſchimmern läßt? Das zu unterſuchen, und auf die Weiſe, durch die Sprache, welche ein Abdruck unſrer Seele iſt, in unſre Seele ſelbſt zu blicken, welch eine reitzende Beſchäftigung für denjenigen, der an höhern Vergnügungen des Geiſtes, ſo wie Sie, Geſchmack findet.

Blos deswegen ſeine Mutterſprache näher kennen zu lernen, um ſich in derſelben richtig ausdrücken zu

können, hieße die Kenntniß derſelben zu tief herab ſetzen. Dieſem Endzweck gemäß dürfte eine deutſche Sprachlehre auſſer den Regeln der Rechtſchreibung wenig mehr enthalten, als eine Sammlung der Fehler, welche gewöhnlich im Reden gemacht werden. Allein die Sprachlehre hat einen höhern Endzweck: ſie ſoll uns die geheimen Fugen auseinander legen, wodurch das Gebäude unſrer Sprache ſich ineinander ſchließt; ſie ſoll uns aufmerkſam machen, auf den Gang unſrer Gedanken, wovon unſre Ausdrücke nur Gemählde ſind, und auf die Art ſoll ſie uns das Gemählde mit dem Original vergleichen, und uns die Sprache, als die erſte Quelle aller menſchlichen Wiſſenſchaften, kennen lehren, woraus dieſelben wie unzählige Bäche entſprungen ſind.

Nun wäre es gleichviel, durch welche Sprache wir in unſre Seele blickten, und den Gang unſrer Ideen zu erkennen ſuchten: denn eine jede Sprache wird in ſich ſelber durch einerlei Band verknüpft, eine jede iſt Abdruck der menſchlichen Seele; aber warum ſollen wir nicht dazu vor allen andern unſre Mutterſprache wählen, da uns dieſelbe einmal ſo geläufig iſt, daß wir Muße gewinnen, ihrem innern Bau ſorgfältig nachzuſpüren, indem wir nicht mehr ſo ſehr verlegen ſeyn dürfen, uns in derſelben richtig auszudrücken. Je mehr wir aber das Innre unſrer Sprache kennen lernen, deſto feſter und richtiger wird auch unſer Ausdruck werden, indem wir es immer deutlicher einſehen lernen, warum wir gerade ſo und nicht anders reden.

Doch ſelbſt ein gewiſſes Gefühl von Dankbarkeit fordert uns ſchon auf, demjenigen unſre nähere Aufmerk-

merkſamkeit zu ſchenken, was uns ſo manche frohe Stunde im Leben gewährt; was ſo oft, wenn wir mit einem Freunde ſprechen, ſeine geheimſten Gedanken zu uns, und die unſrigen zu ihm hinüber trägt, oder wenn wir in einem liebenswürdigen Schriftſteller leſen, die angenehmſten Gegenſtände vor unſre Seele zaubert.

Demohngeachtet aber wird ſich der Einwurf in Ihnen empor drängen: die Sprache bleibt doch immer nur Werkzeug in der Hand des Künſtlers, er allein darf auf unſre Dankbarkeit Anſpruch machen, und nicht das Werkzeug, das von ſeiner Meiſterhand regiert wird.

Freilich kann es uns auf den erſten Blick beinahe ſcheinen, als ob die Sprache blos Werkzeug wäre; allein man ſiehet doch leicht, daß ſie ſich zu den Werken des Geiſtes, welche darinn hervorgebracht ſind, ohnmöglich ſo verhalten könne, wie der Pinſel zu dem Gemählde, oder der Meißel zu der Bildſäule. Aber geſetzt ſie wäre blos Werkzeug; erhöhen denn die Inſtrumente nicht die Kunſt? Je beſſer die Flöte, deſto vollkommner der Ton, je feingeſchlifner das Glas, deſto merkwürdiger die Entdeckungen, welche vermittelſt deſſelben gemacht werden.

Aber, ſagen Sie, iſt es wohl gut gethan, hinter die Kuliſſen zu treten, und das Maſchinenwerk zu betrachten, indes ein Schauſpiel aufgeführt wird, das dem Auge eine angenehme Täuſchung verurſacht? Iſt es wirklich ſo reizend, in das Innre der Sprache zu dringen, und das Triebwerk zu beobachten, wodurch ſolche Zaubereien in uns hervorgebracht werden? Wird

nicht dadurch die ſüße Täuſchung wegfallen, welche uns immer noch etwas Dunkles und Geheimnißvolles ahnden läßt?

Ich glaube nicht, daß wir dieſes befürchten dürfen. Die Sprache hat Abgründe, in die der hellſte Verſtand nie dringen wird: Auch iſt ſie kein Maſchinenwerk, das ſchlechter wäre als das Schauſpiel, welches ſie darſtellt; ſondern das Schauſpiel ſelber, alle die unzähligen Wiſſenſchaften, welche in der Sprache enthalten ſind, und durch die Sprache in unſrer Seele dargeſtellt werden können, ſind vielleicht nur ein Blick durch den Vorhang, welcher uns den ganzen innern Glanz der Sprache ſelbſt verdeckt, nur ein Ausfluß von dem wunderbaren Lichte, womit ſie unſre Seele durchſtrahlt.

Vielleicht haben wir bisher den innern Werth der Sprache zu wenig geſchätzt, und es kann uns damit gehen, wie einem Künſtler mit ſeinem Werkzeuge, womit er lange Zeit mühſam arbeitete, und ſich kaum ſein Brod erwarb; bis er endlich darauf fiel, die innre Natur des Werkzeuges ſelbſt zu unterſuchen, und in derſelben einen koſtbaren Edelgeſtein fand, der ihn aller fernern Mühe gänzlich überhob, und ihm zeigte, daß das Werkzeug, womit er arbeitete, an ſich ſelber edler war, als alle Kunſtwerke, die er damit hervorgebracht hatte. Laſſen Sie uns in der Sprache dieſen koſtbaren Edelgeſtein aufſuchen, welcher uns für unſre angewandte Mühe reichlich belohnen wird.

Ohngeachtet aller meiner Gleichniſſe, werden Sie mir noch einwerfen; daß ſich die Sprachlehre doch nur

mit

mit Worten beſchäftiget, da die andren Wiſſenſchaften Sachen zum Gegenſtande haben.

Allein was wären alle Gegenſtände auſſer uns, ohne die Gedanken in uns? Und was wären wiederum alle Gedanken, ohne die Worte, wodurch wir dieſelben unterſcheiden? Das Wort iſt der Seele ſo nöthig, um zu denken, wie die Geſtalt und Farbe dem Auge, um zu ſehn, und der Schall dem Ohre, um zu hören. Dies beſtätigt ſich wirklich dadurch, daß die Taub- und Stummgebornen, wenn ſie ihr Gehör erhalten, erſt durch die Sprache deutliche Begriffe bekommen, und ſich von ihrem vorigen Zuſtande, in welchem es ihnen, wegen Mangel des Gehörs, an der Sprache fehlte, nichts deutlich erinnern können.

Indem die Sprache dem Gedanken erſtlich ein hörbares, und dann auch, durch die Schrift, ein ſichtbares Gewand gab, ſo ertheilte ſie ihm zugleich ſein ganzes Weſen. Der Gedanke bildete ſich zum Worte, und das Wort ſelber war der Gedanke; und durch das Wort ward das Band der Menſchheit feſt geknüpft, daß ſie ſich zu einem großen Endzweck vereinigten, Städte zu bauen, ſich zu ſichern, ſich auszubreiten, und tauſend Dinge zu thun, wodurch ſie ihren Vorzug vor allen übrigen Geſchöpfen behaupten konnten.

Und das Wort ſollte uns geringſchätzig, und unſrer Betrachtung unwerth ſcheinen, deswegen, weil es blos Wort iſt? Die Wiſſenſchaft, welche ſich mit der Natur der Worte beſchäftiget, ſollte von uns unter irgend eine andre Wiſſenſchaft herabgeſetzt werden?

Sie ist der höchste Schwung des menschlichen Geistes; denn die Sprache verhält sich zu alle dem, was wir wissen, beinahe so wie das Auge zu den Gegenständen, die wir sehen. Wenn wir lange genug die Gegenstände selbst mit Muße betrachtet haben, so führt uns der höchste Grad der Aufmerksamkeit auf den Urquell des Sehens selbst zurück, und lehrt uns den geheimen Bau des Auges erforschen, worinn sich alle diese Gegenstände so wunderbar darstellen — so führt uns die Wissenschaft, welche uns die Natur der Sprache kennen lehrt, nachdem wir über tausend Dinge gedacht haben, auf den Urquell unsers Denkens selbst zurück. Sie ist daher eine Wollust des Geistes, welcher sich gleichsam über sich selbst erhebt, indem er über dasjenige nachdenkt, was so sehr in sein Innerstes verwebt ist.

Wenn Sie in der Folge unsrer Betrachtungen dies Vergnügen wirklich empfunden haben, so werden Sie nicht mehr zweifeln, daß die Kenntniß der menschlichen Sprache eine der erhabensten Wissenschaften ist, worinn alle übrigen, gleichsam wie in ihrem Keime, schlummern, und woraus sie sich eine nach der andern entwikkelt haben.

Doch ich fürchte, daß ich schon zu weit gegangen bin, um Ihnen das Studium einer Wissenschaft zu empfehlen, die sich so sehr durch sich selbst empfiehlt.

Zweiter Brief.

Von der Sprache überhaupt: die Kraft der Sprache, aus einzelnen Bildern, die schon in unsrer Seele liegen, neue Bilder zusammenzusetzen, und Leben und Bewegung in dieselben hinein zu tragen, aus einer kleinen Erzählung entwickelt, nebst der ersten Darstellung eines Hauptunterschiedes zwischen den Wörtern.

Jetzt denke ich mir, wie Sie mit meinem Briefe in der Hand auf Ihrem Balkon sitzend, die ganze schöne Gegend um Ihre ländliche Wohnung überschauen. Ihre Seele ist der Spiegel, worin der Fluß, die Wiese, der Tannenwald, und der entfernte Hügel sich darstellen; und das Gemählde, welches Sie mir in Ihrem letzten Briefe von allen diesen Gegenständen entworfen haben, ist wiederum ein Spiegel Ihrer Seele, worinn ich Ihre feinsten Empfindungen und Ihre lebhaftesten Vorstellungen lese.

Indem ich Ihre Beschreibung durchging, stiegen allmälig der Fluß, die Wiese, der Tannenwald und der dämmernde Hügel in meiner Seele empor, bis das ganze Bild vollendet war, und mit allen seinen Gestalten und Farben in mir selber da stand.

Mit Vergnügen bemerkte ich, wie eine Seite nach der andern angeschlagen, eine Erinnerung nach der andern in mir hervorgerufen ward, und endlich aus so

vielen einzelnen Bildern, die schon lange in meiner Seele geschlummert hätten, sich nun ein ganz neues Bild zusammenfügte. Oft hatte ich mir schon Wiese, Fluß und Tannenwald, einzeln oder zusammengenommen, gedacht, aber doch noch nie gerade in dem Verhältniß und in der Stellung gegen Ihre Wohnung, wie Sie mir dieselben beschrieben haben.

Es ist ein großes Vergnügen, auf die mannichfaltigen Eindrücke Acht zu geben, welche durch die Sprache auf unsre Seele gemacht werden. Wie z. B. einige Wörter die Erinnerung an eine Gestalt oder Farbe, die wir gesehen, andre an einen Ton, den wir gehört, und noch andre an eine Empfindung, die wir gehabt haben, in uns hervorrufen. Wie durch die Wörter die einzelnen Bilder, welche schon in der Seele liegen, gleichsam wie die Töne aus einem Instrumente hervorgelockt werden, so daß durch jede neue Erzählung oder Beschreibung, die wir hören oder lesen, eine neue Melodie in uns erweckt wird. Lassen Sie uns mit folgender kleinen nur zu diesem Endzweck erdichteten Erzählung einen Versuch machen:

Ein Knabe kletterte auf einen Baum
Der nah an einem Flusse stand:
Er wollte eine reife Kirsche pflücken,
Und faßte sich an einem Ast,
Allein der Ast zerbrach,
Und der bedauernswürd'ge Knabe
Fiel in den Fluß, sank unter, und ertrank.

Sollte diese kleine Erzählung durch Gemählde dargestellt werden, so müßte der Knabe etwa erst abgemahlt werden, wie er auf den Baum klettert, dann noch einmal,

mal, wie er oben ist, mit der einen Hand den Ast ergreift, und mit der andern die Kirsche pflücken will, und dann wäre noch ein andres Gemählde nöthig, wo wir ihn im Flusse wirklich untersinken sähen; das Ertrinken aber könnte wiederum nicht anders bezeichnet werden, als durch noch ein Gemählde, wo wir ihn, nachdem er herausgezogen wäre, todt am Ufer liegend erblickten; und demohngeachtet wäre dann in dieser ganzen Erzählung noch kein Leben, weil alle diese Gemählde zusammengenommen noch keine Bewegung anzeigen können.

Wie einleuchtend ist hier der Vorzug der Sprache vor dem Gemählde! Indem Sie die Worte der obigen Erzählung hören oder lesen, so ist es fast, als ob Sie die traurige Begebenheit selber mit ansehn. In Gedanken sehn Sie wirklich den Knaben auf den Baum klettern, hören den Ast brechen, an dem er sich festhielt, und bedauern ihn, indem er ohne Rettung im Strome ertrinkt. Und alle diese abwechselnden, lebhaften Bilder in Ihrer Seele entstanden durch wenige Worte, die man auf ein kleines Blättchen schreiben, oder in weniger als einer Minute hersagen kann: das ist die wunderbare Kraft der Sprache; sie kann uns Dinge als gegenwärtig darstellen, die uns, im Ganzen genommen, nie gegenwärtig waren, und kann uns also einen Begrif von demjenigen machen, was wir nie selbst mit unsern Augen gesehn haben.

Ein Gemählde vom Baume z. B. hat zwar weit mehrere Aehnlichkeit mit demselben als das Wort Baum, aber dafür stellt es uns auch nur eine Aehnlich-

keit des Baumes dar; das Wort Baum hingegen ist ein Zeichen, das wir einmal statt des Baumes selber setzen, und sobald wir es hören, steht auf einmal ein Baum in unsern Gedanken da, so groß und schön, wie er wirklich ist, mit seinem Stamm, seinen Zweigen, und allen seinen grünen Blättern, und nicht etwa flach und verkleinert, wie auf einem Gemählde. Sobald wir das Wort Knabe hören, stellen wir uns auch diesen im Leben vor; und sagt uns nun jemand noch das Wort klettern, so daß es sich von dem Knaben auf den Baum bezieht, so klettert in unsern Gedanken der Knabe wirklich auf den Baum hinauf, und so steht in unsrer Seele ein Gemählde, worinn alles lebt und sich bewegt, und welches deutlicher und schöner ist, als jedes andre Bild, das ein Mahler davon entwerfen könnte.

Hiebey kann ich Sie vorläufig auf einen Hauptunterschied der Wörter aufmerksam machen, der uns in der Folge zu statten kommen wird. Welche Wörter sind es eigentlich, die erst Leben und Zusammenhang in das Gemählde bringen, das durch obige Erzählung in der Seele hervorgebracht ward? — So lange Sie sich die Wörter

Knabe, Baum, Fluß,
Kirsche, Ast, und wiederum
Ast, Knabe, Fluß,

allein denken, so lange steht alles stille, und die einzigen Bilder sind noch zerstückt und abgesondert: wenn Sie sich nun aber die Wörter

kletterte, stand, wollte,
pflücken, faßte, zerbrach,
fiel, sank, ertrank,

und

und alsdann noch die Wörter auf, an, und in, wo es nöthig iſt, hinzudenken, ſo wird es mit Hinweglaſſung einiger, das Bild noch mehr ausmahlender Wörter, ohngefähr ſo heißen:

Ein Knabe kletterte auf einen Baum
Der an einem Fluſſe ſtand,
Wollte eine Kirſche pflücken,
Faßte einen Aſt,
Der Aſt zerbrach,
Der Knabe
Fiel in den Fluß, ſank und ertrank.

Und nun iſt auf einmal alles in Bewegung gerathen. Die Bilder haben ſich zuſammengefügt, und in dem ganzen Gemählde iſt Leben.

Die erſten Wörter, bei denen noch alles ſtille ſtand, waren bloße Namen oder Benennungen von Dingen, ſie heißen deswegen Nennwörter; diejenigen aber, welche Leben und Bewegung in das Gemählde brachten, waren keine Benennungen von Dingen, denn unter kletterte z. B. kann ich mir ja keine Sache denken, ſondern ſie zeigten die mannigfaltigen Arten des Zuſammenhanges und der Veränderungen und Bewegungen der Dinge untereinander an, darum heißen ſie Zeitwörter, weil zu einer jeden auch der kleinſten Veränderung oder Bewegung allemal Zeit erfordert wird.

Die kleinen Wörter, welche die Nennwörter mit den Zeitwörtern verbinden, als auf, an, in, ſind gleichſam der Kitt, welcher das Bild zuſammenhält; wenn man ſie auslaſſen wollte, ſo würde das Gemählde oft ganz auseinander fallen. Sagte man z. B. ein Knabe

kletterte

Kletterte einen Baum, anſtatt auf einen Baum, oder er fiel den Fluß, anſtatt in den Fluß, ſo hätte man nichts Zuſammenhängendes geſagt: Knabe und Baum, und Knabe und Fluß wären immer von einander getrennt geblieben. Die letztern kleinen Wörter wollen wir alſo fürs erſte Bindungen in der Sprache nennen. Dies iſt erſt ein Hauptunterſchied zwiſchen den Wörtern; die nähere Kenntniß der übrigen kleinen Wörter in unſrer Erzählung würde uns jetzt zu weit vom Ziele abführen.

Wenn man auf einem Inſtrumente ſpielt, und eine und eben dieſelbe Saite berührt, ſo entſteht auch immer wieder eben derſelbe Ton. Die Gedanken liegen ſchon in der Seele, wie der Ton in den Saiten, aber dieſe müſſen erſt berührt werden, wenn man ihn hören ſoll. Die Bilder vom Baum und Knaben lagen ſchon einmal in unſrer Seele, aber durch die Wörter Baum und Knabe mußten ſie erſt wieder erweckt werden, dies waren gleichſam die Klaves, die man erſt anſchlagen mußte.

Wahrſcheinlicher Weiſe haben Sie in Ihrem Leben noch keinen ähnlichen traurigen Auftritt, grade auf die Weiſe, geſehn, wie er in obiger Erzählung geſchildert wird; allein die Bilder von Knabe, Baum, Fluß, und die Vorſtellungen von klettern, ſtehen, pflücken, brechen, fallen, ſinken u. ſ. w. waren ſchon in Ihren Gedanken vorhanden: einzeln erinnerten Sie ſich wohl alle dieſe Dinge geſehen und bemerkt zu haben, aber nur noch nicht gerade in dem Zuſammenhange, worin Sie ſie nun betrachten. Vielleicht haben Sie das Herunterfallen vom Baume wohl an einem Apfel, und das Ertrinken

trinken im Fluſſe an einem Thiere bemerkt, aber beides wahrſcheinlich noch an keinem Menſchen geſehen.

Wenn Sie ein neues Stück auf dem Klaviere ſpielen, ſo greifen Sie dazu immer eben dieſelben Töne, deren Sie ſich ſchon zu manchen andern Stücken bedient haben, aber Sie ſetzen ſie nur beſtändig auf eine andere Weiſe in Verbindung. So iſt es auch mit jeder neuen Erzählung: wir nehmen immer eben dieſelben Worte dazu, die wir ſchon zu tauſend andern Erzählungen gebraucht haben, auch bedienen wir uns der Vorſtellungen, welche ſchon ſeit langer Zeit in unſrer Seele waren, nur ſetzen wir dieſelben ebenfalls immer wieder auf eine andre Art zuſammen. Eben ſo wie wir zu den Wörtern, die wir ſchreiben, immer wieder eben dieſelben Buchſtaben nehmen, womit ſchon ſo viele tauſend andre Wörter geſchrieben ſind.

Die einzelnen Bilder ſelbſt müſſen alſo ſchon da ſeyn, und können durch das Wort nicht erſt hineingetragen werden. Bei einem Blindgebohrnen kann daher das Wort Baum niemals das Bild von einem Baume hervorbringen, weil dieſes noch nicht vorher in ſeiner Seele liegt. Durch das Gefühl kann er wohl wiſſen, daß der Stamm des Baumes rund und nicht eckigt iſt, eben dadurch kann er auch wiſſen, daß ein Blatt dünne und länglicht rund iſt, und durch das Gehör kann er auch eine Vorſtellung von dem Rauſchen der Blätter im Winde haben; aber weil er den ganzen Baum nicht umfaſſen kann, ſo hat er auch keine Vorſtellung von ſeiner eigentlichen Geſtalt und Größe; eben ſo wenig kann er ſich an den Blättern die grüne, an der

Blüthe

Blüthe die weiße, und an dem Stamme die schwarze oder graue Farbe denken, er mag das Wort Baum auch so oft hören wie er will.

Ist aber ein Bild z. B. von einem Thiere noch nicht in der Seele gewesen, so kann man es doch, vermittelst der Sprache, aus andern zusammensetzen, die schon darin liegen, und es auf die Weise hineintragen. Hätten Sie noch keinen Löwen gesehn, so würde ich Ihnen doch durch Worte eine Vorstellung davon machen können, indem ich ihn beschriebe, als ein Thier mit einem großen Kopfe, platten viereckigtem Gesichte, dicken Beinen, kurzen Füßen, über Kopf, Kinn, Hals und Schultern mit einem langen lockigtem Haare geziert, u. s. w.

Dritter Brief.

Vorläufige Eintheilung der Wörter, in Bildwörter, Tonwörter, Empfindungswörter und Verhältnißwörter. Entwickelung der Vorstellungen bey den einzelnen Wörtern aus dem Anfange einer Geßnerschen Idylle.

Sie haben recht, verehrungswürdige Frau! es ist eine angenehme Beschäftigung des Geistes, dem wunderbaren Spiele seiner eignen Gedanken auf eine kleine Weile zuzusehen, wie sich einer aus dem andern entwickelt; wie der eine steigt, indes der andre sinkt; wie der eine durch den andern verdrängt wird; und wie sie dann alle

am Ende ſich wieder friedlich miteinander vereinigen, daß eine angenehme Stille in der Seele herrſcht.

Es iſt aber ſehr ſchwer, ſich auf die Weiſe über ſeine eignen Gedanken zu erheben, und der Geiſt kann dieſe Anſtrengung nicht lange ertragen: ſehr bald werden wir wieder in das Intereſſe der Gedanken verwikkelt, ſo daß ſich das deutliche Bewußtſeyn unſrer ſelbſt in dem jedesmaligen Gedanken, der uns gegenwärtig iſt, verliert.

Leichter iſt es der Entwickelung und dem Spiele der Gedanken nachzuſpähen, welche, indem wir etwas leſen, durch die Sprache in uns hervorgebracht werden.

Wenn es ruhig iſt in meiner Seele, wenn der Ton in jeder Saite ſchlummert, ſo ergreife ich ein Buch, und indem ich leſe, entſteht in mir eine neue Melodie. Ich ſuche mich dann über meine eignen Gedanken zu erheben, und opfre die Süßigkeit der dunklen Empfindung eine Zeitlang der deutlichen Erkenntniß auf. Indem ich weder Wieſen noch Quellen, weder Hügel noch Thäler vor mir ſehe, gebe ich Achtung, durch welche Zauberkraft meine Seele getäuſcht wird, daß ſie ſich dieſes alles ſo lebhaft vorſtellt, als ob es wirklich vor meinen Augen da ſtände. So wie ich leſe merk' ich, wie der vergangne Gedanke vor dem gegenwärtigen beſcheiden zurück tritt, und ſich in eine immer dunklere Ferne zieht, je mehr neue Gedanken auf ihn folgen. Mir däucht, ich ſehe die ſchönſte Perſpektive vor mir, indem ich ſo eine ganze Reihe von Bildern in meiner Seele, wie eine Allee von Bäumen, durchſchaue.

Wenn Sie dieſen Gang wählen, ſo werden Sie dadurch im Stande ſeyn, ſich ſelber nach und nach, vermittelſt einiger Beobachtungen, eine Sprachlehre zu bilden, indem Sie die Sprache ſelbſt in einer weit nähern Beziehung auf Ihre eigne Seele kennen lernen, wodurch das Studium derſelben zugleich weit mehr Intereſſe für Sie gewinnen wird.

Auch iſt es nöthig, wenn wir die Natur der Wörter unterſuchen wollen, mehr in die innre Natur der Gedanken einzudringen, welche bei denſelben in uns entſtehen. Nun werden aber bei den meiſten Wörtern Erinnerungen in uns erweckt, entweder an etwas, das wir geſehn haben, und wovon das Bild noch in unſrer Seele ſchlummert, als bei den Wörtern **Baum, Hügel, Bach**; oder an einen Ton, den wir irgend einmal gehört haben, als bei den Wörtern **brauſen, raſſeln, murmeln**; oder an eine Empfindung, die durch irgend etwas in uns erregt ward, wie bei den Wörtern **freuen, zürnen, trauren**; oder an ein Verhältniß, das wir zwiſchen mehreren Dingen bemerkt haben, als bei den Wörtern **groß, klein** u. ſ. w. Wir könnten alſo fürs erſte eine Eintheilung der Wörter in **Bildwörter, Tonwörter, Empfindungswörter** und **Verhältnißwörter** machen, bis uns unſre Betrachtungen weiter führen werden.

Dieſe Eintheilung vorausgeſetzt, ſollen uns nun einige mahleriſche Stellen aus einer Geßnerſchen Idylle den Stoff zu unſern Beobachtungen darbieten: denn bei einer philoſophiſchen Abhandlung möchte uns freilich dieſe Eintheilung weniger zu ſtatten kommen. Bei dem erſten Bilde wird es uns weit mehr Mühe koſten, unſre

Vorſtel-

Vorſtellungen davon zu entwickeln, als bei den folgenden; wir werden uns daher auch etwas länger dabei verweilen müſſen. Laſſen Sie uns alſo zum Werke ſchreiten; der Vorhaug wird aufgezogen, und das Schauſpiel hebt an:

Bei frühem Morgen — Indem Sie dieſe Worte leſen, iſt gleichſam die Scene eröfnet. Es ſind zwar eigentlich nur Verhältnißwörter: früh bekömmt erſt durch den Gegenſatz von ſpät, und **Morgen** durch den Gegenſatz von Abend ſeine Beſtimmung. **Bei** iſt gleichſam nur die Klammer, welche alles, was nun noch folgt, an die Vorſtellung vom **frühen Morgen** hinaufügt. Demohngeachtet aber können Sie nicht vermeiden, daß bei dem Verhältnißworte **Morgen** ſich nicht zugleich ein ſchwankendes Bild in Ihrer Seele empordrängen ſollte, welches durch das andre Verhältnißwort früh noch mehr Beſtimmung erhält. Und wenn Sie auf ſich Achtung geben, ſo werden Sie finden, daß gerade das Bild von dem frühen Morgen, den Sie zuletzt beobachtet haben, oder der einmal, mit beſondern Nebenumſtänden vergeſellſchaftet, den ſtärkſten Eindruck auf Sie machte, auch zuerſt in Ihrer Seele erwachen wird. Sie werden ſich z. B. vielleicht die röthlichen Streifen am öſtlichen Himmel denken, indes die weſtliche Hälfte noch in falbes Grau verſenkt iſt, und ſich dann zugleich die Gegend dabei vorſtellen, wo Sie dieſe Veränderung in der Natur zuletzt bemerkten. Zu dem Gemählde Ihrer Seele ſind alſo gleichſam ſchon einige der erſten Linien entworfen. Auf der noch unbemahlten Fläche kann nun noch entweder eine blutige Schlacht, oder eine Scene

häuslicher Freuden, oder die Begebenheit eines einzigen Menschen geschildert werden. Also bey frühem Morgen

kam der arme Amyntas — Diese vier Wörter bringen sogleich Leben und Interesse in das Gemählde, obgleich alles noch immer sehr unbestimmt ist. Es wird von einem Menschen geredet, als ob derselbe uns schon bekannt wäre. Ohne etwas weiter von ihm zu sagen, als daß er arm ist, wird uns gleich sein Name genannt, welcher durch das bezeichnende Wort der noch genauer bestimmt wird. Hätten wir gelesen ein armer Hirt, oder ein armer Mann, Namens Amyntas, so wäre unsre Erwartung lange nicht so sehr rege gemacht, als nun, da wir durch den genau bezeichneten, eigenthümlichen Namen, uns gleichsam in den ganzen Lebenslauf des Mannes hineindenken, wovon seine folgende Begebenheit ein Stück ist. Für denjenigen, der einen Menschen kennt, ist der eigenthümliche Nahme desselben das Allerbestimmteste, so wie er für den, der ihn nicht kennt, das Allerunbestimmteste ist; eben deswegen aber erregt er auch bei dem letztern am meisten die Erwartung, weil sich noch so viel darinn bestimmen läßt, indem der Name eines Menschen die Vorstellung von allen seinen Schicksalen, und demjenigen, was ihn von andern Menschen auszeichnet, umfaßt. — arm ist eigentlich ein Empfindungswort: es erweckt in uns die Erinnerung an die Empfindung, welche wir hatten, wenn es uns an etwas Nothwendigem mangelte; demohngeachtet aber drängt sich zugleich ein Bild mit empor, indem wir uns an dem Amyntas einige äußerliche Zeichen der Armuth, ein schlechtes Kleid, hagre Gestalt, oder so etwas denken,

was

was wir vielleicht das letztemal, da wir einem armen Menschen begegneten, an demselben bemerkt haben. Wir sehen aus diesem und dem vorhergehenden Beispiele vom Morgen, wie sehr die Seele geneigt ist, ihre Gedanken und Empfindungen immer auf sinnliche Bilder zurückzuführen. Die drei Wörter, der arme Amyntas sind es also, welche Interesse in das Gemählde bringen, und kam ist nun das Wort, welches Leben und Bewegung hineinträgt. Unsre Aufmerksamkeit wird dadurch vorzüglich auf den Amyntas gezogen, von welchem sich nun, vermittelst des Worts kam, zuerst die Erzählung anhebt. Folgende Stellung der Worte wird uns ihren natürlichen Fortschritt darstellen:

Der arme Amyntas — kam
bei
frühem Morgen

früher Morgen ist nur eine Nebenvorstellung, welche durch die Bindung oder durch die Klammer bei an die Hauptvorstellung von dem Amyntas hinangefügt wird; von diesem letztern geht nun die Erzählung aus, das Bild von frühem Morgen wird zurückgelassen, und kömmt nun nicht weiter in Betrachtung, außer, daß eine schwache Vorstellung davon in der Seele zurückbleibt, welche immer noch durch die übrigen durchschimmert.

kam ist ein sehr merkwürdiges Wort: denn ehe es da war, war eigentlich noch nichts gesagt. Und hätte es auch z. B. geheissen: der arme, gute, alte Amyntas, und wären auch noch so viele ähnliche Wörter vorhergegangen, so wäre doch mit allen diesen Wörtern eigentlich noch nichts gesagt; die Erzählung wäre um kei-

nen Schritt weiter fortgerückt, und wenn der Erzählende ſtill ſchwiege, ſo würden wir noch immer auf das Wort horchen, wodurch nun eigentlich von dem Manne etwas erzählt, oder wodurch ihm noch eine Eigenſchaft oder eine Handlung zugeſchrieben werden ſollte. Hieraus können Sie ſich den Begriff noch mehr erklären, und noch genauer beſtimmen, welchen Sie ſich aus meinem letzten Briefe von den Zeitwörtern werden gemacht haben. Es ſind nehmlich ſolche Wörter, ohne welche dasjenige, was wir ſagen oder erzählen, keinen Schritt weiter fortrücken kann; ohne welche die menſchliche Sprache ſich mit den bloßen Benennungen, und die Seele ſich mit den bloßen Vorſtellungen der einzelnen Dinge behelfen müßte, ohne etwas davon zu reden oder darüber urtheilen zu können. Die Zeitwörter ſind alſo eigentlich die Wörter, wodurch wir erſt von denen Dingen wirklich reden, die wir mit den Nennwörtern blos benannt haben; ſo wird in unſerm Beyſpiele durch das Zeitwort kam erſt wirklich von dem Manne geredet, den wir durch die Nennwörter der arme Amyntas blos benannt hatten.

Indem wir die Wörter nun z. B. in Zeitwörter und Nennwörter eintheilen, betrachten wir dieſelben mehr außer uns; indem wir ſie aber Bildwörter, Tonwörter, Empfindungswörter u. ſ. w. nennen, ſehen wir mehr auf die Wirkungen, welche durch dieſelben in unſrer Seele hervorgebracht werden. Nun können aber z. B. die Zeitwörter wiederum entweder helfende Bildwörter, Tonwörter oder Empfindungswörter ſeyn, als der Baum grünet, der Wagen raſſelt, der Mann friert.

Die

Die erſte Eintheilung iſt mehr für den Verſtand, die andre mehr für die Einbildungskraft. Die erſtre lehrt uns den innern Bau der Sprache zergliedern, die andre läßt uns, durch den Weg des Nachdenkens über die Sprache, Beobachtungen über unſre eigne Seele anſtellen. Nehmen Sie aber immer dieſe Eintheilungen nur noch als vorläufig an, und laſſen Sie uns ſehen, wie wir dieſelben in der Folge immer genauer beſtimmen können.

Unter dem Worte kommen denken wir uns etwas Aehnliches mit gehen, nur mit dem Unterſchiede, daß bei dem Kommen das Gehen ſchon ſein Ziel erreicht: daher pflegt ſich uns gleich bei der Vorſtellung vom Kommen nicht die Frage, wohin? ſondern die Frage, woher? immer zuerſt aufzudringen, welches auch hier der Fall iſt, wir fragen, woher kam denn der Mann? Ferner wird durch das Wort kommen nunmehr das ganze Bild von dem Manne gleichſam vor uns hingeſtellt. Hieße es, er ging, ſo würden wir ihm nachſehen, nun ſehen wir ihn auf uns zukommen.

Daß es aber heißt, er kam, und nicht, er kömmt, iſt ein Zeichen, daß, eh noch dieſes erſte Bild völlig vollendet iſt, ihm ſchon ein andres vorgeſchoben werden ſoll. Eh noch das Kommen des Mannes ſeine Endſchaft erreicht hat, ſoll ſchon irgend eine neue Handlung von ihm anfangen, wodurch die Erzählung von der erſtern gleichſam verdrängt wird, ſo daß die Erinnerung daran durch die Erzählung von der zweiten nur noch durchſchimmert. Hieße es, er war gekommen, ſo ließe das freilich auch erwarten, daß noch eine Handlung

wird erzählt werden, aber man denkt ſich die erſtre Handlung ſchon völlig als vollendet, ehe die zweite anfängt. Das erſte Bild iſt ſchon völlig in die Seele zurückgetreten, ehe ſich das zweite demſelben vorſchiebt. Hieße es aber, der arme Amyntas iſt gekommen, ſo ließe das weiter gar nichts erwarten; die Vorſtellung in der Seele ſchiebt ſich nicht zurück, um noch einer folgenden Platz zu machen: ich denke mir dieſe letztern Worte nicht als den unvollſtändigen Anfang einer Erzählung, ſondern etwa als die vollſtändige Antwort auf die Frage. Dieſe Bemerkungen werden Ihnen zu ſtatten kommen, wenn wir in der Folge einmal von Imperfektum, Perfektum und Plusquamperfektum uns werden unterhalten müſſen.

Weil unſre Erzählungen nicht mit den nächſten ſondern mit den entfernteſten Gegenſtänden zuerſt anfangen, um das Nachfolgende aus dem Vorhergehenden entwickeln zu können, ſo ſind wir genöthiget, das erſte Bild immer weit genug in unſrer Seele zurückzuſchieben, um für die folgenden Platz zu laſſen. Jede Erzählung erregt daher eine Perſpektive in unſrer Vorſtellung, und zwar ſo, daß die Perſpektive der Vorſtellung ſich immer umgekehrt zu der Perſpektive der Erzählung verhält, indem dasjenige, was zuerſt erzählt wird, am nächſten von uns gedacht wird.

Es iſt wunderbar, wie die ganze Vorſtellungskraft der Seele auf einmal ganz anders geſtimmt wird, wenn ſie ſich etwas als vergangen denkt: es iſt, als ob plötzlich ein dunkler Schleier die Gegenſtände bedeckte, und die Vorſtellung des Vergangnen verhält ſich zu der Vorſtellung des Gegenwärtigen, wie die entfernte gedämpfte

Muſik

Musik zu der rauschenden, wie die Dämmrung zu dem Lichte. Woher wird aber diese plötzliche Verschiedenheit hier anders verursacht, als durch die einzige kleine Veränderung des Worts kömmt in kam? — Lassen Sie uns nun unser Bild vollends ausmahlen: bey frühem Morgen kam der arme Amyntas

aus dem dichten Haine — Hain ist ein Bildwort, und dicht ein helfendes Bildwort; aus dem, und nicht aus einem Haine, weil man sich einen Wald wie den andern vorstellt, und also vorausgesetzt wird, als ob man den Hain, von welchem die Rede ist, schon kennte; so wie man auch sagt, die Wiese, weil man sich alles, was in der Natur den Namen Wiese führt, beinahe wie ein Einziges denkt, und daher kein Bedenken trägt, das Bestimmende die, wie bei einem uns genau bekannten Gegenstande, davor zu setzen, es mag von einer Wiese die Rede seyn, von welcher es wolle. Freilich wird bei dem Worte Hain die Vorstellung von dem Walde in uns entstehen, den wir zuletzt gesehen haben, oder wovon die Vorstellung, bei verschiednen Nebenumständen, den stärksten Eindruck auf uns gemacht hat. Durch das helfende Bildwort dicht drängen sich die Bäume in unsrer Vorstellung aneinander, und das dichte Grün des Waldes macht mit der frühen Morgengestalt des Himmels in unsrer Einbildung den schönsten Kontrast.

früher Morgen, armer Mann, dichter Hain, sind drei einzelne Bilder, welche durch die Wörter bei, kam und aus, in den schönsten Zusammenhang miteinander, und Beziehung aufeinander, gebracht werden.

Durch kam und aus fügen ſich die Bilder von Mann und Wald zuſammen, die ſich zugleich durch bei dem Bilde des frühen Morgens nähern. Bei dem Worte aus denken wir uns, daß der Mann, indem er kam, den Wald verließ: die Vorſtellung von der Verlaſſung iſt es alſo, welche vorzüglich in dieſem Worte liegt: allein es liegt auch außer dieſer noch eine Nebenvorſtellung darinn. Wäre der Mann auf einem Berge geweſen, ſo hätte es heißen müſſen, er kam von dem Berge, da er aber in einem Walde geweſen war, ſo daß ihn der Wald umgab, ſo heißt es, er kam aus dem Walde: die Verlaſſung der Oberfläche eines Dinges wird alſo durch von ausgedrückt, da hingegen die Verlaſſung eines Dinges, von dem man umgeben war, wie der Mann vom Walde, durch aus angezeigt wird. In dem kleinen Worte aus ſind alſo zwei Vorſtellungen zuſammengedrängt, daß nehmlich der Mann, indem er kam, den Wald verließ, und daß er vorher in dem Walde geweſen war.

Die nähere Kenntniß dieſer kleinen Wörter, als auf, an, aus, von u. ſ. w. iſt außerordentlich wichtig, und wird Ihnen die ſchönſten Aufſchlüſſe über den ganzen Zuſammenhang der Sprache geben. Die Begriffe zu dieſen Wörtern ſind zuerſt aus der Körperwelt hergenommen, und alsdann auch auf unkörperliche Dinge angewandt worden: denn man ſagt z. B. ich gehe über die Brücke, und man ſagt auch, ich denke über die Sprache nach. Beſonders ſind die Begriffe von auf, an, unter u. ſ. w. zuerſt vom menſchlichen Körper ſelbſt hergenommen: auf brauche ich, wenn etwas meinen

Kopf,

Kopf, an, wenn etwas meine Seite, und unter, wenn etwas meinen Fuß berührt; über brauche ich, wenn ſich etwas meinem Kopfe, bei, wenn ſich etwas meiner Seite nähert; von brauche ich, wenn etwas meinen Kopf, Seite oder Fuß verläßt. Nun gründet ſich aber auf Berührung, Annäherung und Verlaſſung der ganze Zuſtand und alle Veränderungen in der Körperwelt; denn ohne dieſe würde alles ohne Zuſammenhang und ohne Beziehung aufeinander ſeyn. Man ſiehet alſo leicht, wie wichtig dieſe kleinen Wörter ſind, wodurch dieſe drei Hauptbegriffe ausgedrückt und auf mannichfaltige Weiſe abgeändert werden. Doch, wir wollen ſie gelegentlich kennen lernen, und für jetzt will ich nur noch eine figürliche Darſtellung von einigen dieſer wichtigen Wörter voranſchicken, die ich Ihrer eignen Erklärung überlaſſe.

Berührung,	Annäherung,	Verlaſſung.
Kopf: auf	über	von
Seite: an	bei, neben,	von
Fuß: unter	unter	von

Das folgende Bild aus unſerm Geßner wollen wir bis zu einem künftigen Briefe verſparen.

Vierter Brief.

Fernere Entwickelung der Vorstellungen bei den einzelnen Wörtern aus dem Anfange einer Geßnerschen Idylle.

Lassen Sie uns nun unser erstes Bild wieder in Augenschein nehmen, und Achtung geben, wie der Dichter noch einen Zug hinzusetzt, ehe er dasselbe vollendet. — **Bey frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Haine,**

das Beil in seiner Rechten. — Die Vorstellung von dem Beile in der rechten Hand schmiegt sich an die Vorstellung von dem Manne hinan, obgleich das Bild von dem dichten Haine sich zwischen diese beiden Vorstellungen gedrängt hat. Wie geht es zu, daß hier keine Verwirrung der Bilder entsteht, da erst das Bild vom Manne entworfen, dann das Bild vom Walde erweckt, und dann wieder das Bild vom Manne weiter ausgemahlet wird? Das Wort seiner ist die Schraube, welche das Bild, vom Beile in der rechten Hand, so fest an die Vorstellung von dem Manne schließt, indes das verknüpfende Verhältnißwort in die Bilder vom Beil und der rechten Hand zusammenfügt, und der erstern die Biegung giebt, das letztere zu umfassen. Das Wort seiner ist hier stellvertretendes Bildwort und Empfindungswort zugleich: mit ihm erwacht das ganze Bild vom Manne wieder in der Seele, und zugleich die Empfindung, welche wir dabei haben, wenn wir etwas, es sey was es wolle, das Unsrige nennen können. Das Wort

in

in gehört mit zu den merkwürdigen kleinen Wörtern, wovon ich Ihnen in meinem vorigen Briefe eine figürliche Darstellung gemacht habe, indem ich sie alle unter die Begriffe von Annäherung, Berührung und Verlassung brachte. Dieses in ist nun eines der allermerkwürdigsten unter diesen Wörtern, weil es gerade den höchsten Grad der Berührung oder der Annäherung anzeigt. Wir wollen es daher einmal mit den verwandten Wörtern in Vergleichung stellen:

	Berührung,	Annäherung,	Verlassung.
Der Spitze eines Dinges	auf	über	von
Der Seite eines Dinges	an	bei	von
Des Fußes eines Dinges	unter	unter	von
Aller auswendigen Seiten eines Dinges	um	um	—
Aller inwendigen Seiten eines Dinges	in	in	aus

Um zeigt schon einen weit stärkern Grad der Berührung oder Annäherung an, als auf, an, unter u. s. w. indem man sich dabey denkt, wie etwas alle auswendigen Seiten eines Dinges berührt, oder sich denselben nähert. Nun läßt sich aber kein höherer Grad der Berührung oder Annäherung denken, als wenn etwas alle die Seiten eines Dinges zugleich berührt, von welchen es wieder von allen Seiten berührt wird; oder

wenn

wenn etwas ſich allen Seiten eines Dinges zu gleicher Zeit nähert, deſſen Seiten ſich ihm alle zu gleicher Zeit wieder nähern; und dieſer Grad der Berührung oder Annäherung iſt es eben, welcher durch in ausgedrückt wird. Daher ſcheinet es auch zu kommen, daß die Verfaſſung in dieſem Falle durch ein eignes dazu beſtimmtes Wort, nehmlich durch aus bezeichnet wird, da ſie in allen übrigen Fällen nur durch von oder durch Umſchreibungen ausgedrückt werden kann.

Jemehr wir in die Natur dieſer kleinen Wörter eindringen, deſto beſſer werden wir uns das innre Triebwerk der Sprache entwickeln lernen. Laſſen Sie uns alſo immer etwas länger, als bei den bloßen Bildwörtern, bei denſelben verweilen: denn ſie machen gleichſam die innerſten Fugen, und die künſtlichſte Zuſammenſetzung der mannigfaltigen Bilder in unſrer Seele aus. Das Beil berührte alle inwendigen Seiten der rechten Hand des Mannes, von welcher wiederum alle ſeine Seiten berührt wurden — ſo viele Vorſtellungen ſind in dem kleinen Wörtchen in zuſammengedrängt.

Indem wir das Beil und nicht ein Beil leſen, ſo ſcheinet es, als ob wir auch mit dem Werkzeuge des Mannes, deſſen er ſich bei ſeinen Arbeiten zu bedienen pflegt, gleichſam ſchon bekannt wären. Ueberhaupt fangen die Bilder nun im Ganzen an, ſich einander aufzuhellen: daß Amyntas bei frühem Morgen, mit dem Werkzeuge zu einer harten Arbeit, aus dem Walde kömmt, iſt ein Zeichen ſeiner Armuth. Wir ſind nun zu dem folgenden Bilde vorbereitet, indem ſich ganz

natür-

natürlich die Frage in uns emporbrängt, was hatte er denn mit dem Beile in dem Walde gethan? —

Er hatte sich Stäbe geschnitten. — Anstatt ihrer Natur nach vorwärts zu gehn, geht hier die Erzählung einen Schritt wieder zurück, um die Geschichte tiefer herauszuholen. Eben den Mann, welcher mit dem Beil in der Hand aus dem Walde kömmt, sehen wir nun zu gleicher Zeit tief im Hintergrunde Stäbe schneiden. Allein diese Vorstellung schiebt sich, vermöge des Worts hatte und der Silbe ge, in geschnitten hinter das erste Bild noch weiter in die Vergangenheit zurück. Es kömmt uns sehr zu statten, daß wir solche Hülfsmittel, als das Wort hatte und die Silbe ge haben, um eine Vorstellung, die zuletzt erregt wird, hinter diejenige zu stellen, die zuerst erregt ward: wäre dies nicht, so würden sich die Bilder sehr untereinander verwirren. Nun aber konnte der Dichter diesen Kunstgrif nutzen, um die nähern Bilder mehr zusammenzudrängen, und das Entferntere nur zwischen durch schimmern zu lassen. Er ist stellvertretendes Bildwort: es läßt den Mann mit dem Beile in der Hand, dessen Bild nun einmal in unsre Seele eingedrückt ist, nach einer kleinen Pause wieder auftreten, und zugleich stellt es uns ihn als eine Person vor, die wir nicht unmittelbar selber, sondern erst mittelbar, durch die Erzählung eines andern, handeln sehen.

schneiden ist ein helfendes Bildwort, welches Bewegung und Handlung in das Gemählde trägt. Näher vor uns sahen wir den Mann unthätig mit dem Beile in der Hand; plötzlich sehen wir ihn, weiter von uns

entfernt,

entfernt, daſſelbe aufheben, und Stäbe damit abhauen. Weil aber jede Handlung eines vernünftigen Weſens wiederum auf ein vernünftiges Weſen abzielen muß, ſo iſt auch dieſe Abzielung durch das kleine Wort ſich ausgedrückt, welches hier vielleicht das erſte iſt, das durch kein Gemählde dargeſtellt werden kann, indem es uns in die Seele des handelnden Mannes verſetzt, und uns an die ganze Empfindung erinnert, die wir dabei haben, wenn wir etwas für uns ſelber, und nicht für einen andern thun. Er wäre alſo ſtellvertretendes Bildwort, hatte könnten wir hier das Zurückſchiebungswort nennen, ſich wäre bloß Empfindungswort, wodurch wir uns in das ganze Selbſtbewußtſeyn des Mannes hineindenken, und welches ſich auf kein ſinnliches Bild zurückbringen läßt, Stäbe wäre unbeſtimmtes Bildwort, weil es nicht heißt die Stäbe, ſondern Stäbe überhaupt, wie man ſie ſich auf tauſenderley Art denken kann, geſchnitten wäre helfendes Bildwort, welches durch das Wort hatte und die Silbe ge noch hinter eine nähere Vergangenheit zurückgeſchoben wird.

Indem nun aber der Mann die Stäbe für ſeine eigne Perſon wohl nicht brauchen konnte, ſo entſteht wieder die Frage in uns, wozu hatte er ſich denn dieſe Stäbe geſchnitten? Um alſo den Grund zu wiſſen, warum der Mann mit dem Beile aus dem Walde kam, wurden wir in die entferntere Vergangenheit zurückgezogen; und um nun den Zweck zu erfahren, warum wir ihn dort handeln ſahn, werden wir plötzlich aus dieſer entferntern Vergangenheit, über das Bild, welches uns näher lag, hinweg, zu der Zukunft des Mannes fortgeriſſen,

riſſen, welche wir uns wieder näher denken müſſen, als ſeine ganze jetzige Begebenheit. So mächtig ſpielt die Sprache mit der Zeit, daß ſie Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in einem Nu in unſerer Vorſtellung zuſammendrängt. Es heißt nehmlich, der Mann hatte ſich Stäbe geſchnitten

zu einem Zaun. — Vorher ſahen wir ihn im Hintergrunde wirklich Stäbe ſchneiden, jetzt aber kömen wir uns die künftige Anwendung dieſer Stäbe etwa zu der Verfertigung oder Ausbeſſerung eines Zauns, nicht anders als mittelbar, durch die Vorſtellung von ſeinen eignen Gedanken, darſtellen. Daher iſt auch die Vorſtellung von der Anwendung der Stäbe durch einen doppelten Schleier verdunkelt, und ſchimmert nur gerade ſo ſtark durch, als nöthig iſt, um uns nicht wegen des Zwecks der Handlung eines vernünftigen Weſens ganz in Ungewißheit zu laſſen. Das Wort zu führt uns gleichſam in die Seele des Mannes, und ſtellt uns den Zaun mehr wie eine Vorſtellung in ſeiner, als wie ein Bild in unſrer eignen Seele dar. Auch iſt Zaun kein beſtimmtes, ſondern ein allgemeines ſchwankendes Bild, ſo wie vorher Stäbe, weil es nicht der Zaun ſondern ein Zaun heißt. Aber wenn auch nach dem Worte zu noch eine ganze Reihe von Bildern gefolgt wäre, ſo hätten wir uns doch dieſelben alle mehr wie Gedanken in der Seele eines andern, als wie Bilder in unſrer eignen Seele denken müſſen. Auf die Weiſe ſtellen wir uns ein Bild in dem andern vor, gleichſam als wenn wir in einem Gemählde von einem Zimmer wiederum andre kleinere und dunklere Gemählde entdecken, welche die Wände deſſelben ſchmücken.

Nach dieſer kleinen Ausſchweifung kömmt der Gang der Bilder wieder in ſein Gleis, und das Bild, was nun wieder ordentlich in der Reihe voran ſteht, wird vermittelſt des kleinen Wörtchens und an ein andres hinangefügt, das weit im Hintergrunde ſteht, nunmehr aber auf dieſes die ſchönſte Beziehung hat. Der arme Amyntas, alſo, hatte ſich Stäbe geſchnitten, zu einem Zaun,

und trug ihre Laſt gekrümmt auf der Schulter — Die Wörter und und ihr ſind gleichſam die ſubtilen Fäden, welche dies nähere Bild mit dem entfernten zuſammenhängen. Das Bild vom Tragen der Stäbe ſchließt ſich dicht an die Vorſtellung vom Kommen des Mannes aus dem Walde, und verwandelt ſich mit derſelben beinahe in eine einzige, weil das Kommen und Tragen zu gleicher Zeit geſchiehet. Der Mann kam aus dem Walde, er trug Stäbe auf ſeiner Schulter, das ſind zwei Bilder, die gleichſam nebeneinanderſtehend die Fronte des Proſpekts ausmachen: er hatte die Stäbe geſchnitten, iſt ein Bild, das hinter die beiden erſtern in einiger Entfernung zurückgeſchoben werden muß, von dem ſich aber lauter Fäden zu denſelben hinziehen, wodurch ſie Zuſammenhang und Wahrheit erhalten.

Tragen iſt ein Empfindungswort, welches uns an das ſtärkere oder ſchwächere Gefühl von der Schwere erinnert: es artet ebenfalls zu einem helfenden Bildworte aus, indem wir uns mehr die äußeren Kennzeichen von der Empfindung der Schwere, als dieſe Empfindung ſelbſt vorſtellen: und in dieſem Bilde macht

die

die Sprache insbesondre ein Meisterstück, indem sie gleichsam Schlag auf Schlag immer einen neuen Zug zu dem Bilde von dem Manne hinzusetzt, worauf wir durch den vorhergehenden schon vorbereitet sind. Durch tragen werden wir schon auf die Vorstellung von Last oder Schwere, und durch Last wiederum auf die Vorstellung von der Krümmung des Körpers, als eine Folge des Drucks der Schwere vorbereitet, und das Bid von der Krümmung mahlt sich wiederum noch deutlicher aus, indem wir uns die Bürde auf der Schulter des Mannes ruhend denken.

ihre Last, oder die Last der Stäbe — Zuerst wurde die Vorstellung von den Stäben erweckt, indem wir den Mann dieselben schneiden sahen: nun werden sie uns vorgestellt, wie sie auf seiner Schulter ruhen, was dazwischen vorging hilft uns unsre Einbildungskraft hinlänglich ausmahlen. Last ist völlig Empfindungswort, denn daß die Stäbe eine Last waren, lag nicht sowohl an ihnen selber, als vielmehr an der Empfindung dessen, der sie trug. Durch eine Versetzung der Ideen aber denkt man sich oft seine Empfindungen an dasjenige hinan, was dieselben hervorbringt, und dieses ist auch hier der Fall. Auf die Weise drängen sich bei dem Worte Last zwei Vorstellungen in eine zusammen, indem man sich die Empfindung selbst, und zugleich die Anzahl zusammengebundner Stäbe vorstellt, wodurch dieselbe hervorgebracht wird. Er trug die schweren Stäbe würde daher lange nicht so viel ausdrücken, als, er trug die Last der Stäbe, denn in diesem letztern Falle denken wir uns die Stäbe gleichsam als handelnd oder wür-

kend, und den Mann als leidend: weil Laſt auch wirklich von dem handlunganzeigenden Worte laden entſtanden iſt, und durch die Verwandlung des weichen d, in das harte und ziſchende ſt, den ſtärkſten Grad des Ladens bezeichnet.

Dieſe kleine Bemerkung kann uns ein Wink ſeyn, wie wir die Wörter auch noch aus einem andern Geſichtspunkte, als in Anſehung des Eindrucks, den ſie in unſrer Seele hervorbringen, oder in Anſehung der Gegenſtände, welche ſie bezeichnen, betrachten können. Wenn wir nehmlich auf die Wörter, an und für ſich ſelbſt betrachtet, oder in Anſehung der Buchſtaben und Silben, woraus ſie beſtehen und entſtehen, aufmerkſam ſind, ſo wird uns dieſes noch viele Aufſchlüſſe, über die Natur der Sprache ſowohl, als über die Verſchiedenheit unſrer eignen Vorſtellungen geben; indem wir beobachten, wie oft eine und eben dieſelbe Vorſtellung durch eine Anzahl einzelner Buchſtaben erhöhet, erniedriget, und auf mannichfaltige Weiſe beſtimmt und abgeändert werden kann. Doch dies iſt nur ein Blick auf ein weites Feld, das noch vor uns liegt.

Die Silbe ge in gekrümmt, ſtellt uns noch mehr die Laſt der Stäbe als wirkend, und den Mann als leidend dar. Hieße es, ſich krümmend, ſo wäre er ſelbſt die Urſach des Krümmens; nun aber erweckt die hinangefügte Silbe ge die Vorſtellung, daß ihn etwas, außer ihm, krümmt oder darniederbeugt. Krumm iſt ein helfendes Bildwort, es hilft die Geſtalt oder den Umfang irgend eines Dinges beſtimmen: verwandle ich nun das u in ü, und ſetze noch die Silbe en hinzu, daß krüm-

krümmen daraus wird, ſo trage ich den Begrif von der Urſach des Krummſeyns eines Dinges, oder von einem handelnden Weſen, wodurch etwas krumm gemacht wird, mit hinein: das geſchiehet durch eine ſo kleine Verwandlung, und durch einen Zuſatz von zwei Buchſtaben. — Er trägt die Laſt der Stäbe gekrümt

auf der Schulter — Das Wörtchen auf weiſet nun der Bürde des Mannes ihren beſtimmten Platz an, indem es ſo viel heißt, als den obern Theil eines Dinges berührend, in welcher Bedeutung wir es ſchon kennen gelernt haben. Daß es aber hier heißt, auf der Schulter, und nicht auf die Schulter, iſt ein Zeichen, daß die Schulter nicht das Ziel war, wohin der Mann ſeine Bürde trug, ſondern blos der Ort, wo er ſie trug. Dieſer Unterſchied zwiſchen Ziel und Ort, zwiſchen der Frage wo und wohin, wird uns in der Folge ſehr wichtig ſeyn. In dieſem letztern Bilde bemerken wir nun eine wirkliche Handlung, die eines Gegenſtandes bedarf: denn tragen kann ich mir gar nicht denken, ohne etwas, das getragen wird. Der Gegenſtand des Tragens aber ſind hier die Stäbe, oder die Laſt der Stäbe: mit dieſen rückt eigentlich erſt die Handlung fort, indem ſie wirklich auf etwas übergeht: mit den Wörtern gekrümmt und auf der Schulter aber bleibt ſie noch immer da ſtehen, wo ſie ſteht, wie in folgender figürlicher Darſtellung:

Der Mann trug — die Laſt der Stäbe
auf
der Schulter,
gekrümmt,

Aber was iſt hier nicht für Wirkung und Gegenwirkung! Der Mann wirkt durch ſein Tragen auf die Stäbe, daß ſie fortbewegt werden; die Laſt der Stäbe wirkt wieder auf den Mann, daß er gekrümmt geht, indem ſie auf ſeinen Schultern ruhen. Wie genau ſind alle dieſe Vorſtellungen ineinander verwebt! Unſer Dichter hat ſie aber ſo geordnet, wie die eine die andre am natürlichſten vorbereitet, und die Vorſtellung von demjenigen, was bei der Handlung ſelbſt am zufälligſten war, hat er ans Ende geſchoben. Die Frage, was einer getragen hat, intereſſirt uns auch natürlicher Weiſe immer mehr als die Frage, wie oder wo er es getragen hat. Wenn wir erſt die Hauptſache wiſſen, dann iſts uns auch angenehm, die Nebenumſtände zu erfahren.

Im Ganzen genommen iſt nun die Erzählung noch nicht weiter fortgerückt, weil die Wörter kam und trug, wodurch ſie allein hätte fortrücken können, etwas Gleichzeitiges anzeigen. Indem ich leſe, er kam, er trug, ſo warte ich nun noch immer auf etwas, das erſt angehen ſoll, indem der Mann aus dem Walde kömmt, und indem er die Stäbe trägt, oder ehe ſein Tragen und Kommen noch vorbei iſt. Dieſes muß mir aber durch ein beſondres Zeichen angedeutet werden: denn wenn es z. B. immer weiter hieße, er ſahe, er trat, er hörte, u. ſ. w. ſo würden alle Bilder ſich nebeneinander ſtellen, und nicht aufeinander folgen; ſie würden dann alle zu gleicher Zeit hervorzutreten ſcheinen, indem man dächte, daß die Handlungen, kommen, tragen, ſehen, treten, hören, alle ſchon zugleich ihren Anfang genommen hätten. Nun aber ſchiebt das kleine Wörtchen da die vori-

gen

gen Bilder in etwas zurück, und läßt ein neues hervortreten, welches sich nicht neben dieselben, sondern vor dieselben stellt, ohne sie jedoch ganz zu verdrängen.

So geht die Erzählung wie ein künstliches Gewebe fort, wo die Uebergänge unmerkbar sind, indem sich eine Farbe in die andre, und eine Schattirung in die andre, allmälig verliert.

Vierter Brief.

Eine Fortsetzung des Vorigen.

Unser Dichter fährt fort, von dem armen Amyntas zu erzählen: als derselbe aus dem Wald kam, und Stäbe auf seiner Schulter trug,

da sah er einen jungen Eichbaum — Da ist das kleine merkwürdige Wort, vermöge dessen die Erzählung fortrückt. Es läßt eine neue Handlung des Mannes jetzt erst anfangen, nachdem die vorhergehenden noch fortdaurenden Handlungen kommen und tragen schon wirklich ihren Anfang genommen haben. Es gehört daher mit zu den Wörtern, die an und für sich selber keine Bilder hervorbringen, sondern gleichsam das innre Triebwerk ausmachen, wodurch die hervorgebrachten Bilder zusammengefügt oder getrennt, zurück oder vorgeschoben, und auf mannichfaltige Weise hin und hergelenkt werden können.

an die Vorſtellung, wo er ſein Auge nach dem Baume am Bache hinwendet. Nach einer kleinen Pauſe, worinn er bemerkte, daß die Wurzeln des Baumes von der Erde entblößt waren, öfnet ſich erſt ſein Mund, um zu reden; wir ſehen alſo, daß vermittelſt des Worts ſprach die Erzählung wiederum einen Schritt fortrückt. Sprechen artet ebenfalls in Bildwort aus: wir denken uns den etwanigen Ton des Mannes nicht ſo deutlich als ſeine Stellung, und die Bewegung ſeines Mundes, im Reden. Und dieſe Vorſtellung von dem redenden Manne iſt es allein, welche in Reihe und Glied mit den übrigen Bildern geht: Dasjenige, was er ſagt, und wenn es auch noch ſo viele Vorſtellungen erweckte, bleibt immer nur der Hauptvorſtellung von dem redenden Manne als eine untergeordnete Nebenvorſtellung einverleibt, und kann nur erſt mittelbar durch dieſe in die Geſellſchaft der übrigen Bilder unſrer Erzählung kommen.

Schade — iſt gleichſam erſt das Reſultat von den dunkeln Vorſtellungen des Mannes, welche ſchon in ſeiner Seele waren, ehe er anfing zu ſprechen. Allein natürlich geht der Ausdruck der Empfindung vor der Entwicklung der Vorſtellungen her, wodurch dieſe Empfindung veranlaßt ward. Uebrigens iſt ſchade ein allgemeiner Ausdruck der Empfindung bei dem ſchon gegenwärtigen oder noch bevorſtehenden Verluſt einer jeden Sache, die uns werth iſt. Wenn etwas ſchon mit in den Kreis unſrer angenehmern Vorſtellungen verwebt iſt, und nun in demſelben eine Lücke entſteht, ſo drängt ſich unwillkührlich die Empfindung in uns empor, welche wir durch den Ausdruck ſchade! bezeichnen. Schade, ſprach alſo der Mann

Sollteſt

Sollteſt du Baum in dies wilde Waſſer ſtürzen — Wie natürlich die Anrede des Mannes an den Baum, welchem hier gar eine Perſönlichkeit beigelegt wird, wodurch er fähig wird angeredet zu werden. Auch hier ſehen wir eine Spur, wie der Menſch die lebloſe Natur um ſich her belebt, und ſich ſogar in dem Drange oder in der Einfalt ſeines Herzens mit ihr unterredet. Wir denken uns den Amyntas in einem ſolchen Zeitalter, wo das natürliche Gefühl der Menſchen noch ſo unverderbt war, daß ſelbſt ein junger Baum, der ſchon in ſeinem Aufblühen umzufallen drohte, Mitleid und Erbarmung einflößen konnte. Und nun ſchließen wir ganz natürlich auf den weit höhern Grad des Mitleids bei dem Anblick der leidenden Menſchheit: wie ſchön hat uns alſo der Dichter durch dieſen Zug auf die edle That des Amyntas vorbereitet, wovon wir am Ende dieſer Erzählung unterrichtet werden! — Schade, ſprach Amyntas,

ſollteſt du Baum in dies wilde Waſſer ſtürzen — Hier erweckt die Sprache wieder ein Bild in unſrer Seele von dem was nicht wirklich iſt, ſondern nur vielleicht wirklich werden könnte. Wir wiſſen, daß der Baum noch neben dem Bache ſteht, und doch ſehen wir denſelben, obgleich erſt mittelbar in der Vorſtellung eines andern, in die Fluth ſtürzen. Es iſt ſchon eine große Kraft der Sprache, daß ſie einer Reihe Bilder, die wir uns beinahe als gegenwärtig denken, etwas Zukünftiges, das gewiß iſt, mit einweben kann, wie die Vorſtellung vom Zaune bei der Vorſtellung von dem Stäbeſchneiden: aber noch eine weit größere Kraft derſelben iſt es, daß ſie etwas Zukünftiges, das blos als

zukünftig gedacht wird, ohne vielleicht jemals in Erfüllung zu gehen, einer Reihe solcher Begebenheiten, die wir uns als wirklich geschehen denken, mit einweben kann, und das geschiehet hier durch das einzige Wort solltest. Die Vorstellung von dem Hinstürzen des Baumes wird also auf doppelte Weise verdunkelt: erstlich durch sprach, wodurch unsre Aufmerksamkeit mehr auf den redenden Mann, als auf den Baum, gezogen wird; und dann durch solltest, welches das Hinstürzen des Baumes, selbst in der Vorstellung des Mannes, in eine noch dazu ungewisse Zukunft verschiebt. Die Wörter sollen, wollen, müssen, und einige ähnliche, bezeichnen den Zustand des Handelnden, welcher vor einer Handlung, die noch zukünftig ist, vorhergehen muß, wenn sie wirklich werden soll. Je näher nun dieser Zustand der künftigen Handlung ist, desto gewisser denken wir uns dieselbe. Hieße es also, solltest du Baum in dies wilde Wasser stürzen, so dächten wir uns das sollen als gegenwärtig, und das stürzen schon als gewiß; nun aber scheint es, als ob die Ursach des Stürzens, welche in sollen liegt, gleichsam weiter zurückgeschoben, und in der Entfernung gehalten wird, indem wir uns das sollen schon als beinahe vergangen denken, ohne daß es die gewünschte oder befürchtete Wirkung hervorgebracht hätte. So müssen wir zu der Vergangenheit wieder unsre Zuflucht nehmen, wann wir uns etwas Künftiges, als ungewiß denken wollen. In diesen Fällen aber leidet doch größtentheils das Imperfektum einige Veränderung; wenn man z. B. kommen sich als etwas ungewisses künftiges denken will, so verwandelt man kam in käme, und auf eben die Art konnte

in könnte, und mußte in müßte, und ſagt daher, wenn er doch käme, könnte, müßte u. ſ. w.

Der Baum, welcher vorher immer als eine Sache betrachtet ward, vor welcher geſprochen wird, ſteht nun plötzlich durch das Wörtchen du in einem neuen Verhältniß, nach welchem zu gleicher Zeit von ihm und zu ihm geredet wird. Der Baum iſt nunmehro nicht nur der Gegenſtand oder der Stoff deſſen, was Amyntas ſpricht, ſondern er iſt zugleich der Zweck ſeiner Rede, welche er an den Baum, wie an ein vernünftiges Weſen richtet. Auch ſcheinet, durch die Vorſtellung einer Anrede, auf einmal mehr wirkliches Leben und Darſtellung in die Erzählung zu kommen, wenn wir uns das Wort ſprach hinwegdenken, wodurch die lebhaftere Darſtellung, vermittelſt der Anrede, gleichſam wieder verdunkelt wird, um dieſelbe nach dem Tone der kälteren Erzählung herabzuſtimmen. — Noch iſt zu bemerken, wie die immer genauere Beſtimmung des Baumes zunimmt, indem er erſtlich ein Baum, dann der Baum, und endlich du Baum heißt. — Solltest du Baum

in dies wilde Waſſer ſtürzen — Wie natürlich der Blick vom Baume auf das Waſſer, das gleichſam wie ein Feind des Baumes betrachtet wird! Das merkwürdige Wörtchen in zeigt hier ebenfalls den ſtärkſten Grad der Berührung an, und ſetzt alſo Baum und Waſſer in eben ſolche Verbindung, wie vorher Beil und Hand, indem es das Waſſer den Baum, eben ſo wie die Hand das Beil, umgeben läßt: nur mit dem Unterſchiede, daß hier das Waſſer noch nicht der Ort der Berührung iſt, wo der Baum ſchon wirklich unter-

getaucht liegt, ſondern blos das Ziel der Berührung, wohin er durch ſeinen Sturz erſt kommen und untergetaucht werden ſoll. Hätte das Wörtchen in den Ort der Berührung angezeigt, ſo hätte es heißen müſſen, in dieſem wilden Waſſer, da es aber das Ziel der Berührung anzeigt, ſo muß es heißen, in dieſes oder in dies wilde Waſſer. Hier macht alſo das m und n in den Wörtern dieſem und wilden anſtatt dieſes und wilde, den ganzen Unterſchied: das erſtre, wodurch hier der Ort der Berührung angezeigt wird, nennt man Dativ, und das andre, wodurch das Ziel der Berührung angezeigt wird, nennt man Akkuſativ — doch dieſes jetzt nur beiläufig!

So wie durch das Wörtchen du der Baum die allergenaueſte Beſtimmung erhält, ſo muß auch der Bach oder das Waſſer, im Gegenſatze gegen den Baum, auf das genaueſte beſtimmt werden, und dies geſchiehet hier wirklich, vermittelſt des bezeichnenden dieſes, wodurch nun die Maſſe von Waſſer, die den Baum umzureißen drohet, von allem andern Waſſer in der Welt herausgehoben, und ganz für ſich allein betrachtet, gleichſam wie eine Perſon, die Aufmerkſamkeit der Seele auf ſich ziehet. Die genaueren Beſtimmungen von Baum und Bach ſteigen immer gemeinſchaftlich, in folgender Parallel:

Ein Baum, der Baum, du Baum.
Ein Bach, der Bach, dieſer Bach, oder dieſes Waſſer.

Und ſo wie anſtatt junger Eichbaum nachher blos das allgemeinere Wort Baum geſetzt war, nachdem man

man einmal wußte, was es für ein Baum war, ſo wird auch ſtatt Bach der allgemeinere Nahme Waſſer gebraucht, nachdem wir einmal wiſſen, daß es ein Bach und nicht ein See oder Teich iſt. Die Urſach dieſer Vertauſchung der beſondern mit den allgemeinen Nahmen, habe ich in meinem vorhergehenden Briefe berührt.

Das Wort wild, welches wir ſchon näher kennen gelernt haben, bekömmt hier einen Zuwachs durch das hinangefügte e, wodurch es ſich auf einmal an die Vorſtellung von dem Waſſer hinanſchmiegt, und ſich gleichſam in dieſelbe verliert, da es vorher mehr an und für ſich ſelber eine eigne Vorſtellung erweckte, indem es hieß: der Bach hatte wild die Wurzeln des Baumes von der Erd' entblößt. Nun zogen wir die Vorſtellung von wild auf die Handlung, welche dem Bache gleichſam als einem handelnden Weſen zugeſchrieben wird, und zu gleicher Zeit fügte ſie ſich auch an die Vorſtellung vom Bache hinan, ohne ſich jedoch in derſelben zu verlieren. Hätte es geheißen, der wilde Bach hatte die Wurzeln des Baumes von der Erd' entblößt, ſo hätte ſich die Vorſtellung von wild weder auf die Handlung noch auf den Bach, als etwas für ſich betrachtetes, bezogen, ſondern ſie hätte ſich in der Vorſtellung vom Bache verlohren, und würde im Ganzen keine ſo große Wirkung gethan haben. Soll ſie nun keine zu lebhafte Wirkung thun; ſoll ſie gleichſam nur untergeordnet, oder eine Vorſtellung in einer andern Vorſtellung ſeyn, ſo ſetzt man das Wort wild vor das Wort, welches die Hauptvorſtellung anzeigt, und fügt ein e hinzu, wodurch es ſich an dieſelbe anſchließt, ſo

wie es hier heißt, das wilde Waſſer. — Das Waſſer wird nun als unthätig, und blos als der Ort betrachtet, wohin der Baum ſtürzen kann; gegen das Hinſtürzen des Baumes iſt Waſſer ſelbſt hier nur eine Nebenvorſtellung, die nicht überhäuft werden darf, und wild ſoll nur noch als eine ſchwache Erinnerung durchſchimmern, um uns auf den Zuſtand des Baumes ſchließen zu laſſen, wenn er in das Waſſer geſtürzt ſeyn wird, darum mußte die Vorſtellung durch das hinangefügte e gemildert werden, und dieſelbe mußte ſich gleichſam in eine andre verſchmelzen.

Um nun dieſen feinen Unterſchied, den unſre Sprache macht, zu bezeichnen, wollen wir ſagen: das Wort wild, in ſofern ich es mir mehr an und für ſich als eine beſondre Vorſtellung denke, die ich neben eine andre ſetze, und ſie damit verbinde, als wenn ich ſage, der Bach iſt wild, zeigt es eine Beſchaffenheit an; in ſofern ich es aber, nicht als eine Vorſtellung von gleichem Range und von gleicher Klarheit, neben eine andre ſtelle, ſondern es als eine untergeordnete Vorſtellung in eine andere hineindenke, indem ich ſage, der wilde Bach, ſo zeigt es eine Eigenſchaft an: weil die Silbe eigen in dem Worte Eigenſchaft ſchon weit mehr Hineindenkung des einen in das andre ausdrückt, als die Silbe be in dem Worte Beſchaffenheit. Wir können alſo wiederum eine ganze Anzahl Wörter, in ſofern wir uns, vermittelſt derſelben eine Vorſtellung an die andre hinan oder in dieſelbe hinein denken, in Beſchaffenheitswörter und Eigenſchaftswörter eintheilen; welche Eintheilung uns, in der Folge unſrer Unterſuchungen,

deſto

deſto beſſer zu ſtatten kommen wird, je genauer und beſtimmter wir uns jetzt dieſen Unterſchied zwiſchen einer Klaſſe von Wörtern zu entwickeln geſucht haben.

Sechſter Brief.

Uebergang zur Betrachtung der Wörter aus verſchiednen Geſichtspunkten.

Sollteſt du Baum in dies wilde Waſſer ſtürzen — Stürzen ſetzt keine thätige Kraft voraus, und könnte alſo wohl im eigentlichen Verſtande von dem Baume geſagt werden, wenn nicht das Wort ſollen vorherginge, welches einen Zwang anzeigt, den man ſich nur bei einem freien und handelnden Weſen denken kann. Sollen wird hier nach der Perſon, welche angeredet wird, genau beſtimmt und in ſollteſt verwandelt, ſtürzen aber bleibt ſo wie es iſt, weil ich es mir noch auf keine Weiſe als wirklich denke. Ein jedes Zeitwort, wenn es etwas anzeigt, das noch künftig iſt, bleibt ſo ſtehen, als ob es gar keinen Einfluß in die Rede hätte, und in gar keinem Zuſammenhange mit ihr ſtünde. Lieben z. B. ſage ich, wenn ich das Lieben ganz für ſich allein ſeiner Natur nach betrachte, ohne in Erwägung zu ziehen, daß es von irgend einer Perſon wirklich geſchiehet; lieben ſage ich auch, wenn ich es mir als etwas Zukünftiges denke, ob ich gleich glaube, daß es wirklich geſchehen wird; daher heißt es nicht, du wirſt liebeſt, ſondern du wirſt lieben; das künftige Lieben trägt noch nicht

Aber was iſt hier nicht für Wirkung und Gegenwirkung! Der Mann wirkt durch ſein Tragen auf die Stäbe, daß ſie fortbewegt werden; die Laſt der Stäbe wirkt wieder auf den Mann, daß er gekrümmt geht, indem ſie auf ſeinen Schultern ruhen. Wie genau ſind alle dieſe Vorſtellungen ineinander verwebt! Unſer Dichter hat ſie aber ſo geordnet, wie die eine die andre am natürlichſten vorbereitet, und die Vorſtellung von demjenigen, was bei der Handlung ſelbſt am zufälligſten war, hat er ans Ende geſchoben. Die Frage, was einer getragen hat, intereſſirt uns auch natürlicher Weiſe immer mehr als die Frage, wie oder wo er es getragen hat. Wenn wir erſt die Hauptſache wiſſen, dann iſts uns auch angenehm, die Nebenumſtände zu erfahren.

Im Ganzen genommen iſt nun die Erzählung noch nicht weiter fortgerückt, weil die Wörter kam und trug, wodurch ſie allein hätte fortrücken können, etwas Gleichzeitiges anzeigen. Indem ich leſe, er kam, er trug, ſo warte ich nun noch immer auf etwas, das erſt angehen ſoll, indem der Mann aus dem Walde kömmt, und indem er die Stäbe trägt, oder ehe ſein Tragen und Kommen noch vorbei iſt. Dieſes muß mir aber durch ein beſondres Zeichen angedeutet werden: denn wenn es z. B. immer weiter hieße, er ſahe, er trat, er hörte, u. ſ. w. ſo würden alle Bilder ſich nebeneinander ſtellen, und nicht aufeinander folgen; ſie würden dann alle zu gleicher Zeit hervorzutreten ſcheinen, indem man dächte, daß die Handlungen, kommen, tragen, ſehen, treten, hören, alle ſchon zugleich ihren Anfang genommen hätten. Nun aber ſchiebt das kleine Wörtchen da die vori-

gen

gen Bilder in etwas zurück, und läßt ein neues hervortreten, welches sich nicht neben dieselben, sondern vor dieselben stellt, ohne sie jedoch ganz zu verdrängen.

So geht die Erzählung wie ein künstliches Gewebe fort, wo die Uebergänge unmerkbar sind, indem sich eine Farbe in die andre, und eine Schattirung in die andre, allmälig verliert.

Vierter Brief.

Eine Fortsetzung des Vorigen.

Unser Dichter fährt fort, von dem armen Amyntas zu erzählen: als derselbe aus dem Wald kam, und Stäbe auf seiner Schulter trug,

da sah er einen jungen Eichbaum — Da ist das kleine merkwürdige Wort, vermöge dessen die Erzählung fortrückt. Es läßt eine neue Handlung des Mannes jetzt erst anfangen, nachdem die vorhergehenden noch fortdaurenden Handlungen kommen und tragen schon wirklich ihren Anfang genommen haben. Es gehört daher mit zu den Wörtern, die an und für sich selber keine Bilder hervorbringen, sondern gleichsam das innre Triebwerk ausmachen, wodurch die hervorgebrachten Bilder zusammengefügt oder getrennt, zurück oder vorgeschoben, und auf mannichfaltige Weise hin und hergelenkt werden können.

sehen ist eigentlich Empfindungswort, wird aber hier zum helfenden Bildworte, indem ich mir dabei vorstelle, wie der Mann seine Augen nach einem Gegenstande hinwendet. Sehen erfordert auch, so wie tragen, nothwendig einen Gegenstand, und das ist hier ein junger Eichbaum. Jung ist eigentlich Verhältnißwort, indem sich jung und alt beinahe eben so entgegengesetzt sind, wie früh und spät; auch heißt jung ebenfalls, sich dem Anfange nähernd, nur wird es mehr von Personen gebraucht, anstatt daß früh mehr von der Zeit gilt, als der frühe Morgen. Hier aber wird jung demohnerachtet zum helfenden Bildworte, indem es bei Baum steht. Ich denke mir nehmlich an dem Baume die äußern Kennzeichen, woran ich sehe, daß er noch jung ist, den dünnern Stamm, die kleinern Zweige, u. s. w. Eichbaum nähert sich schon etwas mehr der eigenthümlichen Benennung, als Baum; demohngeachtet aber ist es noch ein sehr allgemeiner Name, welcher einer so großen Menge einzelner Dinge zukömmt, als es Eichen in der Welt giebt.

So lange wir nun den Eichbaum, welchen der Mann sahe, noch nicht weiter kennen, wird er auch nicht durch das Wörtchen der gleichsam aus der ganzen Anzahl aller übrigen Eichbäume herausgehoben, und unsrer Aufmerksamkeit dargestellt, sondern es heißt, er sahe einen jungen Eichbaum; dieses einen läßt uns die Freiheit uns den Eichbaum vorzustellen, mit wie viel Aesten und Zweigen, wie lang und gerade oder gekrümmt wir wollen, wenn er nur Merkmale eines jungen Eichbaums an sich trägt: Allein durch den Ort,

wo er ſteht, erhält er erſt eine genauere Beſtimmung, und wird uns wichtiger gemacht: Der Mann ſahe nehmlich den Baum

neben einem hinrauſchenden Bache — Das Wort neben fügt Baum und Bach, welche in unſrer Vorſtellung tauſend Meilen weit von einander ſeyn können, plötzlich zuſammen; es hohlet gleichſam die Vorſtellung vom Bache, ſie mag nun in unſrer Seele ſchlummern, wo ſie wolle, hervor, und läßt den Bach ſich der Seite des Baumes nähern. Die Vorſtellung vom Sehen des Mannes iſt aber noch immer die herrſchende, und der junge Eichbaum neben dem hinrauſchenden Bache iſt uns nur in ſo fern intereſſant, als der Mann denſelben ſiehet, wir ſehen ihn gleichſam mit des Mannes Augen. So wie nun der Eichbaum dadurch aus der Anzahl aller übrigen Bäume ſeiner Art gleichſam herausgehoben wird, daß er neben einem Bache ſteht, ſo unterſcheidet ſich wiederum der Bach dadurch von andern Bächen, daß er neben einem jungen Eichbaume hinrauſcht. Da nun alſo dieſe beiden Bilder wechſelsweiſe durch ſich ſelbſt beſtimmt, und aus der Anzahl aller ähnlichen Vorſtellungen gleichſam herausgehoben ſind, ſo wird auch in der Folge das unbeſtimmte ein mit dem beſtimmenden der vertauſcht; und es heißt nun, der Baum, nehmlich, welcher neben dem Bache ſtand, und der Bach, nehmlich, welcher neben dem Baume hinrauſchte.

Indem ich jetzt von dem jungen Eichbaume eine Welle geredet habe, ſo habe ich ihn bloß den Baum genannt; und indem ich vorher vieles von dem armen Amyntas redete, ſo nannte ich ihn immer nur den

Mann; warum blieb ich nicht immer bei den Benennungen, welche den Baum sowohl als den Mann genauer bezeichneten? — Dies kann uns auf eine wichtige Bemerkung leiten: indem wir von einer Person oder Sache vieles reden, und auf dasjenige aufmerksam seyn wollen, was wir von ihr reden, so müssen wir die Vorstellungen von der Person oder Sache selbst einigermaßen verdunkeln, wenn sich unsre Gedanken nicht verwirren und ineinanderfließen sollen. So lange ich den Mann selber kennen lernen wollte, war es mir recht lieb, daß ich seinen Namen und seinen Zustand erfuhr, indem ich las, der arme Amyntas. Da ich aber nachher über seine Handlungen nachdenken wollte, so würde es mich sehr aufgehalten haben, wenn ich immer aufs neue hätte zurückgehen wollen, um die Vorstellung, der arme Amyntas noch einmal durchzudenken: ich setzte daher an die Stelle dieser Vorstellung gleichsam einen Merkstab hin, und sagte der Mann, weil es mich lange nicht so sehr im Denken aufhält, mir einen Mann überhaupt vorzustellen, als einen armen Mann, welcher Amyntas heißt. Aus eben dem Grunde setzte ich an die Stelle der Vorstellung von einem jungen Eichbaume, gleichsam wie einen Merkstab, die allgemeine Vorstellung von einem Baume, weil es mir nun leichter ward, auf dasjenige aufmerksam zu seyn, was von dem jungen Eichbaume gesagt wurde, indem sich die Vorstellung von ihm selbst verdunkelte, und gleichsam nur schwankend blieb. So eingeschränkt sind wir in unserm Denken, daß wenn wir eine Vorstellung haschen wollen, wir erst die andre müssen fahren lassen, und wenn die eine helle werden soll, die andre erst muß verdunkelt werden.

Was

Was ich jetzt vorläufig geſagt habe, wird uns bei einer Eintheilung der Wörter zu ſtatten kommen, welche Benennungen von Dingen ſind, wenn wir dieſelben betrachten, in ſofern ſie nur einem einzigen Dinge, oder einer ganzen Art von Dingen zukommen, da wir ſie denn in eigne Nahmen und Gattungsnahmen eintheilen werden.

Laſſen Sie uns nun wieder in unſer Bild einlenken! — Amyntas ſahe den jungen Eichbaum neben einem hinrauſchenden Bache — rauſchend iſt das erſte Tonwort, welches uns, unter ſo vielen andern Wörtern, vorkömmt. Die Tonwörter ſcheinen am ſparſamſten in der Sprache ausgeſtreut zu ſeyn, und ſind es auch wirklich. Dieſes läßt ſich ſehr leicht daher erklären, weil die Sprache ein Abdruck der Natur iſt, worin die Verſchiedenheit der Töne gegen die Verſchiedenheit der Geſtalten ſehr unbeträchtlich iſt. Indes unſer Auge tauſend mannichfaltige Gegenſtände in der Natur unterſcheidet, iſt es etwa Fliegengeſumme, Windesrauſchen, Vogelgezwitſcher, und nichts weiter, wodurch unſer Ohr beſchäftiget wird. Ob nun gleich die Sprache bei ihrer Entſtehung, Nachahmung der tönenden Natur geweſen iſt, ſo haben ſich doch dieſe Spuren ihres erſten Urſprungs mit der Zeit ſo ſehr verwiſcht, daß man ſie bei den wenigſten Wörtern noch entdecken kann. Ueberdem drängt ſich gemeiniglich bei den Tonwörtern ein Bild mit in der Seele empor, welches oft heller iſt, als die Vorſtellung von dem Tone ſelbſt. So wird hier durch das Wort hinrauſchen vorzüglich die Vorſtellung von der Schnelligkeit erweckt, mit welcher ſich der Bach ergießt, und das Rauſchen denkt man ſich nur als eine

Wir-

Wirkung dieſer Schnelligkeit. Durch das hinangefügte hin bekömmt die Vorſtellung von rauſchen eine bewundernswürdige Beſtimmtheit, indem dies Wörtchen gleichſam das Geräuſch des Baches an die ſchnelle Fortbewegung deſſelben knüpft, und es mit dieſer zugleich fortdauern läßt.

Der Dichter geht nun wiederum in ſeiner Erzählung einen Schritt zurück, und läßt aufs neue im Hintergrunde ein Bild entſtehen, das vermittelſt des Wörtchens und und des ſtellvertretenden Bildworts ſeine mit dem nähern Bilde, vom jungen Eichbaume neben dem hinrauſchenden Bache, zuſammenhängt, durch das Wort hatte aber in eine dunkle Entfernung zurückgeſchoben wird. Es heißt nehmlich:

und der Bach hatte wild ſeine Wurzeln von der Erd' entblößt — Hier thut die Sprache Wunder: wir ſehen jetzt die entblößten hervorſtehenden Wurzeln des Baumes, und ſtellen uns beinahe in demſelben Augenblick vor, wie ſie noch mit Erde bedeckt waren, und dann wieder, wie von der reißenden Fluth allmälig ein Stückchen Erde nach dem andern weggeſpült ward; ſo denken wir uns dasjenige, was iſt, und was nicht mehr iſt, beinahe zugleich. Indem aber von dem Bache geſagt wird, daß er die Wurzeln des Baumes von der Erde entblößt habe, ſo wird ihm eben ſowohl eine Handlung zugeſchrieben, wie vorher dem Amyntas, von dem es heißt, er hatte ſich Stäbe geſchnitten, und doch iſt der Bach kein handelndes Weſen; auch wird ihm die Eigenſchaft wild zugeſchrieben, wobei wir uns eine zügelloſe uneingeſchränkte Freiheit denken, die ebenfalls

nur

nur bei einem handelnden und freien Weſen ſtatt finden kann: wie kömmt es nun, daß die Sprache einem lebloſen Weſen menſchliche Eigenſchaften und Handlungen beilegt? — Dies giebt uns Veranlaſſung zu einer Bemerkung, welche uns wichtige Aufſchlüſſe über die Sprache ſowohl als über unſre Vorſtellungen gewähren kann. — Wir betrachten nehmlich alle Gegenſtände außer uns nicht unmittelbar, ſondern unſre Vorſtellungen davon müſſen immer erſt durch die Vorſtellung von uns ſelber durchgehen. Bei allem, was wir denken, denken wir erſt an uns ſelber, ſonſt wären wir uns deſſen, was wir dächten, nicht bewußt: da wir alſo unzähligemal öfter an uns ſelber, als an irgend etwas außer uns denken, ſo iſt es ja kein Wunder, wenn die Vorſtellungen von den Dingen außer uns gleichſam das Gepräge von der Vorſtellung unſrer ſelbſt annehmen, und wenn daher auch die Sprache der ganzen lebloſen Natur das Gepräge des Menſchen aufdrückt. Dies geſchiehet nun entweder, indem man die lebloſen Dinge als handelnde Weſen betrachtet, wie man z. B. ſagt, der Wind reißt einen Baum darnieder, die Wellen verſchlagen ein Schiff; oder, indem man der ungebildeten Maſſe die Form des menſchlichen Körpers eindrückt, wie man z. B. ſagt, der Rücken eines Berges, der Arm eines Fluſſes, ein Meerbuſen u. ſ. w. So muß ſelber die Vorſtellung von Gott erſt durch die Vorſtellung von uns ſelber gehen, und trägt daher auch ſichtbar das Gepräge von uns ſelber an ſich, indem wir dieſem höchſten Weſen alle die guten Eigenſchaften, die wir an uns ſelbſt bemerken, nur im höchſten Grade, zuſchreiben. Den früheſten und den dichteriſchen Vorſtellungen

lungen von Gott hat ſich ſogar die Vorſtellung von der Form des menſchlichen Körpers eingedrückt, indem man dieſem unkörperlichen Weſen die Glieder beilegte, wodurch ſich die Eigenſchaften, welche wir ihm zuſchreiben, bei uns zu äußern pflegen, als die Macht durch den Arm; die ſchöpferiſche bildende Kraft, durch die Hände u. ſ. w. Dadurch nun, daß wir den Gegenſtänden außer uns, und insbeſondre auch den lebloſen Dingen, unſer eignes Gepräge aufdrücken, bekommen dieſelben weit mehr Intereſſe für uns, und wir verweben ſie gleichſam mit uns ſelber.

Indem es nun heißt: der Bach hatte die Wurzeln des Baumes von der Erd' entblößt, ſo bemerken wir, wie durch die vorgeſetzte Silbe ent und durch das Wörtchen von die Vorſtellung von der Verlaſſung in uns erweckt wird. Bloß erweckt beinahe die Vorſtellung von loß, nur daß dieſelbe durch das vorgeſetzte b verſtärkt wird, indem es ſo viel heißt, als ganz oder allenthalben loß von jeder Bedeckung oder Anklebung: ſo ſind kleiden und bekleiden unterſchieden, indem das vorgeſetzte be hier ebenfalls die Idee verſtärkt, ſo daß bekleiden ſo viel heißt, als ganz oder allenthalben kleiden. Entblößen iſt daher etwas mehr als entlöſen oder loosmachen, und wird hier von dem Bache geſagt, indem er die Erde von den Wurzeln des Baumes ganz und allenthalben abgelöſet hatte. Erde iſt beinahe ſo ein Wort wie Wald, wo ich nichts einzelnes unterſcheide, ſondern mir z. B. alles, was in der ganzen Welt den Namen Wald führt, wie ein Einziges vorſtelle, wo ich aus der ganzen Maſſe gleichſam ein Stück her-

herausheben, das ich beſonders bezeichne, indem ich ſage, der Wald, nehmlich welcher vor mir liegt. Eben ſo ſage ich auch hier, die Erde, nehmlich welche den Baum bedeckt hatte; Erde iſt alſo ein ganz andres Wort als Baum und Bach, weil es keine Vorſtellung von irgend einer Figur oder Geſtalt, ſondern das Bild von einer unbeſtimmten, unförmlichen Maſſe in meiner Seele erweckt, worin ich nichts einzelnes unterſcheide, die immer in einem fortgeht, und ſich auf die Weiſe durch die ganze Welt erſtreckt, ſo daß ich ſie mir nur einmal und nicht mehrmal nebeneinander denken kann, wie ich mir etwa mehrere Bäume und mehrere Bäche denke. Ein Baum kann dicht neben dem andern ſtehen, und ich weiß doch wo der eine aufhört oder der andere angeht, wenn aber ein Wald ſich an den andern, und eine Maſſe von Erde ſich an die andre ſchließt, ſo weiß ich nicht, wo eins aufhört und das andre angeht; dasjenige, was ich unterſcheiden will, verſchwimmt ſich einander, und ich kann mir nicht mehr als ein einzigsmal Wald und Erde denken. Dies leitet uns auf eine Eintheilung der Wörter, wodurch wir die Dinge benennen, indem ſie nehmlich entweder eine Gattung einzelner gebildeter Gegenſtände, die in der ganzen Natur einerlei Figur und Geſtalt haben, als Bäume und Menſchen, oder indem ſie eine unförmliche, ungebildete Maſſe, die ſich in der ganzen Natur gleich bleibt, als Waſſer und Erde, bezeichnen. — Nachdem der Dichter uns in die entferntere Vergangenheit zurückgeführt hat, um den gegenwärtigen Zuſtand des jungen Eichbaumes aus dem vergangnen Zuſtande deſſelben zu entwickeln, und auf die Weiſe mehr Intereſſe für denſelben zu erwecken, ſo läßt er

ihn wieder hervortreten, indem er uns durch ein allgemeines Wort Baum wieder an unſre gehabte deutlichere Vorſtellung von demſelben zurückerinnert; auf die Weiſe fährt er nun fort:

und der Baum ſtand da, traurig, und drohte zu ſinken — Durch das Wort ſtand, welches eben ſo wie ſahe den Nebenbegrif von einer noch nicht völlig vergangnen Zeit in ſich faßt, ſchließt ſich nun dies letztere Bild von dem Daſtehen des Baumes wiederum dicht an die Vorſtellung von dem Hinſehen des Mannes an; und das Bild wie der Bach die Wurzeln des Baumes von der Erd' entblößet, ſteht weit im Hintergrunde, weil das Wörtchen hatte die Vorſtellung von einer mehr als vergangenen Zeit erweckt. Denn indem der Mann den Baum ſahe, da erreichte ja die Entblößung der Wurzeln des Baumes von der Erde nicht erſt gerade in dem Augenblick ihre Endſchaft, ſondern da ſie ihre Endſchaft vorher erreicht hatte, war ſchon wieder etwas andres dazwiſchen vorgegangen: eben ſo mußten wir auch die vergangne Handlung des Mannes, da er Stäbe ſchnitt, noch gleichſam hinter eine andre Vergangenheit zurückſchieben; denn ſie ging ja nicht erſt gerade da zu Ende, als er aus dem Walde kam, ſondern er war dazwiſchen noch eine ganze Strecke im Walde fortgegangen, und dieſes Fortgehen war nun auch ſchon vorbei, alſo mußte die vergangne Handlung des Schneidens der Stäbe hinter noch etwas Vergangnes zurückgeſchoben werden, und war daher eigentlich mehr als vergangen; das iſt aber eben die Vorſtellung, welche durch Plusquamperfektum ausgedrückt wird.

Daß

Daß der Baum in ſeinem damaligen Zuſtande mit entblößten Wurzeln da ſtand, denken wir uns zwar jetzt als vergangen, indem wir dieſe Erzählung leſen, aber es war damals noch nicht völlig vergangen, da der Mann den Baum ſahe: ob der Zuſtand des Baumes ſich gleich ſchon ſeiner Endſchaft nähert, ſo hat er dieſelbe doch nicht erreicht, und dauert noch immer fort, indes verſchiedene andre Handlungen des Mannes ihren Anfang nehmen. Auf dieſe Art ſtellt uns die Sprache etwas als vergangen, und doch zugleich, in Rückſicht auf andre Dinge, als noch fortdauernd dar, und läßt uns alſo auf eine bewundernswürdige Weiſe die Gegenwart noch ſelbſt in der Vergangenheit erblicken. Alles dieſes wird aber bloß durch die Veränderung von ſteht in ſtand bewirkt, und die Vorſtellung davon iſt in dem Ausdruck Imperfektum enthalten. Uebrigens erweckt ſtehen die Erinnerung an eine Anſtrengung derjenigen Kräfte, deren wir uns, um nicht zu liegen oder zu ſitzen, ſondern uns in gerader Richtung empor zu halten, bedienen müſſen; es iſt alſo wiederum ein Wort, wodurch wir einem lebloſen Dinge eine thätige Kraft beilegen, und ihm das Gepräge unſrer eignen Natur aufdrücken. Das Wörtchen da iſt uns ſchon einmal vorgekommen, da es von der Zeit gebraucht ward; hier weiſt es dem Baume ſeinen Ort an, und heftet ihn gleichſam an den Platz, den wir ihm in unſern Gedanken gegeben haben. Durch das Wort traurig legen wir dem Baume ebenfalls eine Empfindung bei, die wir an uns ſelbſt bemerkt haben; demohngeachtet aber behält das Bild, oder die äußern Kennzeichen der Traurigkeit, auch hier in der Seele die Oberhand: wir denken uns nehmlich den niedergeſenkten

Wipfel des Baumes, womit er gleichſam, wie wir, mit niedergeſenktem Haupte zu trauren ſcheinet.

Der Baum drohte zu ſinken — Unter drohen denke ich mir vorzüglich die Miene oder Stellung eines ſolchen, der im Begriff iſt, eine Handlung zu unternehmen, wodurch er jemanden Schaden zufügen will, der aber dieſe Handlung noch nicht wirklich vollzieht: ich ſchreibe alſo dem Baume dadurch aufs neue eine thätige Kraft zu. Weil nun das Drohen an ſich etwas Unbeſtimmtes iſt, ſo muß wenigſtens eine Handlung ausgezeichnet werden, wohin es ſich neigen würde, wenn es zur wirklichen That überginge: dieſe Hinneigung wird hier durch das Wörtchen zu ausgedrückt, und ſinken wird dem Baume ebenfalls als eine Handlung zugeſchrieben, die von ihm ſelber abhängt, da es ſonſt auch wohl im eigentlichen Verſtande von demſelben hätte geſagt werden können, weil es nicht ſo, wie die Wörter ſtehen und drohen, eine thätige Kraft vorausſetzt.

Indem nun der arme Amyntas mitleidig da ſteht, und den traurenden Baum betrachtet, wird er ſelbſt redend eingeführt. Wie mächtig behauptet hier die Sprache ihren Vorzug vor dem Gemählde! Die mitleidige ſprechende Miene des Mannes, indem er ſeine Blicke theils auf den Baum, und theils auf das wilde Waſſer richtet, wohinein derſelbe zu ſinken drohet, kann das Gemählde wohl ausdrücken; aber muß nicht die Sprache ſelbſt uns erſt dieſes Bild enträthſeln, indem man z. B. durch die Worte erklärt: der Mann ſiehet aus als ob er ſagen wollte, Schade, daß der junge ſchöne Baum in die wilde Waſſer ſtürzen ſoll! Das Redenwollen

kann

[illegible] also das Gemählde wohl einigermaßen ausdrücken, [illegible]le das wirkliche Reden, daher sagt man auch von [illegible]ünsten Gemählde weiter nichts, als, es ist zum [illegible]n; bis auf den Punkt des Ausdrucks durch die [illegible]e ist die Leidenschaft in der Miene geschildert.

Schade, sprach er — sprechen ist das zweite [illegible]uwort in unsrer Erzählung: für sich selber erregt es [illegible]ber eine unbestimmte Vorstellung, wenn nicht mehre[illegible]re Wörter dabei stehn, die gesprochen werden, und welche es dann in unsrer Vorstellung ebenfalls tönen läßt, indem es ihnen etwas von seiner eignen Natur mittheilet, wie es hier wirklich der Fall ist. Die Worte, die Amyntas spricht, beschäftigen unsre Aufmerksamkeit nun auf eine doppelte Art, indem sie nicht nur die Bilder, welche sie bezeichnen, sondern auch die Vorstellung von sich selber, als tönende Zeichen dieser Bilder, in uns erwecken. Die Wörter sagen, reden, sprechen, nennen, machen uns nicht sowohl auf Sachen als auf Worte aufmerksam, wodurch Sachen bezeichnet werden. Daher kömmt es auch, daß, wenn jemand redend eingeführt wird, die Bilder in unsrer Seele schwächer und dunkler sind, weil unsre Aufmerksamkeit zwischen Wort und Sache getheilt wird. Daher kömmt es auch hier, daß wir bei dem, was jetzt Amyntas sagt, uns mehr seine Empfindung im Ganzen, als die einzelnen Gegenstände, welche durch seine Worte bezeichnet werden, vorstellen.

Durch sprach, worinn der Nebenbegrif des noch nicht völlig Vergangnen liegt, fügt sich das Bild von dem Manne, wo er seinen Mund eröfnet, um zu reden,

an die Vorſtellung, wo er ſein Auge nach dem Baume am Bache hinwendet. Nach einer kleinen Pauſe, worinn er bemerkte, daß die Wurzeln des Baumes von der Erde entblößt waren, öfnet ſich erſt ſein Mund, um zu reden; wir ſehen alſo, daß vermittelſt des Worts ſprach die Erzählung wiederum einen Schritt fortrückt. Sprechen artet ebenfalls in Bildwort aus: wir denken uns den etwanigen Ton des Mannes nicht ſo deutlich als ſeine Stellung, und die Bewegung ſeines Mundes, im Reden. Und dieſe Vorſtellung von dem redenden Manne iſt es allein, welche in Reihe und Glied mit den übrigen Bildern geht: Dasjenige, was er ſagt, und wenn es auch noch ſo viele Vorſtellungen erweckte, bleibt immer nur der Hauptvorſtellung von dem redenden Manne als eine untergeordnete Nebenvorſtellung einverleibt, und kann nur erſt mittelbar durch dieſe in die Geſellſchaft der übrigen Bilder unſrer Erzählung kommen.

Schade — iſt gleichſam erſt das Reſultat von den dunkeln Vorſtellungen des Mannes, welche ſchon in ſeiner Seele waren, ehe er anfing zu ſprechen. Allein natürlich geht der Ausdruck der Empfindung vor der Entwicklung der Vorſtellungen her, wodurch dieſe Empfindung veranlaßt ward. Uebrigens iſt ſchade ein allgemeiner Ausdruck der Empfindung bei dem ſchon gegenwärtigen oder noch bevorſtehenden Verluſt einer jeden Sache, die uns werth iſt. Wenn etwas ſchon mit in den Kreis unſrer angenehmern Vorſtellungen verwebt iſt, und nun in demſelben eine Lücke entſteht, ſo drängt ſich unwillkührlich die Empfindung in uns empor, welche wir durch den Ausdruck ſchade! bezeichnen. Schade, ſprach alſo der Mann

Solltest

Sollteſt du Baum in dies wilde Waſſer ſtürzen — Wie natürlich die Anrede des Mannes an den Baum, welchem hier gar eine Perſönlichkeit beigelegt wird, wodurch er fähig wird angeredet zu werden. Auch hier ſehen wir eine Spur, wie der Menſch die lebloſe Natur um ſich her belebt, und ſich ſogar in dem Drange oder in der Einfalt ſeines Herzens mit ihr unterredet. Wir denken uns den Amyntas in einem ſolchen Zeitalter, wo das natürliche Gefühl der Menſchen noch ſo unverderbt war, daß ſelbſt ein junger Baum, der ſchon in ſeinem Aufblühen umzufallen drohte, Mitleid und Erbarmung einflößen konnte. Und nun ſchließen wir ganz natürlich auf den weit höhern Grad des Mitleids bei dem Anblick der leidenden Menſchheit: wie ſchön hat uns alſo der Dichter durch dieſen Zug auf die edle That des Amyntas vorbereitet, wovon wir am Ende dieſer Erzählung unterrichtet werden! — Schade, ſprach Amyntas,

ſollteſt du Baum in dies wilde Waſſer ſtürzen — Hier erweckt die Sprache wieder ein Bild in unſrer Seele von dem was nicht wirklich iſt, ſondern nur vielleicht wirklich werden könnte. Wir wiſſen, daß der Baum noch neben dem Bache ſteht, und doch ſehen wir denſelben, obgleich erſt mittelbar in der Vorſtellung eines andern, in die Fluth ſtürzen. Es iſt ſchon eine große Kraft der Sprache, daß ſie einer Reihe Bilder, die wir uns beinahe als gegenwärtig denken, etwas Zukünftiges, das gewiß iſt, mit einweben kann, wie die Vorſtellung vom Zaune bei der Vorſtellung von dem Stäbeſchneiden: aber noch eine weit größere Kraft derſelben iſt es, daß ſie etwas Zukünftiges, das blos als

zukünftig gedacht wird, ohne vielleicht jemals in Erfüllung zu gehen, einer Reihe solcher Begebenheiten, die wir uns als wirklich geschehen denken, mit einweben kann, und das geschiehet hier durch das einzige Wort solltest. Die Vorstellung von dem Hinstürzen des Baumes wird also auf doppelte Weise verdunkelt: erstlich durch sprach, wodurch unsre Aufmerksamkeit mehr auf den redenden Mann, als auf den Baum, gezogen wird; und dann durch solltest, welches das Hinstürzen des Baumes, selbst in der Vorstellung des Mannes, in eine noch dazu ungewisse Zukunft verschiebt. Die Wörter sollen, wollen, müssen, und einige ähnliche, bezeichnen den Zustand des Handelnden, welcher vor einer Handlung, die noch zukünftig ist, vorhergehen muß, wenn sie wirklich werden soll. Je näher nun dieser Zustand der künftigen Handlung ist, desto gewisser denken wir uns dieselbe. Hieße es also, solltest du Baum in dies wilde Wasser stürzen, so dächten wir uns das sollen als gegenwärtig, und das stürzen schon als gewiß; nun aber scheint es, als ob die Ursach des Stürzens, welche in sollen liegt, gleichsam weiter zurückgeschoben, und in der Entfernung gehalten wird, indem wir uns das sollen schon als beinahe vergangen denken, ohne daß es die gewünschte oder befürchtete Wirkung hervorgebracht hätte. So müssen wir zu der Vergangenheit wieder unsre Zuflucht nehmen, wenn wir uns etwas Künftiges, als ungewiß denken wollen. In diesen Fällen aber leidet doch größtentheils das Imperfektum einige Veränderung; wenn man z. B. kommen sich als etwas ungewisses künftiges denken will, so verwandelt man kam in käme, und auf eben die Art konnte

in könnte, und mußte in müßte, und ſagt daher, wenn er doch käme, könnte, müßte u. ſ. w.

Der Baum, welcher vorher immer als eine Sache betrachtet ward, vor welcher geſprochen wird, ſteht nun plötzlich durch das Wörtchen du in einem neuen Verhältniß, nach welchem zu gleicher Zeit von ihm und zu ihm geredet wird. Der Baum iſt nunmehro nicht nur der Gegenſtand oder der Stoff deſſen, was Amyntas ſpricht, ſondern er iſt zugleich der Zweck ſeiner Rede, welche er an den Baum, wie an ein vernünftiges Weſen richtet. Auch ſcheinet, durch die Vorſtellung einer Anrede, auf einmal mehr wirkliches Leben und Darſtellung in die Erzählung zu kommen, wenn wir uns das Wort ſprach hinwegdenken, wodurch die lebhaftere Darſtellung, vermittelſt der Anrede, gleichſam wieder verdunkelt wird, um dieſelbe nach dem Tone der kältern Erzählung herabzuſtimmen. — Noch iſt zu bemerken, wie die immer genauere Beſtimmung des Baumes zunimmt, indem er erſtlich ein Baum, dann der Baum, und endlich du Baum heißt. — Sollteſt du Baum

in dies wilde Waſſer ſtürzen — Wie natürlich der Blick vom Baume auf das Waſſer, das gleichſam wie ein Feind des Baumes betrachtet wird! Das merkwürdige Wörtchen in zeigt hier ebenfalls den ſtärkſten Grad der Berührung an, und ſetzt alſo Baum und Waſſer in eben ſolche Verbindung, wie vorher Beil und Hand, indem es das Waſſer den Baum, eben ſo wie die Hand das Beil, umgeben läßt: nur mit dem Unterſchiede, daß hier das Waſſer noch nicht der Ort der Berührung iſt, wo der Baum ſchon wirklich unter-

getaucht liegt, ſondern blos das Ziel der Berührung, wohin er durch ſeinen Sturz erſt kommen und untergetaucht werden ſoll. Hätte das Wörtchen in den Ort der Berührung angezeigt, ſo hätte es heißen müſſen, in dieſem wilden Waſſer, da es aber das Ziel der Berührung anzeigt, ſo muß es heißen, in dieſes oder in dies wilde Waſſer. Hier macht alſo das m und n in den Wörtern dieſem und wilden anſtatt dieſes und wilde, den ganzen Unterſchied: das erſtre, wodurch hier der Ort der Berührung angezeigt wird, nennt man Dativ, und das andre, wodurch das Ziel der Berührung angezeigt wird, nennt man Akkuſativ — doch dieſes jetzt nur beiläufig!

So wie durch das Wörtchen du der Baum die allergenaueſte Beſtimmung erhält, ſo muß auch der Bach oder das Waſſer, im Gegenſatze gegen den Baum, auf das genaueſte beſtimmt werden, und dies geſchiehet hier wirklich, vermittelſt des bezeichnenden dieſes, wodurch nun die Maſſe von Waſſer, die den Baum umzureißen drohet, von allem andern Waſſer in der Welt herausgehoben, und ganz für ſich allein betrachtet, gleichſam wie eine Perſon, die Aufmerkſamkeit der Seele auf ſich ziehet. Die genaueren Beſtimmungen von Baum und Bach ſteigen immer gemeinſchaftlich, in folgender Parallel:

Ein Baum, der Baum, du Baum.
Ein Bach, der Bach, dieſer Bach, oder dieſes Waſſer.

Und ſo wie anſtatt junger Eichbaum nachher blos das allgemeinere Wort Baum geſetzt war, nachdem man

man einmal wußte, was es für ein Baum war, so wird auch ſtatt Bach der allgemeinere Nahme Waſſer gebraucht, nachdem wir einmal wiſſen, daß es ein Bach und nicht ein See oder Teich iſt. Die Urſach dieſer Vertauſchung der beſondern mit den allgemeinen Nahmen, habe ich in meinem vorhergehenden Briefe berührt.

Das Wort wild, welches wir ſchon näher kennen gelernt haben, bekömmt hier einen Zuwachs durch das hinangefügte e, wodurch es ſich auf einmal an die Vorſtellung von dem Waſſer hinanſchmiegt, und ſich gleichſam in dieſelbe verliert, da es vorher mehr an und für ſich ſelber eine eigne Vorſtellung erweckte, indem es hieß: der Bach hatte wild die Wurzeln des Baumes von der Erd' entblößt. Nun zogen wir die Vorſtellung von wild auf die Handlung, welche dem Bache gleichſam als einem handelnden Weſen zugeſchrieben wird, und zu gleicher Zeit fügte ſie ſich auch an die Vorſtellung vom Bache hinan, ohne ſich jedoch in derſelben zu verlieren. Hätte es geheißen, der wilde Bach hatte die Wurzeln des Baumes von der Erd' entblößt, ſo hätte ſich die Vorſtellung von wild weder auf die Handlung noch auf den Bach, als etwas für ſich betrachtetes, bezogen, ſondern ſie hätte ſich in der Vorſtellung vom Bache verlohren, und würde im Ganzen keine ſo große Wirkung gethan haben. Soll ſie nun keine zu lebhafte Wirkung thun; ſoll ſie gleichſam nur untergeordnet, oder eine Vorſtellung in einer andern Vorſtellung ſeyn, ſo ſetzt man das Wort wild vor das Wort, welches die Hauptvorſtellung anzeigt, und fügt ein e hinzu, wodurch es ſich an dieſelbe anſchließt, ſo

wie es hier heißt, das wilde Waſſer. — Das Waſſer wird nun als unthätig, und blos als der Ort betrachtet, wohin der Baum ſtürzen kann; gegen das Hinſtürzen des Baumes iſt Waſſer ſelbſt hier nur eine Nebenvorſtellung, die nicht überhäuft werden darf, und wild ſoll nur noch als eine ſchwache Erinnerung durchſchimmern, um uns auf den Zuſtand des Baumes ſchließen zu laſſen, wenn er in das Waſſer geſtürzt ſeyn wird, darum mußte die Vorſtellung durch das hinangefügte e gemildert werden, und dieſelbe mußte ſich gleichſam in eine andre verſchmelzen.

Um nun dieſen feinen Unterſchied, den unſre Sprache macht, zu bezeichnen, wollen wir ſagen: das Wort wild, in ſofern ich es mir mehr an und für ſich als eine beſondre Vorſtellung denke, die ich neben eine andre ſetze, und ſie damit verbinde, als wenn ich ſage, der Bach iſt wild, zeigt es eine Beſchaffenheit an; in ſofern ich es aber, nicht als eine Vorſtellung von gleichem Range und von gleicher Klarheit, neben eine andre ſtelle, ſondern es als eine untergeordnete Vorſtellung in eine andere hineindenke, indem ich ſage, der wilde Bach, ſo zeigt es eine Eigenſchaft an: weil die Silbe eigen in dem Worte Eigenſchaft ſchon weit mehr Hineindenkung des einen in das andre ausdrückt, als die Silbe be in dem Worte Beſchaffenheit. Wir können alſo wiederum eine ganze Anzahl Wörter, in ſofern wir uns, vermittelſt derſelben eine Vorſtellung an die andre hinan oder in dieſelbe hinein denken, in Beſchaffenheitswörter und Eigenſchaftswörter eintheilen; welche Eintheilung uns, in der Folge unſrer Unterſuchungen,

deſto

deſto beſſer zu ſtatten kommen wird, je genauer und beſtimmter wir uns jetzt dieſen Unterſchied zwiſchen einer Klaſſe von Wörtern zu entwickeln geſucht haben.

Sechſter Brief.

Uebergang zur Betrachtung der Wörter aus verſchiednen Geſichtspunkten.

Sollteſt du Baum in dies wilde Waſſer ſtürzen — Stürzen ſetzt keine thätige Kraft voraus, und könnte alſo wohl im eigentlichen Verſtande von dem Baume geſagt werden, wenn nicht das Wort ſollen vorherginge, welches einen Zwang anzeigt, den man ſich nur bei einem freien und handelnden Weſen denken kann. Sollen wird hier nach der Perſon, welche angeredet wird, genau beſtimmt und in ſollteſt verwandelt, ſtürzen aber bleibt ſo wie es iſt, weil ich es mir noch auf keine Weiſe als wirklich denke. Ein jedes Zeitwort, wenn es etwas anzeigt, das noch künftig iſt, bleibt ſo ſtehen, als ob es gar keinen Einfluß in die Rede hätte, und in gar keinem Zuſammenhange mit ihr ſtünde. Lieben z. B. ſage ich, wenn ich das Lieben ganz für ſich allein ſeiner Natur nach betrachte, ohne in Erwägung zu ziehen, daß es von irgend einer Perſon wirklich geſchiehet; lieben ſage ich auch, wenn ich es mir als etwas Zukünftiges denke, ob ich gleich glaube, daß es wirklich geſchehen wird; daher heißt es nicht, du wirſt liebeſt, ſondern du wirſt lieben; das künftige Lieben trägt noch nicht

den Charakter der Wirklichkeit an ſich, welcher hier in dem ſt liegt, und nur dem werden zukömmt; denn das Werden, oder die Entſtehung des Liebens denk ich mir wohl als wirklich, aber noch nicht das Lieben ſelbſt. Wir können uns etwas Zukünftiges immer nur mittelbar, entweder durch das allmälige Werden oder Entſtehen deſſelben, oder durch eine Nothwendigkeit, oder durch einen vorhergegangenen Willen vorſtellen. So ſagen wir, ich werde reden, ich muß oder ſoll reden, und ich will reden. Wir haben alſo keine eigne Form, worinn wir unſre Zeitwörter kleiden können, wenn ſie etwas Künftiges bezeichnen ſollen, ſondern müſſen uns andrer Wörter bedienen, wodurch wir dieſem Mangel abzuhelfen ſuchen.

Eben ſo denken wir uns die Vergangenheit auf eine ganz eigne Art, erſt durch den Mittelbegrif von haben, wobei wir uns ſonſt immer einen Beſitz vorſtellen. Es ſcheinet, als ob wir uns die Zeit wie eine Summe Geldes denken, die uns in Stunden, Tagen und Jahren nach und nach zugezählet wird. Der Theil der Summe, der uns nun ſchon zugezählet iſt, den haben wir; und denjenigen, welcher uns noch nicht zugetheilet iſt, ſollen wir erſt bekommen. Wir denken uns alſo Vergangenheit und Zukunft einander ſo entgegengeſetzt, wie haben und bekommen: Dieſe Vorſtellung der Vergangenheit unter dem Worte haben erklärt ſich ſehr gut durch den Ausdruck, ſie haben ihren Lohn dahin! Die Summe von Freuden, welche ihnen zugedacht war, haben ſie nun erhalten, und es iſt nichts mehr übrig, das ſie bekommen könnten. Beinahe ſcheint es, als

ob

ob wir die Erinnerungen aus der Vergangenheit unſers Lebens mit zu demjenigen rechnen, was wir wirklich beſitzen, indem wir auf einerlei Art ſagen:

ich habe — einen Garten,
ich habe — ein Haus,
und, ich habe — gelebt.

Zuweilen denken wir uns das Vergangene durch den Mittelbegrif von ſeyn, als, ich bin gegangen, ich bin gereiſt u. ſ. w. auch iſt die Silbe ge auf keine Weiſe überflüßig, um das Vergangne zu bezeichnen; doch davon in der Folge ein mehreres, damit wir uns den Stoff zu manchen Betrachtungen nicht ſchon im voraus wegnehmen! — Schade, ſprach alſo Amyntas, ſollteſt du Baum in dies wilde Waſſer ſtürzen;

Nein, dein Gipfel ſoll nicht zum Spiele ſeiner Wellen hingeworfen ſeyn. — Wie natürlich ſind wir auf dies Nein durch das Vorhergehende vorbereitet! wie unmerklich geht durch dieſes Wort Gedanke und Empfindung in Entſchließung über! — Nein iſt ein mächtiges Wort, wodurch eine ganze Reihe von Vorſtellungen einer ungewiſſen Zukunft plötzlich aufgehoben wird, und welches hier zugleich die Entſchließung und die ganze thätige Kraft des Mannes bezeichnet, der es ſo unbedingt ſagen konnte. Wenn zwei Reihen von Vorſtellungen in der Seele miteinander ſtreiten, ſo daß eine die andre aufhebt, ſo iſt das Reſultat derſelben Nein; harmoniren ſie aber miteinander, ſo iſt das Reſultat derſelben Ja. Nun muß man ſich aber in der Seele des Mannes eine Reihe von Vorſtellungen denken, welche ſchon durch die Betrachtung des jungen Eichbaums

in

in ihr erwecket waren, und Theilnehmung für denſelben erregt hatten: dieſe ganze Reihe von Vorſtellungen würde aber durch den Gedanken, daß der Baum in das Waſſer ſtürzen ſollte, aufgehoben und geſtört worden ſeyn, wenn ſie nicht ſtark genug geweſen wäre, in der Seele des Mannes einen Entſchluß zu erwecken, durch deſſen Ausführung der Gedanke, daß der Baum in den Fluß ſtürzen könnte, gänzlich aufgehoben ward: und dieſe Aufhebung einer Reihe von Vorſtellungen, die erſt in die Seele kommen, durch eine andre Reihe von Vorſtellungen, welche ſchon vorher darin befindlich waren, iſt es, welche hier durch nein bezeichnet werden ſoll. — Indem der Mann durch den Sturz des Baumes aus der Reihe ſeiner angenehmen Vorſtellungen eine zu verlieren fürchtet, ſo ſpricht er, ſchade! das iſt Ausdruck der Empfindung. Indem er ſich aber immer mehr für den Baum intereſſiret, ſo drohet der Sturz deſſelben die ganze Reihe ſeiner angenehmen Vorſtellungen zu zerſtören, und nun ſträubt ſich ſeine ganze Seele dagegen, die Empfindung geht zur Thätigkeit über, und er ſagt, nein! das iſt Ausdruck der Entſchließung.

Ehe die Empfindung in Thätigkeit übergehen konnte, mußte ſie erſt bis zu einem gewiſſen Grade der Stärke anwachſen; dies geſchiehet hier, indem die Einbildungskraft die Vorſtellung von dem hinſtürzenden Baume ſich noch weiter ausmahlet: wie derſelbe ſchon wirklich hingeſunken da liegt, und wie nun ſein ſchöner Wipfel zum Spiele der wilden Wellen dienet. So mahlt die Sprache uns in der Vorſtellung des Mannes die ſchönſte Perſpektive: wir erblicken nicht unmittelbar ſondern mittelbar, durch den dunklen Schleier der Vorſtellung

ſtellung eines andern, das Schickſal des Baumes, welches ihm in einer nähern und dann in einer entferntern Zukunft bevorſteht; allein dieſe ganze Vorſtellung ward nur erregt, um durch das Wort nicht wieder aufgehoben zu werden, und wie ein Traum zu verſchwinden. Demohngeachtet aber war ſie bei dem Manne nöthig, um ſeine Kräfte in Thätigkeit zu ſetzen; und in uns ward ſie mit Fleiß erweckt, damit wir die Triebfedern der nachfolgenden Handlung kennen lernen, und gleichſam die Entſtehung derſelben bemerken ſollten.

Auf die Handlung des Mannes, wodurch er dem Hinſtürzen des Baumes vorbeugt, werden wir ſchon durch ſein unbedingtes nein und ſoll nicht vorbereitet: er könnte beides nicht ſagen, wenn nicht in ſeiner Seele ſchon die Vorſtellung von einer Handlung im Hinterhalte läge, wodurch er das Hinſtürzen des Baumes verhindern will und kann. — Indem er nun noch immer den ganzen Baum anredet, ſo richtet er demohngeachtet zuletzt ſeine größte Aufmerkſamkeit auf den Wipfel deſſelben. Vermöge des Wörtchens dein redet er von dem Wipfel insbeſondre, und denkt ſich doch zugleich denſelben als etwas, das zu dem Baume gehört, den er anredet; er erweckt alſo in ſich die Vorſtellung von dem Wipfel mit der Vorſtellung von dem Baume ſelbſt, und auf die Weiſe kann er immer in der Anrede bleiben, die er einmal angefangen hat. Welch eine Bequemlichkeit verſchaft uns dieſes kleine Wort, daß wir den Wipfel von den übrigen Theilen des Baumes erſtlich in Gedanken abſondern können, um deſto ſtärker unſre Aufmerkſamkeit auf ihn zu heften; und daß wir ihn uns doch, zu gleicher Zeit, wieder

der gerade an den Baum, den wir anreden, hinandenken können. Dein Wipfel, heißt es also

soll nicht zum Spiele ſeiner Wellen hingeworfen ſeyn — ſoll erweckt die Vorſtellung von einem äußern Zwange, welcher von einem handelnden und thätigen Weſen herrührt, dahingegen muß mehr einen innern Zwang bezeichnet, als wenn ich ſage, ich ſoll zu Hauſe gehen, und ich muß zu Hauſe gehen. — Nicht ſollen ſetzt freilich bei dem Baume eine Art von wollen voraus, und kann alſo nur auf eine figürliche Weiſe von demſelben geſagt werden: eigentlich drückt es blos den feſten Entſchluß des Mannes aus, das Umfallen des Baumes zu verhindern. — Indem der Mann ſich den Baum vorſtellt, wie er hingeworfen iſt, ſo denkt er ſich denſelben, wiederum in figürlichem Verſtande, als einen leidenden Gegenſtand, gleichſam als ob etwas, außer dem Baume, ihn hingeworfen hätte. Die vorhergehenden Veränderungen des Baumes, ſinken und ſtürzen denken wir uns als etwas, das in dem Zuſtande des Baumes ſelbſt gegründet iſt, und wobei wir uns kein wirkendes Weſen außer demſelben zu denken brauchen, das ſein ſinken oder ſtürzen hervorbringt. Hieße es aber, der Baum wird in die Fluth verſenkt, oder er wird von einer Anhöhe herabgeſtürzt, ſo muß ich mir nothwendig dabei denken, daß ſein ſinken und ſtürzen von einem handelnden Weſen außer ihm bewirkt wird. Dieſes iſt auch der Fall, wenn ich mir den Baum als hingeworfen denke. Bei hinwerfen ſtelle ich mir eine Handlung vor, die von einem handelnden Weſen erſt ausgeht; bei hingeworfen werden hingegen, eine Handlung, die ſchon ausgegangen iſt, und nun auf

einen

einen Gegenſtand wirklich übergeht. Wenn ich mir alſo den Baum vorſtelle, wie er hingeworfen da liegt, ſo denke ich mir nacheinander, figürlicher Weiſe, wie die Handlung des Hinwerfens erſtlich von einem handelnden Weſen ausging, dann auf den Baum überging, und nun ſchon auf ihn übergegangen iſt. Dieſes kann uns auf einen neuen Unterſchied aufmerkſam machen, der zwiſchen allen Wörtern ſtatt findet, die wirklichgeſchehene Handlungen anzeigen: wir können uns nehmlich alle Handlungen vorſtellen, in ſofern ſie erſt von einem handelnden Weſen ausgehen, dieſe Beſchaffenheit derſelben drückt man durch den Nahmen Aktivum aus; oder wir können ſie uns vorſtellen, wie ſie ſchon von dem handelnden Weſen ausgegangen ſind, und nun auf einen Gegenſtand außer dem handelnden Weſen wirklich übergehen, dieſe Beſchaffenheit derſelben bezeichnet man durch den Nahmen Paſſivum. Es heißt: der Wipfel des Baumes ſoll nicht hingeworfen

ſeyn — Dieſes letztere iſt das merkwürdigſte unter allen Wörtern, die wir bis jetzt aus unſerer Erzählung näher kennen gelernt haben, und iſt vielleicht das merkwürdigſte Wort in der ganzen Sprache. Durch das Wort ſeyn wird hier die auf den Baum übergegangne Handlung des Hinwerfens demſelben gleichſam einverleibt, ſo daß wir die Vorſtellung von der übergegangnen Handlung mit der Vorſtellung von dem Baume ſelbſt unzertrennlich verknüpfen würden, wenn nicht dieſe Verknüpfung durch das Wort nicht wieder aufgehoben würde. So ſagen wir, der Baum iſt gepflanzet, und nun knüpft ſich, vermöge des Worts iſt, die Vorſtellung von der übergegangnen Handlung des Pflan-

zens unzertrennlich an die Vorſtellung von dem Baume, oder ſie wird derſelben gleichſam einverleibt, ob ich mir gleich den Baum und die Handlung des Pflanzens beſonders gedacht habe. Vermöge dieſes Worts kann ich mir alle Eigenſchaften eines Dinges, unbeſchadet ihrer genauern Verknüpfung mit dem Dinge ſelbſt, beſonders denken: ſo ſage ich, der Baum iſt grün, denke mir alſo die grüne Farbe des Baumes beſonders, ohne ſie jedoch von dem Baume ſelbſt zu trennen, weil das Wort iſt dieſe Trennung mit aller ſeiner Kraft verhindert, und gleichſam in dem Augenblick, da ich es ſage, den ganzen Baum in meiner Vorſtellung mit der grünen Farbe überzieht. Doch wir werden dies merkwürdige Wort in der Folge noch näher kennen lernen. — Laſſen Sie uns nun noch den letzten Zug zu dem Gemählde in der Vorſtellung des Amyntas hinzuſetzen: Der Wipfel des Baumes ſollte nicht in das wilde Waſſer hingeworfen ſeyn

zum Spiele ſeiner Wellen — Amyntas legt der wirkenden Urſach, welche den Baum ins Waſſer hingeworfen haben würde, nicht nur, auf eine figürliche Weiſe, handelnde und thätige Kraft, ſondern auch ſogar eine Abſicht bei, indem er ſich vorſtellt, als hätte dieſes wirkende Weſen deswegen den Baum ins Waſſer hingeworfen, damit die wilden Wellen mit ſeinem Wipfel nach Gefallen ihr Spiel treiben könnten. Dieſe letztere Vorſtellung ſteht nun in der Perſpektive des Zukünftigen ganz am Ende, indem die Bilder ſo aufeinander folgen:

Schade — ſollteſt du Baum in dies wilde Waſſer ſtürzen?
Nein — dein Wipfel ſoll nicht hingeworfen ſeyn
zum Spiele ſeiner Wellen!

Schade

Schade und nein waren nur die Resultate dieser zusammengedrängten Bilder. — Durch das Wort Spiel bekommen sogar die Wellen in unsrer Vorstellung eine Art von Thätigkeit. Unter spielen denke ich mir eine jede Handlung, die weiter kein Ziel hat, als die Belustigung desjenigen, der sie unternimmt. So sehr ist hier das Gepräge des Menschen der leblosen Natur aufgedrückt, daß man sich die Wellen vorstellt, wie sie sich gleichsam daran belustigen, den Wipfel des Baumes auf mancherlei Art zu krümmen, und die Blätter desselben hin und her zu werfen. Indem wir uns nun die Handlung des Spielens vorstellen, wie sie schon von den Wellen ausgegangen, und auf den Wipfel übergegangen ist, so denken wir sie uns ganz an den Wipfel selbst hinan, und überziehn ihn gleichsam mit dieser Vorstellung, indem wir ihn statt Wipfel nunmehro ein Spiel der Wellen nennen, oder indem sich die Vorstellung, daß er der Wipfel eines Baumes ist, in der Vorstellung, daß die Wellen mit ihm spielen, verliert. Dies ist fast eben der Fall wie bey dem Worte Last, wo wir uns auch die Empfindung des Mannes, an die Stäbe, die er trug, hinandachten, und ihnen auf die Weise einen andern Nahmen beilegten. Indem wir sagen, seiner Wellen, so reden wir von den Wellen, als von einer Sache, die zu dem Bache gehört, und doch reden wir zugleich mit von dem ganzen Bache, eben so wie vorher, da es hieß, dein Wipfel, und also von dem Wipfel insbesondre, und doch auch zugleich vom ganzen Baume die Rede war. —

Nun wird es Ihnen leicht werden, sich auf eben die Art, wie wir es bis jetzt gethan haben, den übrigen

Theil unſrer Idylle zu erklären, und die Natur der Wörter, welche darinn vorkommen, ſich ſelber zu entwikkeln. Damit wir aber den Weg überſchauen, den wir zurückgelegt haben; damit wir noch einmal ſehen, wie jedes Wort, das wir einzeln kennen lernten, im Ganzen die vortreflichſte Wirkung thut, indem es an ſeinem angewieſenen Platze ſteht: damit wir auf die Weiſe einige Augenblicke gleichſam die Früchte unſrer bisherigen Arbeit genießen; ſo wollen wir uns nicht nur den Theil des Gedichtes, welchen wir ſchon kennen gelernt haben, ſondern das ganze ſchöne Gemählde auf einmal vor unſre Seele ſtellen: alle ſeine Reitze und ſeine feinſten Schönheiten ſollen ſich vor unſerm Blick enthüllen, und das Anſchauen derſelben ſoll uns Muth und Kraft geben, unſern Weg fortzuſetzen, bis wir in das innerſte Heiligthum der Sprache eingedrungen ſind, und unſer vorgeſtecktes Ziel erreicht haben.

Amyntas.

„Bey frühem Morgen kam der arme Amyntas
„aus dem dichten Haine, das Beil in ſeiner Rechten.
„Er hatte ſich Stäbe geſchnitten zu einen Zaun, und
„trug ihre Laſt gekrümmt auf der Schulter. Da ſah
„er einen jungen Eichbaum neben einem hinrauſchenden
„Bache; und der Bach hatte wild ſeine Wurzeln von
„der Erd' entblößet, und der Baum ſtand da, traurig,
„und drohte zu ſinken. Schade, ſprach er, ſollteſt du
„Baum in dies wilde Waſſer ſtürzen; nein, dein Wipfel
„ſoll nicht zum Spiele ſeiner Wellen hingeworfen ſeyn.
„Jetzt nahm er die ſchweren Stäbe von der Schulter:
„ich kann mir andre Stäbe holen, ſprach er; und hub

„an,

„an, einen ſtarken Damm vor dem Baum hinzubauen, „und grub friſche Erde. Jetzt war der Damm gebaut, „und die entblößten Wurzeln mit friſcher Erde bedeckt; „und jetzt nahm er ſein Beil auf die Schulter, und „lächelte noch einmal, zufrieden mit ſeiner Arbeit, in „den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte „in den Hain zurück, um andre Stäbe zu holen. Aber „die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme aus der „Eiche zu: ſollt' ich unbelohnt dich weglaſſen, gütiger „Hirt? ſage mir, was wünſcheſt du zur Belohnung? „ich weiß, daß du arm biſt, und nur fünf Schaafe zur „Weide führeſt. O! wenn du mir vergönneſt, Nym„phe: ſo ſprach der arme Hirt: mein Nachbar Palä„mon iſt ſeit der Aerndte ſchon krank, laß ihn geſund „werden!“

„So bat der Redliche: und Palämon ward ge„ſund. Aber Amyntas ſah den mächtigen Segen in „ſeiner Heerde und bei ſeinen Bäumen und Früchten, „und ward ein reicher Hirt; denn die Götter laſſen die „Redlichen nicht ungeſegnet.“

Damit wir nun, in der Folge unſrer Betrachtungen, die nöthigen Beiſpiele nicht aus der Luft greifen dürfen, ſo wollen wir uns immer feſt an unſer Bild halten, und unſre Beiſpiele, wo es nur immer möglich iſt, daraus herzuholen ſuchen. Auf die Art wird es uns weit leichter werden, in die Natur der Wörter einzudringen, indem wir ſie uns nicht einzeln und abgeſondert, ſondern in einem ſchönen Ganzen denken, wo jedes einzelne Wort ſeine beſondre Kraft und Wirkſamkeit zeigen kann. Auch wird uns das Nachdenken über

die Sprache ſelbſt mehr Vergnügen gewähren, wenn das Einzelne, worüber wir Betrachtungen anſtellen, aus einem Ganzen genommen iſt, das uns ſchon an ſich ſelber intereſſirt.

Siebenter Brief.

Einige Rückblicke auf das Ganze der Sprache.

Jetzt, verehrungswürdige Frau, haben wir ſchon glücklich einen Berg erſtiegen, von deſſen Spitze wir einmal frei umherſchauen, und einige Rückblicke auf das Ganze der Sprache thun dürfen, nachdem wir uns eine Weile blos mit dem Einzelnen beſchäftiget haben. Wie erhebt es das Herz, wenn Melodie ſich plötzlich in Harmonie verwandelt! und das iſt hier der Fall, indem wir uns den Zuſammenklang der Vorſtellungen denken, die nach und nach in uns entſtehen; indem wir alle die einzelnen Bemerkungen über die Kraft und über das Weſen der Sprache zuſammennehmen, und nun die Würde und die Größe dieſes Gegenſtandes erſt lebhaft empfinden.

Bis jetzt haben wir nur die Sprache vorzüglich betrachtet, wie ſie, vermittelſt der Worte, Bilder, welche ſchon in unſrer Seele ſchlummern, erweckt, um neue Bilder daraus zuſammenzuſetzen, wodurch Gegenſtände geſchildert werden, die wir vielleicht in unſerm Leben nie gerade in dem Zuſammenhange geſehen haben. Aber ſie thut noch mehr, indem ſie ſelbſt unſern Sinnen bei der Betrachtung der Natur zu Hülfe kömmt, und zugleich

gleich unſerm Gedächtniß ganz allein Dauer und Feſtigkeit giebt.

Wie kömmt es, daß die mannigfaltigen Gegenſtände ſich nicht vor unſern Blicken verſchwimmen? daß wir das Einzelne im Ganzen, den Wald in der Landſchaft, den Baum im Walde, und Blätter, Zweige, Stamm und Aeſte im Baume unterſcheiden? daß wir wiſſen, wo Himmel aufhört und Erde angeht, wo Wald ſich endigt und Wieſe anhebt, wo ein Baum, dicht an den andern gepflanzt, ſeine Endſchaft erreicht, und wo der andre ſeinen Anfang nimmt, wo ein Grashalm, an den andren gedrängt, von ſeinem eignen Umfange begränzt wird, und wo die feinen Zäſerchen des andern, wenn es gleich von dem erſtern berührt wird, ihren Anfang nehmen? Wer gab uns die Kraft, ſowohl die größte als die kleinſte Maſſe aus der ganzen Natur, die vor uns liegt, herauszuheben, und unſer beſondres Augenmerk, mit Ausſchließung des übrigen, darauf zu heften? Die Klaſſen und Gattungen der Dinge ſind auf tauſenderlei Art untereinander gemiſcht; wie geht es zu, daß wir die eine immer unter allen übrigen mit ſo leichter Mühe herausfinden?

Iſt es nicht die Sprache, wodurch wir einer jeden Gattung von Dingen ein untrügliches Merkmahl aufdrücken, an welchem wir ſie wieder kennen, wir mögen ſie antreffen wo und in welcher Miſchung wir wollen? Iſt ſie es nicht, welche uns mit einem Worte die ganze Natur umfaſſen, und dann wieder das kleinſte Sonnenſtäubchen in derſelben auf das genaueſte bezeichnen läßt? Iſt es nicht das Wort, welches der Vorſtellung die

Grenzen vorſchreibt, die ſie nicht überſchreiten ſoll, indem es den Umfang des Gegenſtandes, den wir betrachten wollen, es ſey nun ein Eichbaum oder ein Grashalm, auf ein Haar bezeichnet.

Freilich werden Sie ſagen, daß dieſer Unterſchied ſchon in den Dingen ſelber liegt, und daß ein jedes die Linie ſeines Umfanges gleichſam ſelber um ſich her ziehet; daß insbeſondre die Durchſichtigkeit der Luft ſehr vieles dazu beiträgt, uns den Unterſchied der Dinge auffallender zu machen, indem beſtändig Lücken zwiſchen denſelben zu ſeyn ſcheinen. Allein dieſen Unterſchied ſelbſt muß doch die Sprache erſt bezeichnen, wenn er uns nicht in demſelben Augenblick, da wir ihn bemerkt haben, wieder entwiſchen ſoll. Der auffallendſte Unterſchied der Dinge in unſrer Vorſtellung, preßte zwar zuerſt das Wort hervor, aber eben durch das Wort ward nachher der Unterſchied ſelbſt wiederum genauer bezeichnet, und die Grenzlinien der Dinge immer beſtimmter gezogen. — Dadurch, daß wir das Ganze und das Einzelne in der Natur benennen lernen, werden wir immer vertrauter mit ihrem Anblick, und ſo oft wir ſie wieder ſehen, freuen wir uns wie über das Antlitz eines Freundes, mit dem wir täglich bekannter werden, jemehr wir ihn von andern Menſchen unterſcheiden lernen.

Und jene ſüße Erinnerung an unſre verfloßnen Tage, was wäre ſie ohne die Sprache? Ein ödes Labyrinth halbverwiſchter Eindrücke, durch tauſend Lücken unterbrochen, worin ſich wiederum die Gegenwart eines jeden Tages verlieren würde. Allein die Sprache iſt der unzerſtörbare Knäuel, von welchem wir den Faden ab-

abwickeln, der uns aus dieſem Labyrinthe unſrer Vorſtellungen den einzigen Weg zeigt. Wir machen es wie ein Wandrer, der in einem dichten unwegſamen Gehölze den Weg, den er wandelt, gerne wieder zurück finden will, und ſich einen Merkſtab nach dem andern hinſtellt, wornach er ſich richten kann, wenn er wieder umkehrt. So oft wir etwas ſehen oder hören, befeſtigen wir durch das tönende Wort einen Merkſtab in unſrer Seele, und wenn wir uns desjenigen, was wir geſehen oder gehört haben, wieder erinnern wollen, ſo dürfen wir uns nur nach dieſen Merkſtäben, als getreuen Wegweiſern, richten. Thäten wir das nicht, ſo würden wir mit unſrer Erinnerung nicht gerade auf die Dinge fallen, deren wir uns wieder erinnern wollen, ſondern würden mit ungewiſſen Schritten bald zur Rechten bald zur Linken ausweichen, und niemals, als durch Zufall, auf den rechten Fleck treffen.

Wenn Sie auf Ihrem Altan ſtehen, ſo können ſie Wieſe, Wald und Fluß, vermöge dieſer Benennungen, ſehr gut unterſcheiden: hätten ſie ſolche Benennungen nicht, wer wüßte, ob nicht alle Gegenſtände vor ihren Augen gleichſam ineinander fließen würden: aber das Wort ſchreibt nun jedem einzelnen Bilde ſeine Grenzen vor, und giebt ihm ſeine Geſtalt. Sind Sie von dem Altan in Ihr Zimmer gegangen, ſo ſteht das Bild von der ſchönen Gegend um Ihr Landhaus eben ſo lebhaft in Ihrer Seele, als ob es noch wirklich vor Ihren Augen ſtände: das macht, es hat durch die Worte oder durch die Benennungen der einzelnen Gegenſtände Feſtigkeit erhalten; wäre das nicht geſchehen, ſo würde alles nur noch vor Ihrer Seele ſchwanken.

Daß aber die Worte unſren Vorſtellungen eine ſolche Feſtigkeit geben, daran iſt die öftere Wiederholung Urſach. Das Wort kömmt beſtändig der Sache, und die Sache wieder dem Worte zu Hülfe. So oft wir einen Berg ſehen, erwacht zugleich die Vorſtellung von dem tönenden Merkmale, womit wir denſelben einmal bezeichnet haben, und ſo oft wir dies tönende Merkmal hören, erwacht zugleich die Vorſtellung von dem Berge, den wir geſehen haben. Und doch iſt das tönende Merkmal gröſtentheils von der Sache ſo verſchieden, daß es in unſrer Vorſtellung nicht leicht damit zuſammenfließen kann; welches auch ſehr nöthig iſt, denn die Merkſtäbe müſſen ja von den Bäumen des Waldes verſchieden ſeyn, durch welche ſie uns den Weg zeigen ſollen. Wir haben villeicht aus eben dem Grunde von den Tönen in der Natur die ſchwankendſten Vorſtellungen, weil die Zeichen derſelben in der Sprache zu ſehr mit der bezeichneten Sache zuſammen fließen. — So wie nun alſo das Wort Berg der Vorſtellung von einem Berge endlich Dauer und Feſtigkeit gab, ſo geht es mit allen übrigen Wörtern, und dieſe öftere Wiederholung macht es allein, daß endlich die Bilder ſo feſt in unſrer Seele werden.

Aus den früheſten Jahren Ihrer Kindheit, ſo lange die Sprache den ſchwankenden Vorſtellungen in Ihrer Seele noch keine Dauer und Feſtigkeit geben konnte, werden Sie ſich von dem, was Sie geſehen und gehört haben, wenig oder nichts mehr erinnern können. Das macht, ſie hatten noch keine Merkmale, woran ſie ihre eigüen Vorſtellungen von einander unterſcheiden konnten: dieſe floſſen daher entweder in eins zuſam-

ſammen, verdrängten einander, oder verwirrten ſich untereinander. Sie konnten die Sonne noch nicht vom Himmel unterſcheiden, an dem ſie glänzte, und das Gemählde nicht von der Wand, woran es befeſtigt war. Die Vorſtellungen von den Tönen floſſen mit den Vorſtellungen von den Farben zuſammen, und verwirrten ſich auf mancherlei Art, ſo daß es beinahe eben ſo gut war, als ob ſie gar nichts geſehen oder gehört hätten. Mit den erſten Tönen aber, die Ihr Mund ſtammeln lernte, fieng es auch an in Ihrer Seele Licht zu werden. Als Sie zuerſt die ſüßen Nahmen Vater und Mutter lallten, da konnten Sie in ihnen ſchon Ihre zärtlichſten Freunde, ſowohl von der todten und lebloſen Wand, als von allen übrigen Menſchen unterſcheiden: ſo oft Ihr Auge die lächelnde Mutter erblickte, dachten Sie auch den Nahmen Mutter, und ſo oft Sie dieſen Nahmen hörten, ſtand wiederum das Bild von dem lächelnden Antlitz der Mutter in Ihrer Vorſtellung da, wenn ſie ſelbſt gleich abweſend war. Nun war ſchon ein feſtes Bild in Ihrer Seele, wo ſich mehrere anſchließen konnten, die demſelben, eines nach dem andern, folgten, und ſo entſtand zuletzt das wunderbare ſchöne Gewebe Ihrer Gedanken, welches nun durch die Zeit ſo feſt in einander gewürkt iſt, daß nicht leicht mehr ein Faden daraus verlohren gehen kann.

Es ſcheinet, als ob der Schöpfer ſelbſt die Sprache, als ein ſo nothwendiges Bedürfniß des Menſchen, ſchon von Anfang an in die Schöpfung mit eingewebt habe; indem er einen ſo auffallenden Unterſchied in die Dinge legte, welche ſich zuerſt dem Menſchen darſtellten,

ten, daß gleichſam das Wort aus ſeinem Munde gepreßt würde, womit er dieſen Unterſchied bezeichnen ſollte. Die Schöpfungsgeſchichte ſelbſt enthält hievon ſichtbare Spuren, und ſcheint uns auch einen Aufſchluß über die Entſtehung der menſchlichen Sprache zu geben. In dieſer ganzen ehrwürdigen Erzählung finden wir die Begriffe von Unterſcheidung und Benennung, allemal unmittelbar aufeinander folgend, eingewebt. Wir ſehen, wie in der ſchönſten Stüffenfolge, erſtlich die gröſſten und auffallendſten, und dann allmälig die kleinern Unterſchiede durch die Sprache bezeichnet werden. Was für einen auffallendern Unterſchied giebt es in der ganzen Natur, als zwiſchen Licht und Finſterniß! Dieſer wird zuerſt bezeichnet, indem es heißt: Gott ſcheidete oder unterſchied das Licht von der Finſterniß, und nannte das Licht Tag und die Finſterniß Nacht. Wie natürlich erklärt ſich dieſes, wenn wir ſagen: Gott legte durch den auffallenden Unterſchied zwiſchen Licht und Finſterniß dem Menſchen gleichſam die Sprache in den Mund, daß er für jedes einen Nahmen fand. Auf den Unterſchied zwiſchen Licht und Finſterniß folgte der zweite große Unterſchied zwiſchen Himmel und Erde; und dann der dritte zwiſchen Erde und Waſſer. Es iſt gleichſam, als ob der betrachtende Menſch dieſe großen Unterſchiede erſt hätte bemerken müſſen, ehe noch ſeine Aufmerkſamkeit auf die kleinern fallen konnte. Nachdem er ſich oft über die größte Erſcheinung in der Natur, über den aufgehenden Tag und über die dämmernde Nacht gewundert hatte, ſo fiel ſeine Aufmerkſamkeit auf einen neuen Unterſchied, indem er erſt über ſich und dann vor ſich nieder blickte, oben das glänzende Blau des Himmels,

mels, und zu ſeinen Füßen die dunklere, feſte Erde ſahe. Nachdem dieſer Unterſchied ſeine Sinne genug beſchäftiget hatte, ſo fing er nun an auf der Erde ſelbſt, worauf ſonſt noch alles ohne Figur und Geſtalt vor ſeinen Blikken ſchwankte, den auffallendſten Unterſchied zwiſchen der undurchſichtigen Erde und dem ſpiegelhellen Waſſer zu bemerken. Und nun entdeckte er allmälig die kleinern Unterſchiede zwiſchen den Gegenſtänden, die ihm ſonſt noch alle in eins zu fließen ſchienen; zuerſt hielt ſich ſeine Aufmerkſamkeit an den lebloſen Gegenſtänden feſt, weil dieſe ſeiner Vorſtellung nicht ſo ſchnell entwiſchen konnten. Aufmerkſamer betrachtete er die Fläche der Erde, und prägte ſich ein Bild von den Bäumen und Pflanzen ein, die auf ihr wachſen; er blickte gen Himmel, und lernte nach und nach die Sonne, den Mond und die Sterne von dem Himmel, an dem ſie glänzten, unterſcheiden. Endlich gelang es ihm auch, ſich ein feſtes Bild von den lebenden und webenden Geſchöpfen, von den Vögeln unter dem Himmel, von den Fiſchen im Waſſer, und von den Thieren auf Erden einzuprägen. Nachdem er auf die Weiſe die ganze Natur außer ſich unterſcheiden gelernt hatte, ſo gelangte er zu dem völligen ſüßen Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt, wodurch er ſich von allem, was ihn umgab, unterſchied. — Wie natürlich ſind dieſer Erzählung zugleich die ſimpelſten Begriffe von Zeit und Zahl mit eingewebt, welche durch die beſtändige Wiederkehr einer und ebenderſelben Naturerſcheinung, Morgen und Abend, nothwendig erwekt werden mußten; daher die öftere Wiederholung: ſo ward aus Abend und Morgen der erſte, zweite Tag u. ſ. w.

So lange der Menſch noch ohne Sprache war, muß die Welt gleichſam ein Chaos für ihn geweſen ſeyn, worin er nichts unterſcheiden konnte, wo alles wüſte und leer war, und Dunkel und Finſterniß herrſchte. — Da aber die Sprache mit ihren erſten Tönen die ſchlummernde Vorſtellungskraft erweckte, da fing es an zu tagen, und die Morgendämmerung brach hervor. — Die Schöpfung, welche der Menſch vorher als eine unförmliche und ungebildete Maſſe betrachtet hatte, bekam nun allmälig in ſeiner Vorſtellung Bildung und Form, das blaue Gewölbe des Himmels zog ſich über ihm in die Höhe, und vor ihm ſank die Fläche der Erde — Die Waſſer ſammelten ſich in Meere und Flüſſe, und vor ſeinen Blicken ragte das Land empor — die Ceder und der Grashalm gewannen in ſeiner Vorſtellung Umfang und Geſtalt — die Sonne am Himmel rundete ſich in ſeinem Auge — jedes Thier erhielt ſeine Form, und ſtand in ſeiner eigenthümlichen Bildung vor ihm da.

So lernte der Menſch allmälig das Einzelne im Ganzen unterſcheiden. — Wie ein Schiffer in trüber Dämmerung erſt nichts als Himmel und Waſſer ſiehet, dann in dunkler Ferne ein Land entdeckt, das ſich erſt unförmlich aus dem Meere emporhebt, bis es dem Auge immer näher kömmt, und immer mehr Geſtalt und Form gewinnt, daß der ſpähende Blick nach und nach Berge, Thäler und Flüſſe, und endlich gar Bäume, Hütten und wandelnde Menſchen darauf unterſcheiden kann, und nun die ganze ſchöne Landſchaft, geſchmückt mit Wäldern und Wieſen, und von Bächen und

Flüſſen

Flüſſen durchſchnitten, im Glanz der Morgenſonne, vor ihm da liegt.

Achter Brief.

Entwickelung des Unterſchiedes der Wörter, in Anſehung der Gegenſtände, welche ſie bezeichnen, mit Rückſicht auf ihre Verbindung zu einer zuſammenhängenden Rede.

Nach alle dem, was wir ſchon gelegentlich, ohne uns an eine gewiſſe Ordnung zu binden, von den einzelnen Wörtern ſowohl, als von der Sprache überhaupt, bemerkt haben, wird es uns ſehr leicht werden, alle unſre zerſtreuten Bemerkungen unter gewiſſe Rubriken zu bringen, und uns auf die Art ein Lehrgebäude von unſrer Sprache zu errichten, wozu wir bereits die Materialien geſammelt haben. Wir wollen alſo zu unſerm einmal gewählten Beiſpiele zurückkehren, und eine Anzahl Wörter nach der andern, welche uns von einerley Art zu ſeyn ſcheinen, die Muſterung paſſiren laſſen. Nun giebt es gleich im Anfange einige Wörter, welche unſre Aufmerkſamkeit mehr als die übrigen auf ſich ziehn, worauf unſre Stimme im Leſen den meiſten Nachdruck ſetzt, und welche auch zum Unterſchiede von den übrigen Wörtern mit großen Anfangsbuchſtaben verſehen ſind; wir leſen nehmlich: bei frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Haine: über die vorhergehenden Wörter eilet die Stimme ſchnell hinweg, um auf den Wörtern Morgen, Amyntas, Hain, mit

mehre-

mehrerem Nachdruck ruhen zu können. Nun wollen wir einmal einen Verſuch machen, aus unſerm Beiſpiele alle die Wörter nebeneinander zu ſtellen, welche mit dieſen drei erſten von gleicher Beſchaffenheit zu ſeyn ſcheinen; alsdann wird es uns leichter in die Augen fallen, wie nöthig die übrigen Arten von Wörtern ſind, um die Lücken zwiſchen dieſen auszufüllen; nur bemerken Sie ſich noch, wo der Nahme Amyntas in einem Satze durch Er bezeichnet wird, daß wir da zuweilen dieſen Nahmen wiederholen, und wo ein Satz aufhört, allemal ein Punktum ſetzen wollen.

Morgen	Amyntas	Hain	Beil
Rechte	Amyntas	Stäbe	Zaun
Laſt	Schulter.	Amyntas	Eichbaum
Bach	Bach	Wurzeln	Erde
Baum.	Amyntas	Baum	Waſſer
Wipfel	Spiel	Wellen.	Amyntas
Stäbe	Schulter	Stäbe	Damm
Baum	Erde.	Damm	Wurzeln
Erde	Beil	Schulter	Arbeit
Schatten	Baum	Hain	Stäbe.
Dryas	Stimme	Eiche	Hirt
Belohnung	Schaafe	Weide.	Nymphe
Hirt	Nachbar	Palämon	Aerndte.
Redlicher	Palämon.	Amyntas	Segen
Heerde	Bäume	Früchte	Hirt
Götter	Redlicher.		

Nun denken Sie ſich dieſe Wörter, wie ein Verzeichniß von Nahmen der Perſonen in einem Drama, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſelben hier gerade in der Ord-

Ordnung folgen, wie die Perſonen einmal, oder zu wiederholten malen, nacheinander auftreten, ſo daß man ſehen kann, welche von ihnen die Hauptrollen und welche nur Nebenrollen ſpielen. Eben ſo wenig wie nun die Perſonen eines Stücks an und für ſich das Drama ausmachen können, ehe ſie noch in verſchiedne Verhältniſſe und Verbindungen miteinander geſetzt ſind, eben ſo wenig können auch dieſe Wörter, als bloße Nahmen von Dingen, an und für ſich, eine zuſammenhängende Rede oder eine Erzählung bilden, ehe noch eine ganz andre Art von Wörtern dazwiſchen kömmt, wodurch alles in Beziehung aufeinander und in Verbindung miteinander geſetzt wird. Wenn Sie die obigen Wörter herſagen, ſo werden Sie es bey ſich ſelber ſehr deutlich fühlen, daß Sie nicht eigentlich zuſammenhängend reden, oder etwas wirklich erzählen, ſondern bloß einzelne Dinge benennen. Die Ausdrücke kommen, tragen, ſehen, ſprechen ſind es erſt, wodurch die bloßen Benennungen einzelner Dinge zu einer wirklichen Rede, oder zu einer zuſammenhängenden Erzählung gemacht werden. So wie das Kommen, das Weggehen, das Reden der Perſonen miteinander und von einander, und nicht die Perſonen einzeln und für ſich betrachtet, erſt das Drama ausmachen. Leſen Sie alſo folgende Wörter einzeln:

Morgen	Amyntas	Hain	Beil	Rechte
Stäbe	Zaun	Laſt	Schulter	Eichbaum
Bach	Wurzeln	Erde	Damm	Dryas
Stimme	Belohnung	Schafe	Weide	Palämon
Segen	Heerde	Götter.		

ſo hätten Sie gleichſam erſt den Komödienzettel von dem Drama, das in Ihrer Vorſtellung aufgeführt werden

ſollte. Aber eben ſo nothwendig wie die Perſonen ſind, um ein Drama aufzuführen, eben ſo nothwendig ſind auch dieſe Wörter in der Sprache, welche ſich blos damit beſchäftigen, die wirklichen Dinge in der Welt einzeln und für ſich betrachtet, zu benennen. In der Welt iſt nichts ohne Zuſammenhang, und es giebt in ihr eigentlich kein Ding, das ganz von allen andern Dingen abgeſondert wäre. Wenn wir aber den Bau und die Zuſammenſetzung eines Kunſtwerkes einſehen wollen, ſo pflegen wir daſſelbe zu zergliedern, und ſeine Zuſammenſetzung eine Zeitlang aufzuheben, um ſie alsdann ſelber wieder herzuſtellen. Da wir nun den Zuſammenhang aller Dinge in der Natur, im eigentlichen Verſtande, niemals aufheben können, ſo thun wir dieſes wenigſtens in unſrer Vorſtellung, indem wir uns die Dinge erſtlich, ohne allen Zuſammenhang, einzeln und abgeſondert denken, und alsdann die Lücken zwiſchen denſelben auf mancherlei Weiſe ausfüllen. Da ſich nun alle unſre übrigen Vorſtellungen an die Vorſtellungen von den abgeſonderten und für ſich allein betrachteten wirklichen Dingen feſthalten müſſen, und ſich alle unſre Gedanken um dieſelben herum drehen, ſo hat man die Wörter, womit man die wirklichen Dinge an und für ſich bezeichnet, Hauptwörter genannt; wir könnten ſie auch Sachwörter nennen, wollen aber bei der erſten Benennung bleiben, weil ſie einmal allgemein angenommen iſt: und nun wollen wir die Natur dieſer Wörter noch genauer zu erforſchen ſuchen, indem wir ſie untereinander ſelber unterſcheiden.

Die Hauptwörter ſollten freilich nur die wirklichen Dinge an und für ſich ſelber, und nicht ihre Beſchaffenheiten

heiten oder ihre Verhältniſſe untereinander bezeichnen, ſo wie das Perſonenverzeichniß eines Schauſpiels nur die Nahmen der ſpielenden Perſonen und noch nicht ihre Handlungen anzeigen ſollte. Allein ſo wie ehemals in den Schauſpielen die Handlungen und die Eigenſchaften der ſpielenden Perſonen oft auch wieder als Perſonen mit vorgeſtellt wurden, die man z. B. die Zwietracht, die Gerechtigkeit u. ſ. w. nannte, ſo macht es unſre Sprache noch immer, indem ſie die Eigenſchaften, den Zuſtand, oder die Handlungen für ſich beſtehender Weſen von denſelben abſondert, und ſie wiederum als wirkliche Weſen darſtellt, welches uns freilich im Denken ſehr zu ſtatten kömmt: denn wenn wir z. B. ſagen: die Dichtigkeit des Waldes, ſo können wir uns von dem, was wir dicht nennen, eine weit lebhaftere Vorſtellung machen, als wenn wir ſagen, der dichte Wald, weil ſich in dieſem letztern Falle die Vorſtellung von dicht in der Hauptvorſtellung vom Walde verliert. Wir können alſo die Hauptwörter wiederum eintheilen, in ſolche, welche die Dinge anzeigen, die in der Natur wirklich für ſich beſtehen, als Baum, Vogel, Fiſch, und in ſolche, die etwas anzeigen, das nur an andern Dingen befindlich iſt, und das wir uns demohngeachtet ſo denken, als wenn es wirklich für ſich ſelber vorhanden wären, als Fleiß, Armuth, Belohnung. Von der erſtern Beſchaffenheit ſind folgende Wörter:

Hain	Beil	Rechte	Stäbe	Zaun
Schulter	Eichbaum	Bach	Wurzeln	Erde
Waſſer	Wipfel	Wellen	Damm	Schatten
Hirt	Schafe	Heerde	Früchte	Götter.

Bei allen diesen Wörtern denke ich mir etwas, das in der Natur an und für sich selber besteht: es ist kein einziges darunter, woran sich meine Vorstellung nicht allein schon festhalten könnte, ohne sich erst an etwas andres anschließen zu dürfen: und doch welch ein Unterschied herrscht wiederum unter diesen Wörtern, wenn wir z. B. die Wörter Hain und Baum, Heerde und Schafe nebeneinander stellen! Hier kommen wir auf das zurück, was ich schon in meinem vorigen Briefe berührt habe: die Sprache verdunkelt nehmlich oft durch ein vielumfassenderes Wort die kleinern Unterschiede; sie läßt z. B. den Unterschied zwischen Berg und Thal und Wald in unsrer Vorstellung schwächer werden, um alles dieses unter dem Ausdrucke Landschaft auf einmal zu umfassen, so daß wir demjenigen, was wir uns als ein Ganzes denken wollen, einen größern Umfang geben. Eben so verdunkelt sich der Unterschied zwischen einer Menge einzelner Bäume, indem wir sie alle unter dem Nahmen Wald zusammen fassen. Ja selbst, indem wir Baum sagen, wird der Unterschied zwischen Stamm und Ast und Zweig verdunkelt, indem wir abes dieses unter dem Nahmen Baum in eins begreifen. Allein wenn ich Baum sage, so denke ich mir doch immer etwas Gebildetes, das aus verschiednen Theilen besteht, die zu einem Ganzen zweckmäßig geordnet sind, auch kann ich mir mehrere Bäume nebeneinander denken; sage ich aber z. B. Erde, so denke ich mir die Theile, woraus sie besteht, nicht verschieden, und nicht zu einem gebildeten Ganzen abzweckend, daher kann ich mir auch dasjenige, was ich Erde nenne, nicht mehrmal nebeneinander denken, denn es fließt immer in meiner Vorstellung

lung zusammen, weil es nichts Gebildetes, sondern eine unförmliche Masse ist. Wir können also die Wörter, welche solche Dinge anzeigen, die in der Körperwelt für sich bestehen, wiederum eintheilen in solche, welche die gebildeten oder organisirten, und in solche, welche die ungebildeten oder unorganisirten Gegenstände bezeichnen.

Von der erstern Art sind folgende:

Beil Stäbe Zaun Schultet Baum
Wurzel Wipfel Mann Schafe.

Zu den organisirten Gegenständen gehört nicht nur alles, was ins Thierreich und Pflanzenreich gezählet wird, sondern auch dasjenige, was die Kunst organisirt hat, als

Uhr Haus Stuhl Thurm Nadel Ring

Ferner rechnet die Sprache auch dasjenige dazu, was durch zufällige Einschränkungen eine Art von Umfang oder Bildung erhalten hat, als

Bach Fluß Teich Welle Erdscholle.

Zu den unorganisirten Gegenständen zählet die Sprache alle die Materien, woraus die organisirten Körper gebildet sind, als

Fleisch Blut Holz Eisen Stein Erde.

Ferner alles das, worin man nichts Einzelnes unterscheiden kann, oder unterscheiden will, und es also wie eine ungebildete Masse betrachtet, als

Erde Feuer Wasser Mehl Sand Staub
Wald Heerde Volk Kraut Kohl Gras.

Bei den sechs ersten Wörtern kann man das Einzelne gar nicht, oder doch nicht gut unterscheiden, und

bei den letztern will man es mit Fleiß nicht unterscheiden, weil man es in der vielumfassendern Vorstellung, die man sich machen will, für zu unbedeutend hält. Wenn wir einen Wald von fern sehen, so verschwindet der Unterschied zwischen den einzelnen Bäumen, alles fließt ineinander, und es ist gleichsam, als ob wir eine einzige große ungebildete Masse vor uns sehen; wir sagen daher nicht das sind Bäume, sondern das ist Wald; eben so verschwindet der Unterschied zwischen den einzelnen Körnern, und zwischen den einzelnen Grashalmen, wegen der Kleinheit derselben bei einer großen Menge, vor unsern Blicken; wir sagen daher nicht, das sind Körner und das sind Grashalmen, sondern das ist Korn und das ist Gras. — Wir fühlen es, daß diese Wörter, welche die unorganisirten Gegenstände bezeichnen, von einer besondern Beschaffenheit sind, weil die Vorstellungen, welche dadurch in uns erweckt werden, eigentlich nicht mehrmal nebeneinander bestehen können; denn ich kann nicht sagen die Krone, die Staube, die Sande u. s. w., ob ich mir gleich zuweilen das Zusammengefaßte gleichsam als ein organisirtes Ganzes denke, und es dann in meiner Vorstellung mehrmal nebeneinander stelle, als wenn ich sage, die Wälder, die Völker. — Die unorganisirten Stoffe in der Natur, in so fern sie die Materie der organisirten Gegenstände ausmachen, gränzen schon sehr nahe an die bloßen Beschaffenheiten, die nicht für sich selber bestehen; denn so wie ich sagen kann, der Kasten ist leicht oder schwer, so kann ich auch sagen, er ist von Holz oder von Eisen. Auf die Weise verliert sich eine Art von Wörtern immer unmerklich in die andre.

Nun

Nun giebt es noch einen Unterſchied zwiſchen den Wörtern, die ſolche Dinge bezeichnen, die wirklich in der Natur für ſich beſtehen, welcher ſich vorzüglich auf die Wichtigkeit der Gegenſtände gründet. Alles ſehr Große in der Natur, und alles, was mit dem Menſchen ſelber in näherer Verbindung ſteht, bekömmt einen eignen Nahmen, der ſonſt keinem Dinge in der Welt zukömmt. Das Unwichtigere muß ſich mit dem allgemeinen Nahmen begnügen, der immer allen Dingen von einerlei Art zukömmt, ſie mögen nun in der Welt zerſtreut ſeyn, wo ſie wollen.

Eigne Nahmen führen daher nur die Menſchen und einige Thiere, welche der Menſch ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit werth hält. Ferner das Große in der Natur, als große Wälder, Berge, Flüſſe, Meere, Inſeln, Länder, Städte u. ſ. w. In unſrer Erzählung führen nur die beiden Hirten, Amyntas und Palämon, eigne Nahmen, der Bach, der Wald und der Baum führen allgemeine Nahmen, und ſelbſt die Göttin des Baumes muß ſich mit dem Namen einer Dryas, der allen Waldgöttinnen zukömmt, begnügen laſſen. Eine Uhr, ein Stuhl, ein Zimmer, bekommen auch keine eigne Nahmen, aber wohl ein Haus, indem es von ſeinem Beſitzer benannt wird, eine Straße, eine Stadt u. ſ. w. Die allgemeinen Nahmen werden in eigne Nahmen verwandelt, indem eins von den Wörtern der, die oder das, als ein Zeichen, daß man ſich einen einzigen wirklichen Gegenſtand darunter denken ſoll, denſelben vorgeſetzt wird: denn wenn ich ſage, der Baum, von dem ich rede, ſo unterſcheide ich ihn durch das

vorgesetzte der von allen andern Bäumen in der Welt, dieses der muß aber durch das Folgende wiederum erst seine bestimmende Kraft erhalten. Wollten wir Menschen und Oerter immer mit den allgemeinen Nahmen Mensch und Ort benennen, wie vieles würden wir hinzusetzen müssen, um einen Menschen von allen andern, und einen Ort von allen andern zu unterscheiden!

Wir müssen uns nun mit der Art von Wörtern näher bekannt machen, deren in unsrer mahlerischen Erzählung nur sehr wenige vorkommen; die eigentlich kein einzelnes deutliches Bild, sondern eine ganze Reihe dunkler Vorstellungen auf einmal in unsrer Seele erwecken, wovon das Resultat ein Gedanke ist. Ein Kind, welches erst anfängt reden zu lernen, wird sich wohl etwas bei dem Worte Baum, aber gewiß noch nichts bei dem Worte Belohnung denken: giebt man ihm aber z. B. für eine kleine Arbeit, die es verrichtet hat, einen Apfel, und sagt dabei: dieser Apfel ist deine Belohnung, so wird es sich das erstemal bei dem Worte Belohnung noch wenig denken; bis es nachher einmal wieder für eine andre Arbeit etwa ein Stück Kuchen oder eine Puppe erhält, wobei ihm gesagt wird, daß dieses die Belohnung für seine gethane Arbeit sey: wenn es nun das Wort Belohnung wieder hört, so wird es sich dunkel an die Puppe, an das Stück Kuchen, an den Apfel, und zugleich an die jedesmalige Arbeit zurückerinnern, nach deren Vollendung es diese Sachen empfing; auch wird die Vorstellung von der Person, von welcher es jene Dinge erhielt, erweckt werden. Diese Reihe von Vorstellungen wird nun das Kind sehr

schnell

ſchnell durchlaufen, es wird ſich aber demohngeachtet an einer beſonders feſtzuhalten ſuchen; und wenn es hört, daß jemand eine Belohnung erhalten habe, ſo wird es denken, derſelbe habe für eine kleine Arbeit entweder ein Stück Kuchen, oder einen Apfel, oder eine Puppe bekommen. Man ſiehet alſo leicht, daß die Erfahrung den Begriff von Belohnung erſt zur Reife bringen muß: je älter das Kind wird, deſto mehr werden ſich die einzelnen Vorſtellungen häufen, die es bei dem Worte Belohnung durchlaufen muß; dadurch erhebt ſich nun der Begriff von Belohnung immer mehr vom Bilde zum Gedanken; je mehrere ſich der einzelnen Vorſtellungen zuſammendrängen, und je dunkler die einzelnen Bilder werden, deſto reiner und lichtvoller wird der allgemeinere Begriff, der ſich aus denſelben bildet. So entſteht in unſrer Seele Klarheit aus der Dunkelheit — ſo wie unſre Augen ſich verſchließen, um unſern Gedanken Licht zu geben, ſo muß unſre Einbildungskraft ſich verdunkeln, wenn es im Verſtande helle werden ſoll.

Welch einen feinen Unterſchied zwiſchen den Begriffen macht die Sprache, wenn wir von jemanden ſagen, er belohnet ſchlecht, ſein Belohnen iſt ſchlecht, ſeine Belohnung iſt ſchlecht, und ſein Lohn iſt ſchlecht. Bei dem erſten Ausdruck fügt ſich die Vorſtellung von belohnen unzertrennlich an die Vorſtellung von der handelnden Perſon hinan, und fließt mit ihr zuſammen; bei dem andern fängt man an, die Vorſtellung belohnen von der Perſon unabhängig zu machen, und ſie dadurch zu einem allgemeinern Begriffe zu erheben; bei dem dritten denkt man ſich belohnen ſchon an die Sache

hinan, welche jemand zur Belohnung erhält; bei dem vierten ſtellt man ſich belohnen an einer Sache vor, welche jemand zur Belohnung ſchon erhalten hat.

In unſrer Erzählung figuriren nun die Wörter

Laſt Spiel Arbeit Belohnung Segen

unter den übrigen Hauptwörtern, als ob ſie mit denſelben von gleichem Range wären, und doch zeigen ſie keine wirkliche Weſen, ſondern nur gewiſſe Veränderungen und Verhältniſſe an, welche wir uns an wirkliche Weſen hinandenken, und von dieſen hinangedachten Begriffen denſelben alsdann noch einen beſondern Nahmen geben: ſo wurden die Stäbe eine Laſt, der Wipfel ein Spiel der Wellen, der gebaute Damm eine Arbeit, das, was Amyntas für ſeine Arbeit empfangen ſollte, eine Belohnung, und die Schafe und Früchte, welche er mehr, als er vorher beſaß, erhielt, ein Segen genannt. Man dachte ſich alſo die Vorſtellungen von laden, ſpielen, arbeiten, belohnen, ſegnen, von den handelnden Perſonen hinweg, und an die wirklichen Dinge hinan, worauf dieſe Handlungen übergegangen waren, und kleidete ſie in dieſe neuen Begriffe ein, welche nun eben dadurch, daß ſie ſich um die wirklichen Weſen gleichſam herzogen, neue Weſen zu bezeichnen ſchienen, da ſie doch nur die alten in einer veränderten Tracht darſtellten. Daher kömmt es auch, daß Amyntas unter verſchiedenen Nahmen auftritt, indem man ihn mit dem Begriffe von einer Handlung, nemlich dem Hüten der Schafe, und nachher mit dem Begriffe von einer Eigenſchaft, nehmlich redlich, überkleidet, und ihn daher den Hirten, und in der Folge den Redlichen nennt.

Die

Die Erde, die Amyntas grub, ſobald ſie anfing den Fluß in ſeinem Laufe zu hemmen, hieß ſie ein Damm. Die feinen Uebergänge und allmäligen Verwandlungen in den Begriffen, in ſo fern wir uns etwas nur als an andern Dingen, oder an und für ſich ſelbſt beſtehend, denken, werden Sie aus der Nebeneinanderſtellung folgender Wörter ſehen:

ich lade	das Laden	die Ladung	die Laſt
ich ſpiele	das Spielen	— —	das Spiel
ich Arbeite	das Arbeiten	die Bearbeitung	die Arbeit
ich belohne	das Belohnen	die Belohnung	der Lohn
ich ſegne	das Segnen	die Segnung	der Segen

Sie ſehen hieraus, wie gern wir die Veränderungen und Verhältniſſe zwiſchen den Dingen an die Dinge ſelbſt hinandenken, und wie geſchäftig unſre Einbildungskraft iſt, auf die Weiſe demjenigen, was nicht für ſich beſteht, eine Art von unabhängigem Daſeyn beizulegen. Allein dieſes geſchiehet auch oft, ohne daß eine Veränderung an irgend etwas hinangedacht wird, ſondern man betrachtet die Veränderungen ganz allein an und für ſich ſelber, als ein für ſich beſtehendes Weſen: ſo ſagt man, der Morgen, der Abend, der Frühling, wodurch bloße Veränderungen in der Natur angezeigt werden, die man ſich aber, figürlicherweiſe, als wirkliche Weſen denkt. Alle Vorſtellungen des Menſchen müſſen nehmlich erſt durch ſeine Vorſtellung von ſich ſelber durchgehn; was Wunder alſo, wenn der Menſch alles das, was er außer ſich bemerkt, es mögen nun bloße Eigenſchaften oder Veränderungen von Dingen ſeyn, in wirkliche Weſen verwandelt, denen er gleichſam das Gepräge ſeiner Wirklichkeit aufdrükt? was Wun-

der,

der, daß auf die Weiſe alles mit Gottheiten, und mit figürlichen Weſen erfüllet ward, die blos in der Vorſtellung des Menſchen ihre Rolle ſpielten? ja; daß eine ganze Welt von Vorſtellungen ſich ihm eröfnete, in welcher die Veränderungen und die Eigenſchaften der Dinge wiederum in eben ſolche Beziehungen und Verhältniſſe, als vorher die wirklichen Dinge, geſetzt wurden; und daß man nun anfing ganze Summen von Vorſtellungen zuſammenzuſetzen, da man vorher nur mit einzelnen Bildern und Vorſtellungen umzugehen wußte. Von der Betrachtung unzähliger einzelner Dinge, die man gut, wahr und ſchön gefunden hatte, erhub man ſich nun zu der Betrachtung des **Guten, Wahren** und **Schönen** ſelbſt. Die Melodie unſrer aufeinanderfolgenden Vorſtellungen verwandelte ſich in Harmonie, wo die einzelnen Töne ſich in den herrſchenden Zuſammenklang verlieren; und ſo konnten wir nun über das **Gute**, das **Wahre** und das **Schöne** an und für ſich ſelber Betrachtungen anſtellen, indem wir es uns an keinem Dinge **nothwendig** dachten, ſondern es uns hinandenken konnten, wohin wir wollten. Und welche feine Unterſchiede macht hier wiederum die Sprache, indem ſie eine Eigenſchaft erſt als bloße Eigenſchaft, und dann als ein für ſich beſtehendes Weſen darſtellt, wie in den Ausdrücken:

der ſchöne Baum, die Schönheit des Baumes,
das Schöne an dem Baume,

wo ich mir die Vorſtellung ſchön erſt in den Baum hineindenke; ſie alsdann davon abſondre, und ſie mir als ein für ſich beſtehendes Weſen denke, doch ſo, daß dieſer ſchwankende Begriff erſt durch die Vorſtellung vom

Baume

Baume ſeine Beſtimmung erhält; bis ich endlich die Vorſtellung ſchön von dem Baume ganz unabhängig mache, indem ich es mir als ein Ganzes vorſtelle, das in der Natur verbreitet iſt, und das ich nun auch an dem Baume bemerke. Eben ſo ſagen wir:

die große That, die Größe der That,
und, das Große in der That.
der wahre Gedanke, die Wahrheit des Gedanken,
und, das Wahre in einem Gedanken.

Wie erhebt ſich nun der Geiſt, wenn ſtatt der Einbildungskraft unſer Verſtand beſchäftiget wird; wenn keine Bilder mehr, ſondern Gedanken in unſrer Seele erweckt werden. Bei einer Erzählung, die wir hören oder leſen, verhalten wir uns blos leidend, indem wir ein Bild nach dem andern in uns empor ſteigen ſehen; aber bei einer Unterſuchung oder Betrachtung z. B. über die Wahrheit und Gerechtigkeit, wenn wir gleich eine ſolche Betrachtung nur anhören oder leſen, wird unſre Denkkraft in Thätigkeit geſetzt; unſre Seele arbeitet mit Begriffen, die ſie untereinander ordnen und in Verbindung ſetzen muß, und wo nicht die einzelnen Eindrücke, welche durch jedes Wort auf uns gemacht werden, ſondern der Zuſammenhang zwiſchen mehrern, erſt Deutlichkeit in unſre Vorſtellung bringen kann.

Hören Sie z. B. die Worte, er welkte dahin wie eine Blume, in einer Erzählung, wo von einem einzelnen Menſchen, an deſſen Schickſale Sie Antheil nehmen, die Rede iſt, ſo werden Sie dabei eine ſanfte Wehmuth empfinden — aber wie verwandelt ſich plötzlich dieſe Wehmuth in ein ſtilles, erhabnes und ernſtes

Nach-

Nachdenken, wenn Sie unter der Vorstellung von der welkenden Blume, nun das ganze menschliche Geschlecht zusammenfassen, indem Sie in einer der vortreflichsten Schilderungen von der Nichtigkeit des menschlichen Lebens die Worte lesen: **Der Mensch, vom Weibe gebohren, lebet kurze Zeit, und ist voll Unruhe, fällt ab wie eine Blume, fleucht wie ein Schatten, und bleibet nicht.** — Indem Sie folgende Worte lesen: **Die Ueberwindung großer Schwierigkeiten erzeugt große Empfindungen, und ist der Keim zu neuen großen Unternehmungen,** so wird fast kein einziges Bild in Ihrer Seele erweckt; bey den einzelnen Wörtern entstehen in Ihnen keine deutliche Vorstellungen, aber der Zusammenhang aller dieser Wörter erweckt in Ihnen einen Gedanken. Welch ein Unterschied, wenn sie sagen:

der arme Amyntas — kam — aus dem dichten Haine;

und

die Ueberwindung groſser Schwierigkeiten — erzeugt — groſse Empfindungen.

Dort dachten Sie sich eine wirkliche Person; hier sind Sie genöthigt, sich eine Handlung als eine Person zu denken; kommen sagten Sie im eigentlichen Verstande von dem Manne; von der Ueberwindung können Sie nur in sehr figürlichem Verstande sagen, daß sie etwas erzeugt; der arme Amyntas und der dichte Hain waren zwei wirklich für sich bestehende Dinge, die Sie miteinander durch die Vorstellung von herauskommen in ein gewisses Verhältniß setzten; Ueberwindung und Empfindung zeigen selber nur Verhältnisse zwischen uns und den Dingen außer uns an, die sie durch die

Vor-

Vorſtellung, daß eines das andre erzeugt, wieder in ein neues Verhältniß ſetzen, gleichſam als ob überwinden ein Weſen wäre, daß das empfinden erzeugen könnte: und eben ſo wie dem Haine, als einem wirklichen Weſen, die Eigenſchaft dicht zugeſchrieben ward, ſo wird auch hier dem empfinden, gleichſam als einem wirklichen Weſen, die Eigenſchaft groß zugeſchrieben, ja ich denke es mir gar mehrmal, ſo wie ich mir z. B. mehrere Bäume nebeneinander denke, da doch ſonſt alles, was ich empfinden nenne, in meiner Vorſtellung immer in eins zuſammenfließt. So wie Amyntas durch den Zuſatz arm genauer bezeichnet ward, ſo bekömmt Ueberwindung durch den Zuſatz großer Schwierigkeiten eine nähere Beſtimmung, weil ich mir überwinden nicht denken kann ohne etwas, das überwunden wird, und hier wird wiederum die bloße Beſchaffenheit ſchwer, die man ſich nicht anders als an einem andern wirklichen Dinge denken kann, in dem Worte Schwierigkeit, wie ein für ſich beſtehendes Weſen, dargeſtellt, und eben ſo wie das empfinden in unſrer Vorſtellung vervielfältiget: und nun wird demjenigen, was an ſich ſelber nur eine Beſchaffenheit iſt, in dem Worte groß wiederum eine Beſchaffenheit beigelegt. Wenn Sie alſo dieſe Begriffe von alle dem fremden Schmuck, den ihnen die Sprache geliehen hat, wieder entkleiden wollen, ſo werden ſie in folgender Geſtalt da ſtehen:

überwinden groß ſchwer erzeugen groß empfinden.

Weil nun dieſes lauter Wörter ſind, die keine für ſich beſtehende Weſen anzeigen, an denen ſich meine Vorſtellung feſt halten könnte, und ich mir doch zwiſchen überwinden, ſchwer und empfinden ein gewiſſes Verhältniß

niß denken will, ſo erhebe ich dieſe drei Wörter durch die hinzugefügten Silben ung und keit zu dem Range ſolcher Wörter, welche für ſich beſtehende Weſen anzeigen, und ſage nun, die Ueberwindung, die Schwierigkeit, die Empfindung: und nun habe ich gleichſam in meiner Vorſtellung erſt gewiſſe Punkte feſtgeſetzt, wo ich von einem zum andern Linien ziehen kann. So wie ich mir nun überwinden und empfinden nur figürlicher oder gleichnißweiſe als für ſich beſtehende Weſen denke, ſo drücke ich auch das Verhältniß zwiſchen beiden auf eine figürliche Art, durch das Wort erzeugen aus; ja ich ſage wohl gar, die Ueberwindung großer Schwierigkeiten iſt die Mutter großer Empfindungen, ſo wie es nachher heißt, daß eben dieſe Ueberwindung der Keim großer Unternehmungen ſey: auf die Weiſe wird auch ſogar das Verhältniß oder die Art und Weiſe, wie eines von dem andern hervorgebracht wird, und ſich aus dem andern entwickelt, zu einem für ſich beſtehenden Weſen in unſrer Vorſtellung erhoben, indem es erſtlich die Mutter und dann der Keim genannt wird.

Aber wie vielumfaſſend ſind nicht die Vorſtellungen, welche durch die Wörter, Ueberwindung, Schwierigkeit u. ſ. w. in Ihrer Seele erweckt werden! Bei Ueberwindung können Sie ſich einen ſiegenden Herkules, einen mächtigen Redner, einen beherzten Steuermann auf dem wilden Meere, und ſo viele tauſend andre Perſonen und Arten zu überwinden denken, wie Sie wollen; bei dem Worte Schwierigkeiten können Sie ſich eine vielköpfige Hydra, ein vor Wuth raſendes Volk, ein tobendes Meer, und tauſend andre Dinge vorſtellen, die alle ſchwer zu überwinden ſind; unter Empfindung

können

können Sie alles das begreifen, was Sie in Ihrem ganzen Leben empfunden haben, es mag nun Freude, Schmerz, oder was es wolle, gewesen seyn. Eben so, als wenn Sie sagen, zwei mal zwei ist vier, und sich nun zweimal zwei Bäume, zweimal zwei Häuser, oder alles, was Sie in der Welt wollen, unter dem zweimal zwei denken können; Sie denken sich aber mit Fleiß nichts darunter, sondern wollen weiter nichts als den reinen Begriff von den Zahlen übrig behalten, die Sie nun in ein solches Verhältniß miteinander setzen, daß eine neue Zahl vier daraus erzeugt wird. Denken Sie sich also die Wörter, womit man bloße Eigenschaften, Veränderungen oder Verhältnisse der Dinge, als wirklich für sich bestehende Wesen, bezeichnet, wie die unbenannten Zahlen, deren man sich bedienet, um größere Summen von Dingen in der Geschwindigkeit zu berechnen. Einzeln genommen erwecken die benannten Zahlen gar keine oder doch nur die schwächsten Vorstellungen in Ihrer Seele, aber wenn sie miteinander in Verbindungen und Verhältnisse gesetzt werden, dann wird Ihr Geist beschäftiget, dann denken Sie, vermittelst derselben, ohne sich an Bildern fest zu halten, mit eben der Leichtigkeit über die Verhältnisse des verschiedenen Umfanges aller Dinge, als über die Verhältnisse sinnlicher Gegenstände nach.

Ich habe mich bei der Erklärung dieser Wörter, wodurch wir ganze Summen unsrer einzelnen Vorstellungen bezeichnen, und sie mit leichter Mühe, auf mannichfaltige Weise, ordnen und in Verbindung setzen, etwas lange aufhalten müssen, weil wir uns in diesem

Felde noch wenig vorgearbeitet hatten. Denn unſer gewähltes Beyſpiel konnte, als eine Erzählung, nur ſehr wenige dieſer Wörter enthalten, welche man vorzüglich in philoſophiſchen Abhandlungen aufſuchen muß. Den abſtechenden Unterſchied zwiſchen dieſen und den übrigen Wörtern, in Anſehung des Eindrucks, den ſie im Zuſammenhange auf die Seele machen, werden Sie ſehr lebhaft empfinden, wenn Sie erſt ein Stück aus unſerm **Geßner**, und dann unmittelbar darauf eine Seite in **Mendelsſohns** philoſophiſchen Schriften leſen.

Neunter Brief.

Fernere Entwickelung des Unterſchiedes der Wörter, in Anſehung der Gegenſtände, welche ſie entweder nur in unſrer Vorſtellung oder auch außer derſelben bezeichnen. Licht und Schatten in der Sprache.

Nun können wir wieder ſchnellere Schritte vorwärts thun, weil wir einen gebahntern Weg vor uns ſehen. Wir haben nehmlich ſchon mehrmal bemerkt, daß wir ſelbſt unter denjenigen Wörtern, die etwas für ſich beſtehendes in der Natur anzeigen, als **Baum**, **Bach** u. ſ. w. doch keine einzelne für ſich beſtehende Sache denken, ſondern z. B. unter **Baum**, alles was in der Welt Baum heißt, zuſammenfaſſen würden; wenn wir nicht durch eines von den kleinen Wörtern der, die oder

das

das ein einzelnes Ding, aus der Menge aller übrigen herausheben könnten, um es uns, nicht nur in unſrer Vorſtellung, ſondern auch außer uns als wirklich vorzuſtellen, indem wir z. B. ſagen, der Baum, welcher da ſteht, das Waſſer, welches dort fließt, die Wieſe, die hier vor mir liegt. Durch die kleinen Wörter der, die oder das denken wir uns alſo eine Sache, von der wir reden, aus unſrer Vorſtellung heraus, ſo daß wir ſie uns nicht nur in unſern Gedanken, ſondern auch außer uns, als wirklich für ſich beſtehend, vorſtellen. Wollen wir aber von einer Sache blos als von einer Vorſtellung in uns reden, ſo ſetzen wir vor das Hauptwort ſtatt der, die oder das nur das Wörtchen ein: ſagen Sie alſo z. B. ich ſehe einen Baum, ſo reden Sie von dem Baume nur, in ſo fern er in Ihrer Vorſtellung da ſteht; fahren Sie aber fort, der Baum iſt grün, ſo denken Sie ihn aus Ihrer Vorſtellung heraus, indem Sie ihm, außer ſich, ein wirkliches Daſeyn beilegen; ſagten Sie aber, ein Baum iſt grün, ſo würden Sie wiederum nur von einem Baume in Ihrer Vorſtellung reden. Durch das Wörtchen ein heben wir alſo unter allen Bäumen in unſrer Vorſtellung, und durch das Wörtchen der unter allen wirklichen Bäumen, einen einzigen heraus, worauf wir unſre Aufmerkſamkeit insbeſondre heften. Hieraus werden Sie ſich nun die Natur dieſer kleinen Wörter in der Sprache leicht erklären können, wenn Sie in unſerm Beiſpiele Achtung geben, bei welchen Hauptwörtern die kleinen Wörter ein, der, die oder das auftreten, und ſich dabei an die einzelnen Bemerkungen zurückerinnern, welche wir ſchon gelegentlich über dieſe Art von Wörtern an-

geſtellt haben: beiläufig bemerken Sie ſich noch, daß man ſie in der Kunſtſprache Artikel nennt.

Mit dieſen Artikeln ſteht nun eine andre Art von Wörtern in der genaueſten Verwandſchaft, wovon unſer Beiſpiel einige enthält, die wir hier nebeneinander aufſtellen, und dann die Lücken zwiſchen denſelben ergänzen wollen:

ſeine Rechte — er hatte ſich Stäbe geſchnitten — er trug ihre Laſt — ſeine Wurzeln — du Baum — dieſes Waſſer — dein Wipfel — ſeine Wellen — ſein Beil — ſollt ich unbelohnt dich weglaſſen — ſage mir — was wünſcheſt du — laß ihn geſund werden —

Dasjenige, was wir nun ſchon einzeln bei den Wörtern ſein, er, du, dieſes u. ſ. w. bemerkt haben, wird uns hier zu ſtatten kommen, um uns die Natur dieſer Wörter zu erklären. Sie ſind gleichſam die ſubtilen Fäden, wodurch oft die entferntern Bilder in unſrer Seele mit den nähern zuſammengehängt werden, wie wir in unſerm Beiſpiele geſehen haben. Um ſie aber näher kennen zu lernen, wollen wir ſie jetzt in verſchiedne Klaſſen eintheilen, und ſie auf die Weiſe vor uns vorüber gehen laſſen. Welch ein Unterſchied iſt dazwiſchen wenn ich ſage:

dieſer Baum — du Baum — dein Wipfel — und welcher (nehmlich Baum).

Durch dieſer beſtimme ich den Standort des Baumes, indem ich gleichſam mit dem Finger auf denſelben zeige: durch du lege ich ihm gleichſam eine Perſönlichkeit bei, indem ich ihn als ein vernünftiges Weſen anrede; durch dein wird die beigelegte Perſönlichkeit

keit gleichsam fortgesetzt oder erhalten, ob man gleich nur von demjenigen redet, was zu dem Baume gehört, oder was derselbe besitzt; durch welcher, wenn ich z. B. sage, der Baum, welchen ich sehe, ist grün, führe ich die Handlung meines Sehens auf eben den Baum zurück, von welchem ich sage, daß er grün ist, sonst müßte ich mich so ausdrücken, ich sehe einen Baum, und der Baum ist grün; wir ziehen also durch welcher einen Satz gleichsam in den andern hinein.

Sie sehen leicht, daß dieser nur eine Erhöhung oder Verstärkung des Artikels der ist, welcher auch oft anstatt desselben gesetzt wird, wo man aber im Reden einen stärkern Ton darauf legt, indem man z. B. auf jemanden zeigt, und sagt, der Mann da! So wie ich durch dieser, diese oder dieses das Nähere anzeige, so deute ich durch jener, jene oder jenes das Entferntere an.

Was nun aber das Wort du anbetrift, so wird uns dasselbe auf einige wichtige Bemerkungen in Ansehung der Sprache leiten. Durch du legten wir nehmlich dem Baume eine Persönlichkeit bei, oder wir betrachteten ihn gleichsam als ob er ein Mensch wäre: eben das würden wir auch durch das Wort ich thun, wenn wir ihn redend einführten; und durch er, wenn wir von ihm als von einer abwesenden Person sprächen. Daß aber auch das er den Baum als eine Person bezeichnet, sehen wir daraus, weil man eine abwesende Person, wenn sie männlichen Geschlechts, mit er, und wenn sie weiblichen Geschlechts ist, mit sie benennet, indem man z. B. sagt, er kömmt, sie kömmt. Indem

man alſo von dem Baume ſagt, er iſt grün, ſo redet man von ihm, als von einer Perſon männlichen Geſchlechts, und indem man von der Roſe ſagt ſie blühet, ſo redet man von ihr, als von einer Perſon weiblichen Geſchlechts. Sō drückt der Menſch auch in dieſer Abſicht der lebloſen Natur ſein Gepräge auf. Alles Lebloſe, was man ſich als ſtark, groß, wirkſam oder auch wohl als ſchrecklich denkt, wird, wenn man ihm eine Perſönlichkeit beilegt, mit dem männlichen Geſchlechte verglichen; alles aber, was man ſich als ſanft, leidend oder angenehm denkt, vergleicht man, in dem Falle, daß man ihm Perſönlichkeit zuſchreibt, mit dem weiblichen Geſchlechte, daher kömmt es nun, daß wir z. B. ſagen:

der Baum	die Blume,
der Wald	die Wieſe,
der Zorn,	die Sanftmuth,
der Haß,	die Liebe.

Wo denn auch der härtere, männlichere Artikel der in das ſanftere die hinüberſchmilzt. So ſcheinet die Sprache auch alles Lebloſe in der Welt zu paren, indem ſie zu etwas Größern oder Stärkern immer etwas Aehnliches aufzufinden weiß, das nur kleiner oder ſchwächer, aber ſchöner und angenehmer iſt. Sehen Sie dieſes als einen kleinen Kommentar über die Worte unſers Klaudius an:

> und in der großen Gotteswelt
> iſt alles Mann und Weib —

Was man aber in der Natur nicht ſo wichtig oder nicht ſchicklich fand, ihm das menſchliche Gepräge aufzudrücken, bezeichnete man, wenn man davon ſprach wer

der

der durch er noch ſie, ſondern durch es, und ſchloß es auf die Art gewiſſermaßen von der Perſönlichkeit aus, indem man es unter die Sachen rechnete. Ja ſogar, wenn man von Menſchen mit dem Begriffe von ihrer Kleinheit redet, zählet man ſie eine Zeitlang unter die Sachen, als wenn man z. B. ſagt, das Kind, das Männchen. Wir ſehen, wie ſich hier wiederum der Artikel nach der Vorſtellungsart bequemet, und ſowohl das männliche r als das weibliche ie mit dem unbeſtimmten ſ vertauſcht. Wenn Sie folgende Wörter untereinander ſetzen, ſo werden Sie ſehen, wie die erſtern gleichſam den Keim zu den folgenden enthalten:

Mann,	Weib,	Sache,
der,	die,	das,
dieſer,	dieſe,	dieſes,
er,	ſie,	es,
welcher,	welche,	welches

Durch die erſtern drei Wörter denken Sie etwas erſt aus Ihrer Vorſtellung heraus; durch die andern denken Sie es an einen gewiſſen Ort hin; durch die folgenden er, ſie, es, benennen Sie nun dasjenige, was Sie ſich ſchon einmal aus Ihrer Vorſtellung heraus, und an einen Ort hin, gedacht haben: Sie laſſen daher auch bei er, ſie und es das beſtimmende d weg, wodurch eigentlich das wirkliche Daſeyn außer Ihrer Vorſtellung angezeigt werden ſoll, weil dieſes ſchon einmal vorausgeſetzt ward; durch die letztern welcher, welche, welches, benennen Sie ebenfalls etwas, daß Sie ſich ſchon außer Ihrer Vorſtellung als wirklich gedacht haben, mit dem Nebenbegriffe irgend einer Beſchaffenheit, welche durch das vorgeſetzte welch be-

zeichnet wird. So wie das d die Wirklichkeit desjenigen, was wir uns vorstellen, anzeigt, so zeigt das w die Art der Wirklichkeit oder die Beschaffenheit desjenigen an, was wir uns schon als wirklich vorgestellet haben. Wenn Sie folgende beiden Ausdrücke nebeneinander stellen:

der Baum, welcher da steht, ist grün; und
der Baum (er steht da) ist grün,

so werden Sie den Unterschied zwischen denselben leicht bemerken, und sich zugleich die wahre Natur des Worts welcher daraus erklären können. In dem erstern Ausdruck denken Sie sich das da stehen des Baumes, den Sie durch er bezeichnen, vermittelst der vorgesetzten Silbe welch, als eine Beschaffenheit in denselben hinein, und verwandeln auf die Weise zwei Sätze in einen: der andre Ausdruck wird immer in zwei Sätze zerfallen, Sie mögen es machen, wie Sie wollen, weil die Silbe welch darinn fehlt. Weil wir uns nun bei unsern Fragen gemeiniglich nach den Beschaffenheiten der Dinge erkundigen, so fangen sie sich auch gemeiniglich mit w an: als wenn wir fragen, wer ist da? so setzen wir durch das er schon das Daseyn einer Person voraus, aber durch das vorgesetzte w drücken wir unser Verlangen aus, etwas von der Beschaffenheit der Person zu erfahren, welche nun wirklich da ist. Sie können sich also hieraus erklären, warum die Wörter welcher, welche, welches, auch als Fragewörter gebraucht werden, zu denen wir noch die Wörter wer oder was rechnen müssen; wovon das erste von Personen beiderlei Geschlechts, das letztere aber nur von Sachen gebraucht wird. — Er, sie, es, sind also allgemeine

gemeine Benennungen desjenigen, wovon ich rede; denn alles in der Welt kann ich er, ſie oder es nennen. Setze ich nun vor jedes dieſes Wörter ein d, als in der, die, das, oder in dieſer, dieſe, dieſes, ſo trage ich den Begriff der Wirklichkeit in meine Vorſtellung; ſetze ich aber ein w davor, als in welcher, welche, welches, und in wer oder was, ſo trage ich den Begriff einer Beſchaffenheit hinein. Durch die Frage wer? kann man nun die wirkliche Perſönlichkeit von der figürlich beigelegten ſehr gut unterſcheiden: denn ob ich gleich dem Baume eine Art von Perſönlichkeit beilege, indem ich er, (der Baum) dieſer Baum und welcher Baum ſage, ſo kann ich doch nicht fragen, wer ſteht da? ſondern ich muß frazen, was ſteht da? — Wenn ich von etwas in der mehrern Zahl rede, ſo verliert ſich der Unterſchied zwiſchen Mann und Weib und Sache, in dem Begriffe von der Mehrheit, und wird nicht beſonders mehr bezeichnet. Laſſen Sie uns nun noch nebeneinander ſtellen:

ich	du	er	ihr
mein	dein	ſein	euer
mich	dich	ſich	euch.

Sie wiſſen, in wie ferne mein, dein, ſein und euer von ich, du, er und ihr unterſchieden ſind: dieſe letztern nehmlich zeigen blos die Perſon an und für ſich ſelber an; vermittelſt der erſtern aber halten wir den Begriff von der Perſon feſt, und richten doch zugleich unſre Aufmerkſamkeit auf dasjenige, was der Perſon auf irgend eine Weiſe zukömmt, ohne ſelbſt dieſe Perſon zu ſeyn: wir können dadurch den Begriff von der Perſon unendlich erweitern, und alles gleichſam mit in

den Kreis ihres Daſeyns hineinziehen. So kann ich durch das m, vor den unbeſtimmten Artikel ein geſetzt, alles was ich will, obgleich nur in meiner Vorſtellung, in den Kreis meines Daſeyns hineinziehen, indem ich z. B. ſage, mein Haus, mein Garten u. ſ. w.: ſchließe ich aber nun alles andre aus, und ſage blos mein Ich, ſo bekomme ich dadurch den deutlichſten Begriff von mir ſelber, indem ich mich nun, als etwas, das außer mir iſt, betrachte, oder mich gleichſam aus meiner eignen Vorſtellung herausdenke; mein ich aber wird in mich zuſammengezogen. Auf die Weiſe gelangen wir erſt durch den Mittelbegriff von mein zu dem Begriffe von mich, welcher uns nun im Denken ſehr zu ſtatten kömmt, ſo daß wir über uns ſelbſt Betrachtungen anſtellen können, indem wir uns gleichſam von uns ſelber abſondern. Wenn wir alſo z. B. ſagen, ich kenne mich, du kenneſt dich, er kennet ſich, ihr kennet euch, ſo iſt das eben ſo viel, als wenn wir ſägten: ich kenne mein ich, du kenneſt dein ich, er kennet ſein ich, ihr kennet euer ich. Wir tragen den Begriff von ich ſelbſt auf dasjenige, was außer uns iſt, hinüber, wenn wir uns die völlige Perſönlichkeit deſſelben denken wollen, indem wir z. B. ſagen: ich ſehe dich, welches ſo viel heißt, als: ich ſehe ein Ich, oder ein Weſen, das Selbſtbewußtſeyn und Perſönlichkeit hat, aber es iſt nicht mein Ich, ſondern das Ich deſſen, den ich anrede. — So wie wir nun Wörter haben, die Perſon auf das allerbeſtimmteſte zu bezeichnen, ſo haben wir wieder andre, wodurch die Perſon, von der man redet, auf das allerſchwankendſte bezeichnet wird. So ſagen wir, da iſt jemand, ohne einen Unterſchied

zwiſchen

zwiſchen Mann und Weib zu machen; ferner, man glaubt, ohne auf die Anzahl oder das Geſchlecht der Perſonen zu ſehn, die da glauben; und es donnert, ohne zu beſtimmen, ob es eine Perſon oder Sache iſt, die das donnern hervorbringt. In folgender Tabelle werden Sie die Wörter, von denen wir jetzt geredet haben, nebeneinander ſehen, nur bemerken Sie ſich noch von denſelben, daß ſie in der Kunſtſprache Pronomina heißen:

Ich,	Du,		Er,	Sie,	Es.
mein	dein	ſein	ihr		
mich	dich	ſich (ihn)	ſich		
mir	dir	ſich (ihm)			
wir	ihr	ſie			
unſer	euer	ihr			
uns,	euch	ihnen			
			der	die	das
			dieſer	dieſe	dieſes
			welcher,	welche	welches
			wer?	was?	
			jemand		
			man		
			es		

Wie in der zarten Leinwand, worinn allerlei künſtliche Figuren gewebt ſind, die Grundfäden ſind immer durch alle dieſe Figuren erſtrecken, und dieſelben auf mancherlei Art durchkreuzen, ſo iſt es auch mit den Beſchaffenheiten der Dinge in der Natur. Die Materie z. B. woraus die Dinge beſtehen, iſt ein ſolcher Grundfaden, der alle ihre Figuren und Geſtalten durchkreuzt. Von dieſem künſtlichen Gewebe der Natur iſt nun die Sprache ein getreuer Abdruck: durch das Nennwort oder den bloßen Nahmen des Dinges zeichnet ſie erſt den Umriß oder die Figur deſſelben; durch das Beſchaffenheitswort ſpinnet ſie die Grundfäden durch den

Um-

Umriß hin, und macht, daß in demſelben keine Lücke bleibt. So wie nun der Grundfaden ſich durch allerlei verſchiedne Figuren erſtrecken kann, eben ſo iſts auch in der Sprache: grün z. B. iſt ein ſolcher Grundfaden, der zu gleicher Zeit die Figur eines Baumes, eines Kleides, und eines lebendigen Thieres in meiner Vorſtellung durchlaufen kann; dunkel iſt ein Querfaden, der wiederum allenthalben den Grundfaden grün durchkreuzen kann, indem ich ſage dunkelgrün, das heißt, es iſt eine Beſchaffenheit von einer Beſchaffenheit. — Sie werden ſich bei dieſer Gelegenheit an den Unterſchied zwiſchen Beſchaffenheit und Eigenſchaft zurückerinnern, worauf ich Sie ſchon zu Ende meines fünften Briefes aufmerkſam gemacht habe, als es hieß: der Bach hatte wild die Wurzeln des Baumes von der Erde entblößt, da war wild ein Beſchaffenheitswort; da es aber hieß, ſollteſt du Baum in dies wilde Waſſer ſtürzen, da war wild ein Eigenſchaftswort, weil ſich vermittelſt des hinangefügten e die Vorſtellung davon gleichſam in der Vorſtellung von Waſſer verlohr. Sie ſehen alſo hieraus, daß die Beſchaffenheitswörter ſehr leicht in Eigenſchaftswörter verwandelt werden können. Wir wollen jetzt alle Wörter von dieſer Art, welche unſer Beiſpiel enthält, eben ſo nebeneinander ſtellen, wie vorher die Hauptwörter:

früh arm dicht recht jung wild traurig
ſchwer ſtark friſch zufrieden lieblich gütig
krank geſund redlich mächtig reich.

In unſrer Erzählung werden alle dieſe Wörter in Eigenſchaftswörter verwandelt, ausgenommen wild, traurig, zufrieden, krank, geſund, welche Beſchaffenheits-

heitswörter bleiben: recht und redlich aber haben ſich ſogar in das Gebiet der Hauptwörter hinübergeſtohlen; indem die Vorſtellung von der Hand mit der Vorſtellung recht, und die Vorſtellung Amyntas mit dem Begriff redlich überkleidet ward, ſo daß ſie nun die Rechte, und er der Redliche hieß: auf die Weiſe fließt eine Art von Wörtern unvermerkt in die andre hinüber, wie in einem Gewebe, wo es oft ſchwer wird, die Figuren von dem Grunde, worauf ſie befindlich ſind, zu unterſcheiden. — Aber was für Vorſtellungen haben nun die obigen Wörter, indem Sie dieſelben einzeln und abgeſondert laſen, in Ihrer Seele erweckt? — Iſt wohl ein einziges feſtes Bild dadurch in Ihnen entſtanden, und ſchwankt nicht alles ſo lange hin und her, bis es ſich an etwas anſchließen kann, das erſt noch hinzugeſetzt werden muß? — Abgeſondert ſind dieſe Wörter beinahe, was die Kleider ohne die Perſonen ſind — können nun nicht einmal die Perſonen eines Stücks einzeln und abgeſondert das Drama ausmachen, wie viel weniger denn ihre Kleider? freilich aber zeichnet oft nur das Kleid die Perſonen im Drama aus, ohne jedoch ſelbſt die Perſon zu ſeyn. — Sie können ſich auch dieſe Wörter als Zeichen ſolcher Grundbegriffe denken, welche dazu dienen, eine Menge Vorſtellungen darauf zu reihen; ſo ſagen Sie z. B. der junge Baum, hernach ſehen Sie einen Knaben, ein Thier, eine Blume, und reihen alles dieſes auf den Begriff jung, ſo daß dieſer Begriff endlich eine ganze Anzahl von Vorſtellungen in Ihrer Seele, gleichſam wie eine Schnur, zuſammenhält.

Wie geht es aber zu, daß eine Beſchaffenheit in eine Eigenſchaft verwandelt wird? — Dieſes geſchiehet blos in unſrer Vorſtellung, denn in der Natur findet zwiſchen Beſchaffenheit und Eigenſchaft gar kein Unterſchied ſtatt. — **Der Mann iſt alt und krank**, ſage ich, ſobald ich überhaupt Mitleiden für ihn zu erwecken ſuche; ich ſtelle die Vorſtellungen von ſeinem Alter ſowohl als von ſeiner Krankheit in ein gleiches Licht, damit ſie durch ihre vereinigte Kraft deſto ſtärker auf das Herz eines andern wirken ſollen. Will ich aber jemanden insbeſondre bewegen, dem Manne zu Hülfe zu kommen, ſo ſtelle ich die Vorſtellung von ſeiner Krankheit in ein ſtärkeres Licht, als die von ſeinem Alter, und ſage, **der alte Mann iſt krank.** Den Gedanken an ſein Alter habe ich nunmehro, als etwas, das ſich ſchon von ſelber verſteht, oder das für jetzt keine beſondre Aufmerkſamkeit verdienet, zurückgeſchoben und in Schatten geſtellt, damit durch dieſen Schatten die Klarheit der Vorſtellung von ſeiner Krankheit erhöhet werde. Wodurch wird nun aber in dieſem Beiſpiele die Vorſtellung von dem Alter des Mannes verdunkelt oder in Schatten geſetzt? Dadurch, daß ich nicht mehr ſage, **der Mann iſt alt**, ſondern ſtatt deſſen, **der Mann, welcher alt iſt**, oder **der altſeyende Mann**, woraus durch Verkürzung, **der alte Mann**, entſtanden iſt. Indem ich nun ſage, **der alte Mann**, ſo verwandelt ſich mein Urtheil in eine bloße **Vorſtellung**, und dasjenige, was vorher eine zuſammenhängende **Rede** ausmachte, wird nun eine bloße **Benennung**. Wenn ich alſo ſagen will, **der alte Mann**, ſo muß ich mir nothwendig vorher gedacht haben, daß der Mann alt iſt, indem ich aber von dem

Manne

Manne nun noch mehreres reden will, so schiebe ich den Gedanken, daß er alt ist, zurück, denke mir die Wahrheit desselben schon als ausgemacht, und lasse daher das ist weg, damit ich dieses Wort, **wodurch ich eigentlich rede**, zu etwas folgendem aufspare, was ich nun noch von dem Manne reden will. Welch ein feiner Unterschied ist dazwischen, wenn ich sage, **der schöne Tag bricht an**, und **schön bricht der Tag an**! Der erste Ausdruck macht mich auf die Schönheit des ganzen Tages, und der letztere blos auf die Schönheit seines Anbruchs aufmerksam.

Um uns aber nun ein für sich bestehendes Ding, als wirklich außer unsrer Vorstellung zu denken, ist es nicht hinlänglich seine Beschaffenheiten zu bezeichnen, die in oder an demselben befindlich sind, sondern wir müssen auch die Dinge benennen, welche um dasselbe her sind, damit es Festigkeit erhält, und nicht in die Luft zerflattert. Alles dasjenige z. B., was wir mit einem Baume, und um ihn her, zu gleicher Zeit erblicken, giebt dem Baume erst seine Wirklichkeit außer unsrer Vorstellung, und macht es uns gewiß, daß derselbe kein Blendwerk und kein Geschöpf unsrer Einbildungskraft ist. Das kömmt daher, weil der Zusammenhang der Dinge ihnen erst **Wahrheit** geben muß. Sie sehen aber hieraus, wie nöthig es ist, daß die Sprache nicht nur die innern Beschaffenheiten eines wirklich für sich bestehenden Dinges, sondern auch vieles außer demselben benenne, wenn es seine Wirklichkeit außer unsrer Vorstellung erhalten soll. Dasjenige, woran sich nun alle unsre übrigen Vorstellungen fest halten, sind erstlich die Vorstellungen

von gewiſſen ſehr auffallenden und in ununterbrochner Ordnung wiederkehrenden Veränderungen in der Natur, die wir Zeit nennen: dies ſind die Abwechſelungen zwiſchen Tag und Nacht, zwiſchen den Jahreszeiten u. ſ. w. Alles was wir in unſerm Leben erfahren, pflegen wir an die Vorſtellung von irgend einer ſolchen Abwechſelung in der Natur anzupaſſen, die wir Tag, Nacht, Morgen, Abend, früh, ſpät, Sommer, Frühling u. ſ. w. benennen. Daher kömmt es nun, daß wir alle Begebenheiten und Erfahrungen unſers Lebens nach der Reihe überſchauen können, die ſonſt ein Labyrinth für uns ſeyn würden, aus welchem wir uns nicht herausfinden könnten. Wenn es alſo heißt, jezt war der Damm gebaut, ſo ſiehet man leicht, daß jezt weder eine Beſchaffenheit des Dammes noch des Baumes anzeigt, ſondern einen äußern Umſtand, nehmlich einen gewiſſen Zeitpunkt, woran ſich unſre Vorſtellung feſt halten muß, wenn wir uns die Vollendung des Dammes als wirklich denken wollen. Solche Wörter wie jezt giebt es nun mehrere, die ſich aber größtentheils in Hauptwörter auflöſen laſſen, als jezt (in dieſer Zeit) heute (an dieſem Tage) u. ſ. w. — Mit dem Begriff von der Zeit iſt der Begriff von der Zahl auf das genaueſte verwandt: indem es vom Amyntas heißt, er lächelte noch einmal in den Schatten des Baumes zurück, ſo denke ich mir unter mal ebenfalls einen gewiſſen Zeitpunkt, woran ſich meine Vorſtellung von ſeinem Lächeln feſthält, ein aber ſchreibt dem Lächeln ſeine Grenzen vor, daß es nicht öfter wiederhohlt wird; oft hingegen würde dieſe Grenzen der Wiederhohlung ganz unbeſtimmt gelaſſen haben. Die regelmäßige Wiederhohlung

holung einer und ebenderſelben Veränderung in der Natur, nach einer eben ſo regelmäßigen Unterbrechung, war es, welche den Begriff von Zahl zuerſt erweckte: wäre die Unterbrechung nicht geweſen, ſo würde alles in eins gefloſſen ſeyn. Sie werden ſich hiebei an das erinnern, was ich Ihnen in einem meiner vorigen Briefe über die Schöpfungsgeſchichte geſagt habe. — Unſre Vorſtellungen von den wirklichen Dingen müſſen ſich ferner an dem Begriffe des Ortes feſthalten: dieſes iſt ein großer Begriff, welcher jedesmal die Vorſtellung von der ganzen Welt in ſich faßt. Wenn es von dem Baume heißt, daß er neben einem Bache ſtand, ſo hört Ihre Vorſtellung da nicht auf, ſondern Sie müſſen dem Bache wiederum neben etwas andern ſeinen Platz anweiſen, und das geht ſo fort, bis Sie mit Ihren Gedanken die ganze Welt und den Zuſammenhang aller Dinge umfaßt haben, und nun in dieſem Zuſammenhange aller Dinge, auch dem Baume ſeinen wirklichen Platz anweiſen. Indem Sie nun ſagen, **der Baum ſteht da**, ſo ſchränken Sie ihn gerade auf den Raum ein, den er einnimmt, eben ſo wie Sie bei jetzt dasjenige, was geſchiehet, gerade auf den kleinen Zeitpunkt einſchränken, worinn es wirklich geſchiehet, und ſich demohngeachtet den Zuſammenhang alles Vergangnen und Zukünftigen dabei vorſtellen müſſen, worinn Sie ſich dasjenige, was jetzt geſchiehet, allein als wirklich denken können. — **In den kleinſten Wörtern der Sprache ruhen oft die erhabenſten Begriffe.** — Die kleinen Wörter, welche einen Ort im Allgemeinen bezeichnen, laſſen größtentheils ſich ebenfalls ſehr leicht in Hauptwörter auflöſen, als dort (an dem Orte) fort (von

dem Orte) u. ſ. w. — Endlich müſſen ſich alle unſre neuen Vorſtellungen an unſern eignen Vorſtellungen feſthalten, die ſchon in unſrer Seele ſind, und nur im Zuſammenhange mit denſelben bekommen ſie Wahrheit! nun werden aber die verſchiednen Verhältniſſe unſrer Vorſtellungen gegeneinander durch mancherlei Wörter ausgedrückt, die alſo wiederum keine Beſchaffenheiten der Dinge anzeigen. Wenn alſo Amyntas, bei Betrachtung des Baumes, nacheinander die Worte ſagte:

der Baum wird gewiß ins Waſſer ſtürzen,
der Baum wird vielleicht ins Waſſer ſtürzen,
der Baum wird nicht ins Waſſer ſtürzen,

ſo bezeichneten die Wörter gewiß, vielleicht und nicht, weder die Beſchaffenheit des Baumes noch die Art ſeines Stürzens, ſondern das jedesmalige Verhältniß der ganzen Vorſtellung von dem Hinſtürzen des Baumes, gegen eine andre Vorſtellung, die ſchon vorher in der Seele des Amyntas war, die aber hier nicht beſonders ausgedrückt wird. Dieſe nicht ausgedrückten Vorſtellungen, wodurch die Ausdrücke vielleicht, gewiß und nicht veranlaßt wurden, konnten vielleicht folgende geweſen ſeyn:

die Wurzeln des Baumes ſind von der Erd' entblößt,
die Wurzeln des Baumes können wieder mit Erde bedeckt werden,
Die Wurzeln des Baumes ſollen wieder mit Erde bedeckt werden.

Durch die erſte von dieſen drei Vorſtellungen ward die Idee, daß der Baum ins Waſſer ſtürzen würde, beſtärkt, und dieſe Beſtärkung ward durch gewiß ausgedrückt, welches beinahe ſo viel heißt, als ich weiß es: durch die zweite wird die Vorſtellung von dem Hinſtürzen

ſtürzen des Baumes ſchwankend gemacht, und dieſes ſchwankende Verhältniß wird durch vielleicht ausgedrückt, welches ſo viel heißt, als es kann ſeyn; durch die dritte Vorſtellung wird die Idee, daß der Baum ins Waſſer ſtürzen ſollte, als unmöglich dargeſtellt: denn wenn ſeine Wurzeln mit Erde bedeckt werden, ſo wird er ſtehen bleiben; da nun aber die Vorſtellungen, daß er ſtehen bleiben, und daß er ins Waſſer ſtürzen ſoll, nicht nebeneinander beſtehen können, ſo wird die letztere von der erſtern aufgehoben, und dieſe Aufhebung wird nun durch nicht ausgedrückt. Nicht iſt alſo ein Ausdruck deſſen, was wir dunkel dabei empfinden, wenn eine Vorſtellung, die erſt in unſre Seele kömmt, ſich nicht in den Zuſammenhang aller übrigen paßt, die ſchon darinn ſind. Durch das Wort nicht können wir uns alſo den Irrthum, unbeſchadet der Wahrheit, denken, indem wir ihn in eben dem Augenblicke wieder aufheben, da wir ihn feſtſetzten. — Sie werden ſich hiebei an das zurückerinnern, was ich in einem meiner vorigen Briefe über das Wort nicht ſchon geſagt habe. Die Art, wie nun eine Vorſtellung, oder eine Reihe von Vorſtellungen, die andre in unſrer Seele entweder ganz oder zum Theil aufhebt, feſthält, beſtärkt oder zernichtet, wird durch mehrere ſolche kleine Wörter, als aber, und, auch, denn, wie u. ſ. w. bezeichnet: dieſe kleinen Wörter bezeichnen eigentlich keinen Gegenſtand in der ganzen Welt, und auch nicht einmal den Zuſammenhang der Gegenſtände, ſondern blos die Art des Zuſammenhangs unſrer Vorſtellungen, die wir uns von den Gegenſtänden außer uns machen. Man kann alſo auch von ihnen nicht einmal ſagen, daß ſie

Zeichen irgend einer Vorſtellung in uns ſelber wären: demohngeachtet aber ſind ſie in der Sprache äußerſt wichtig, weil ſie erſt Wahrheit in unſre Gedanken bringen helfen, indem dieſe dadurch auf mancherlei Weiſe eingeſchränkt und beſtimmt werden, bis ſie in den Zuſammenhang aller unſrer übrigen Vorſtellungen paſſen. Wie oft müſſen wir daher nicht zu dieſen Wörtern unſre Zuflucht nehmen, insbeſondre wenn wir über eine Sache urtheilen, weil wir dann eine jede einzelne Vorſtellung nach dem Zuſammenhange aller übrigen einzuſchränken und zu beſtimmen ſuchen müſſen, wie Sie aus meinen eignen Briefen über die Sprache ſehen können. In einer Erzählung kommen dieſe Wörter nicht ſo oft vor, weil darinn mehr der Zuſammenhang der Dinge außer uns, als der Zuſammenhang der Vorſtellungen in uns, dargeſtellt werden ſoll. — Das paſſende Verhältniß einer Vorſtellung in den Zuſammenhang aller übrigen, oder dasjenige, was wir die Wahrheit derſelben nennen, bezeichnen wir nun im Allgemeinen durch das Wort iſt. Und ſo wie wir bei dem Worte da die ganze nebeneinander beſtehende Welt, und bei dem Worte jetzt die ganze Reihe aller aufeinander folgenden Zeiten, mit unſern Gedanken umfaſſen mußten, ſo müſſen wir nun bei dem Worte iſt jedesmal den ganzen Zuſammenhang unſrer Vorſtellungen überſchauen, um denjenigen, die wir uns als wahr denken wollen, ihren gehörigen Platz unter denſelben anzuweiſen. Dasjenige alſo, was wir durch das Wort iſt bezeichnen, enthält den ganzen Grund unſers Denkens, und in ſo fern die Sprache ein Abdruck unſrer Gedanken iſt, enthält wiederum das Wort iſt den ganzen Grund der Sprache.

Laſſen

Laſſen Sie uns nun noch einmal wieder zu den Wörtern zurückkehren, welche etwas außer uns bezeichnen. Wir haben bisher nur diejenigen kennen gelernet, welche entweder Benennungen der Dinge ſelbſt, ihrer Beſchaffenheiten, oder des Orts und der Zeit ſind, worinn man ſich dieſelben als wirklich denkt. Allein es giebt noch eine Art von Wörtern, welches zwar etwas außer uns, aber weder die Dinge ſelbſt, noch die Beſchaffenheit oder den Ort derſelben, ſondern die Art ihres Zuſammenhangs untereinander bezeichnen. Nachdem nehmlich die menſchliche Sprache die Beſchaffenheiten oder das Bleibendere an den für ſich beſtehenden Dingen bezeichnet hatte, ſo gelang es ihr auch für das Veränderlichere an den Dingen, oder für den jedesmaligen Zuſtand derſelben, Benennungen zu erfinden, wodurch ſich wiederum eine neue Welt von Vorſtellungen eröfnete, indem dasjenige einen Nahmen erhielt, was ſonſt der Aufmerkſamkeit am leichteſten entwiſchen konnte. Man benannte an dem Menſchen nun nicht bloß ſeine Beſchaffenheiten, als groß, ſchön, ſtark, ſondern auch ſein liegen, ſtehen u. ſ. w. Ja man ging noch weiter, und fing an, die gleichförmigen oft wiederholten Bewegungen des Menſchen, als z. B. das Gehen oder das Fortrücken des ganzen Körpers, indem immer ein Fuß nach dem andern aufgehoben und vorwärts geſetzt wird, unter einem Nahmen zuſammenzufaſſen, und ſich auf die Weiſe ſelbſt von dem Allerveränderlichſten ein Bild einzuprägen; bis man endlich auch das benamte, was man ſich nothwendig an zwei oder drei für ſich beſtehenden Dingen zugleich denken muß, wenn man es ſich denken will; als z. B. das Tragen, wobei ich mir

nothwendig, ſowohl einen der da trägt, als etwas das getragen wird, denken muß, wenn mein Begriff davon vollſtändig ſeyn ſoll; oder ſchneiden, wo ich mir nicht nur einen der da ſchneidet, und etwas, das geſchnitten wird, ſondern auch noch das Werkzeug des Schneidens zu gleicher Zeit vorſtellen muß. Dasjenige, was man ſich auf die Weiſe an mehrern Dingen zugleich denken muß, ſind gröſtentheils ſolche Bewegungen unſres Körpers, wodurch wir nicht nur in uns ſelber, ſondern auch außer uns in der Natur Verändrungen hervor zu bringen ſuchen: weil dieſes nun vorzüglich vermittelſt der Hände geſchiehet, ſo nennt man es handeln. — Und ſo wie z. B. ſtehen der Nahme eines **Zuſtandes**, und gehen der Name einer **Bewegung**, ſo iſt tragen der Nahme einer **Handlung**. Diejenigen Wörter, welche die Verhältniſſe und den Zuſammenhang der Dinge im Allgemeinen, und ohne Rückſicht auf ein handelndes Weſen, bezeichnen, als auf, an, in u. ſ. w. habe ich Sie ſchon in einem meiner erſten Briefe kennen gelehrt, wo wir ſie alle unter die drei Hauptbegriffe von **Annäherung**, **Berührung** und **Verlaſſung** brachten, und durch die Nebenbegriffe von **Kopf**, **Seite**, **Fuß** u. ſ. w. näher beſtimmten. Der Menſch drückt nehmlich der ganzen Natur ſein Bild auf, und mißt alle körperlichen Gegenſtände außer ſich nach ſeinem eignen Körper ab. An ſich iſt nichts in der Welt weder unten noch oben, ſondern es wird es erſt in unſrer Vorſtellung, nachdem es entweder unſerm **Kopfe** oder unſern **Füßen** näher zu kommen ſcheinet. Gingen wir auf dem Kopfe, ſo würde uns alles das **oben** ſeyn, was uns jetzt unten iſt. Allem, was wir nun vor uns ſehen, es ſey ſo unförmlich wie es

wolle,

wolle, geben wir in unſrer Vorſtellung Kopf, Seite, Fuß u. ſ. w., und machen es uns auf die Weiſe ähnlich, damit wir es in eben ſolche Verhältniſſe mit andern Dingen ſetzen können, als worin wir uns ſelbſt befinden. Was nun aber an einer Sache einmal ſo eingerichtet iſt, daß es ſich unſerm Kopfe nähern ſoll, als z. B. die Oeffnung eines Glaſes, das denken wir uns immer als den obern Theil, wenn z. B. das Glas auch umgekehrt wäre. Weil wir nun in alle Dinge in der Welt erſt eine gewiſſe Ordnung hineintragen, und uns ihren Zuſammenhang und ihre Wahrheit vorſtellen, indem wir ſie uns als auf, unter oder nebeneinander u. ſ. w. denken, ſo ſind dieſe kleinen Wörter, auf, unter, neben u. ſ. w., nach dem Worte iſt, die merkwürdigſten in der ganzen Sprache, wovon Sie ſich noch beiläufig bemerken können, daß ſie in der Kunſtſprache Präpoſitionen heißen.

Zehnter Brief.

Von dem Bau der Rede.

Wir haben nun die Materialien kennen gelernt, woraus das künſtliche Gebäude der Sprache beſteht: nachdem wir aber das Kunſtwerk ſelber auseinandergelegt haben, um ſeine einzelnen Beſtandtheile kennen zu lernen, ſo müſſen wir es auch wieder zuſammenſetzen, um den ganzen Bau deſſelben einzuſehen. — Einzelne Wörter ſind nicht Sprache, ſondern der möglichſte Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen Wörtern iſt Sprache.

— Daher der Unterschied zwischen einem Wörterbuche und einer Sprachlehre. — Nun sind aber freilich die einzelnen Wörter schon so eingerichtet, daß sie sich ihrer Natur nach zu einem gewissen Zusammenhange neigen, indem sie lauter Gegenstände bezeichnen, die in der Natur niemals einzeln und für sich bestehen, sondern immer in den Zusammenhang der übrigen Dinge hineingedacht werden müssen, wenn wir sie uns als wirklich denken wollen: in dieser Rücksicht mußten wir auch die einzelnen Wörter unsrer Aufmerksamkeit werth halten. Nun wird es uns also leicht werden, den Zusammenhang dessen einzusehen, was man sich nur mit Mühe einzeln und abgesondert denken kann.

Unser eignes Bedürfniß im Sprechen kann uns den besten Begriff vom ganzen Bau der Rede geben. — Wenn Sie nur ein paar Worte reden wollen, und dasjenige, was Sie sagen, soll einem andern verständlich seyn, so sind drei Dinge nöthig: erstlich müssen Sie etwas benennen, wovon Sie reden wollen, oder wo man sich dasjenige, was Sie nun noch sagen wollen, hinandenken kann, Sie sagen z. B. der Baum: nun haben Sie noch nicht wirklich geredet, sondern erstlich etwas benannt, wovon Sie reden wollen, und wenn Sie hiermit aufhörten, so würde man noch immer horchen, was Sie nun von dem Baume sagen wollten: denn wenn man reden hört, so erwartet man allemal etwas Zusammenhängendes, bei einer einzigen Sache aber kann ich mir ja keinen Zusammenhang denken. Es ist also zweitens nöthig, daß Sie noch etwas benennen, was man sich nun an die zuerst benannte Sache hin-

hinandenken kann, damit der Verstand beschäftiget wird; denn das Einzelne und Abgesonderte interessirt uns nicht, und setzt unsre Denkkraft nicht in Thätigkeit: Sie sagen also z. B. der Baum — grün; aber nun haben Sie noch nicht geredet, sondern bloß zweierlei benannt, und dasjenige, was Sie gesagt haben, ist unverständlich, weil kein Zusammenhang darin ist: die Beschaffenheit grün kann man sich wohl an den Baum hinandenken, allein man weiß doch nicht, ob man sie an denselben hinandenken soll. Es ist also drittens nöthig, daß Sie die nothwendige Hinandenkung des einen an das andre durch einen eignen Laut bezeichnen, und dieser ist nun das Wort ist, wodurch Sie dasjenige, was vorher bloße Benennungen waren, erst zur wirklichen zusammenhängenden Rede erheben. Baum war also der Nahme dessen, wovon Sie reden wollten, grün war die Benennung dessen, was Sie von dem Baume reden wollten, und ist war keine Benennung irgend eines Dinges in der Welt, sondern das Wort, wodurch Sie redeten. Indem man nun von einer Sache etwas redet, so bekömmt dieselbe eben dadurch in unsrer Vorstellung erst Wahrheit, weil wir die Vorstellung davon in den Zusammenhang unsrer übrigen Vorstellungen hineinpassen, damit sie Festigkeit erhält. Wenn Sie sagen, der Baum ist grün, so denken Sie sich denselben in die Reihe aller derjenigen Dinge hinein, welche auch grün sind, und bringen dadurch die Vorstellung von ihm in einen gewissen Zusammenhang mit andern Vorstellungen, woran sie sich festhalten kann. Darum muß auch immer dasjenige, was man von einer Sache redet, eine vielumfassendere

oder allgemeinere Vorſtellung ſeyn, als dasjenige, wovon man redet. So ſagt man z. B. eine Eiche iſt ein Baum: der Nahme Baum iſt vielumfaſſender als der Nahme Eiche, und muß es ſeyn; denn die Vorſtellung von einer Eiche muß dadurch erſt ihre Wahrheit bekommen, daß wir ihr in dem Zuſammenhange einer größern Anzahl von Vorſtellungen ihren gehörigen Platz anweiſen. So muß die Vorſtellung vom Baume wiederum durch eine noch vielumfaſſendere Vorſtellung ihre Wahrheit erhalten, indem ich ſage, ein Baum iſt ein Gewächs: und dieſes geht immer weiter, bis endlich die erſte Vorſtellung ſchon an ſich ſo vielumfaſſend iſt, daß ſie nur durch die allesumfaſſende Vorſtellung vom Daſeyn, oder den ganzen Zuſammenhang der Dinge, ſelber ihre Wahrheit erhalten kann, ſo ſagen wir z. B. ein Körper iſt ein Weſen: denn weil alles, was wir vor uns ſehen, Körper iſt, ſo können wir dieſe Vorſtellung in keinen andern Zuſammenhang mehr bringen, als in den Zuſammenhang der Vorſtellungen von den möglichen Dingen, die außer den Körpern noch da ſeyn können: und Weſen iſt nun an ſich ſchon die allumfaſſendſte Vorſtellung, alſo kann ich ſie in keinen Zuſammenhang anderer Vorſtellungen mehr hineinpaſſen, ſondern bei ihr ſteht mein Denken ſtille. — Hieraus können Sie ſich einen Begriff machen von demjenigen, was man Logik nennet: denn dieſe gehört eigentlich in die Sprachlehre, und iſt mit ihr auf das genaueſte verwebt.

Ferner werden Sie ſich nun einen wahren Begriff von dem Worte iſt machen können. Alle andern Wörter der Sprache erwecken Vorſtellungen in uns, wobei

wir

wir uns blos leidend verhalten; dieſes einzige Wort aber ſetzt unſre Denkkraft in Thätigkeit. Es iſt eigentlich das einzige wahre Wort in der Sprache, weil wir durch daſſelbe erſt wirklich reden, da wir durch alle andern Wörter blos benennen. Wollten Sie alſo in dem Ausdrucke, der Baum iſt grün, das iſt weglaſſen, ſo würden die beiden Vorſtellungen ſogleich wieder auseinander fallen, welche vorher ſo gut zuſammenhingen; und wollten Sie ſagen, der grüne Baum, ſo hätten Sie wiederum blos benannt, ohne zu reden. Allein wenn Sie nun ſagen, der Baum grünet, ſo reden Sie doch von dem Baume, und doch fehlet das Wort iſt, wodurch man erſt wirklich redet: — Allein man ſiehet leicht, daß dieſes Wort hier mit grün zuſammengeſchmolzen iſt, indem man noch die Spur deſſelben in dem angehängten t entdeckt: grünet iſt blos eine Zuſammenziehung aus grün iſt. Auf die Weiſe ſchmilzt nun das Wort iſt insbeſondre mit den Wörtern zuſammen, die einen Zuſtand, eine Bewegung oder Handlung anzeigen, weil dieſe Wörter an ſich ſchon den Zuſammenhang zwiſchen mehrern Dingen bezeichnen, und alſo dem Worte iſt ſchon näher kommen, als die Benennungen der Dinge ſelbſt und ihrer Eigenſchaften. Sägen Sie alſo, der Mann kömmt, ſo ſcheinet ſich das Wort kömmt ſchon von ſelber an Mann hinanzufügen, ohne daß es noch eines Zeichens der Hinanfügung oder Hinandenkung bedürfte, und doch iſt kommen eben ſowohl eine bloße Benennung als Mann. Es muß alſo doch etwas ſeyn, was dieſe beiden Benennungen zur wirklichen Rede erhebt, und was iſt dieſes anders als wiederum das Wort iſt, wovon wir ebenfalls

die

die Spur in dem angehängten t erblicken. Diejenigen Wörter nun, welchen das Wort ist seine ideenverbindende Kraft mittheilet, so wie dem Worte kommen, nannten die Lateiner, im eigentlichen Verstande, **Wörter** oder **Verba**, und die übrigen, als **der Baum**, **der Mann**, **der Starke**, nannten sie **Nahmen** oder **Nomina**. Sie mögen noch so oft sagen, **das Kommen**, **das Gehen**, **das Sprechen**, so nennen Sie zwar die Nahmen von gewissen Handlungen, aber Sie können doch durch dieses bloße Nennen niemals anzeigen, daß diese Handlungen wirklich geschehen: dazu ist Ihnen das Wort ist unentbehrlich, welches in diese Nahmen von Handlungen eindringen, und sie gleichsam in sich überformen, oder ihnen seine Natur mittheilen muß; wenigstens müssen Sie es sich doch immer da hineindenken, wo Sie es auch nicht ausgedrückt finden. Dieses Wort ist also die Seele der ganzen Sprache. Es dringt in die Fugen aller übrigen Wörter, und indem es sie durch seine wunderbare Kraft zusammenhält, bildet es dieselben zu dem schönen Ganzen eines Urtheils oder einer Rede: man entdeckt es selbst da, wo man es nicht siehet, es verhüllt sich in alle Gestalten, und herrscht durch die ganze Sprache, wie die Seele des Menschen durch den Körper.

Lassen Sie uns nun wieder auf den Bau der Rede zurückkommen, nachdem wir dasjenige näher kennen gelernt haben, worinn das ganze Geheimniß des Zusammenhangs der menschlichen Rede verborgen liegt. Dasjenige, wovon wir reden, wird durch solche Wörter bezeichnet, die bloße Benennungen von Dingen enthalten, als **der Baum**; dasjenige aber, wodurch wir

erst

erſt von einer Sache reden, iſt das Wort iſt ſelber, und alle die Wörter, denen dieſes Wort gleichſam ſeine Natur mitgetheilt hat, als ſteht, trägt u. ſ. w. Wir können alſo überhaupt die Wörter, welche das anzeigen, wovon wir reden, als Baum, Haus u. ſ. w. Nennwörter, und diejenigen, wodurch wir erſt wirklich reden, als iſt, ſteht, trägt u. ſ. w., Redewörter nennen. Da es aber hier vorzüglich auf den Bau der Rede ankömmt, ſo wollen wir dasjenige, wovon wir reden, den Grund der Rede, dasjenige aber, was und wodurch wir von einer Sache reden, die Rede ſelber nennen: iſt grün oder grünet, wäre alſo die Rede ſelber, und der Baum wäre der Grund der Rede. Die Rede wäre nichts ohne den Grund, auf den ſie ſich ſtützt, und der Grund wäre nichtig und unzweckmäßig, ohne die Rede, welche ſich darauf gründen ſoll: iſt grün wäre nichts geſagt, wenn nicht der Baum vorherginge; wer reden wollte, ohne irgend wovon zu reden, der beſchriebe einen Cirkel ohne Mittelpunkt; wer etwas blos benennet, ohne davon zu reden, der nimmt einen Mittelpunkt ohne Cirkel an: der Mittelpunkt iſt der Grund der Rede, der Cirkel iſt die Rede ſelber, beide laſſen ſich nicht ohne einander denken. Ein Nennwort und ein Redewort können ſchon eine vollſtändige Rede ausmachen: Sie ſagen z. B. der Mann ſchläft, ſo iſt Mann der Grund der Rede, und ſchläft die Rede ſelber: ſagen Sie aber der Mann ſchneidet, ſo iſt die Rede nicht vollſtändig; ſie hat zwar einen Grund, worauf ſie ſich ſtützt, aber weil ſie eine Handlung bezeichnet, ſo fehlt es ihr an einem Gegenſtande oder Ziele, worauf ſie übergeht. Schlafen iſt ein Zuſtand,

den ich mir nur an eine Sache hinanzudenken brauche, ſchneiden aber muß ich mir an zwei Dinge hinandenken, an eins wovon es ausgeht, und an ein andres worauf es übergeht; das letztre iſt eben ſo nothwendig wie das erſtre: denn ſobald von jemanden nichts geſchnitten wird, kann ich mir doch unmöglich denken, daß er ſchneidet. Wenn ich alſo ſagte, der Mann ſchneidet Stäbe, ſo wäre ſchneidet die Rede ſelber, der Mann wäre der Grund, und die Stäbe das Ziel der Rede. Allein eine jede Handlung eines vernünftigen Weſens erfordert nicht nur einen äußern Gegenſtand oder ein äußeres Ziel, worauf ſie übergeht, ſondern auch eine innre Abſicht, warum ſie unternommen wird, dieſes iſt der Zweck der Handlung. Indem Amyntas Stäbe ſchnitte, ſo that er dieſes nicht um der Stäbe willen, ſondern er that es um ſeines Nutzens willen, und hatte alſo ſeine eigne Perſon dabei in Gedanken, indem er ſich und ſeinen Nutzen, als den letzten Zweck, die Stäbe aber nur als das nächſte Ziel ſeiner Handlung betrachtete. Heißt es alſo, der Mann ſchneidet ſich Stäbe, ſo iſt ſchneidet die Rede ſelber, der Mann iſt der Grund, Stäbe das Ziel, und ſich der Zweck der Rede. Hätte der Mann ſich ſelber mit dem Meſſer geſchnitten, ſo wäre er das Ziel des Schneidens geweſen, nun aber, da er ſich bei dem Schneiden blos in Gedanken hat, und nicht er ſondern die Stäbe geſchnitten werden, iſt er auch nicht das Ziel, ſondern der Zweck des Schneidens. Der Unterſchied zwiſchen Zweck und Ziel iſt nun insbeſondre wegen der Richtigkeit im Sprechen und Schreiben wichtig, darum will ich Ihnen denſelben noch durch einige Beiſpiele erläutern. Wenn Sie ſagen, ich

flechte

flechte die Kränze, ſo ſind die Kränze das Ziel Ihrer Handlung des Flechtens, die Perſon aber, welche Sie dabei in Gedanken haben, iſt der Zweck derſelben; denn ſollte die Perſon das Ziel des Flechtens ſeyn, ſo müßte ſie ſelber von Ihnen geflochten werden. Sagen Sie, ich halte dir das Buch, ſo iſt das Buch offenbar das nächſte Ziel Ihres Haltens, und die Perſon, welche Sie dabei in Gedanken haben, iſt der Zweck deſſelben, denn ſollte die Perſon das Ziel ſeyn, ſo müßte ſie wirklich, indem Sie etwas halten wollten, von Ihnen berührt oder gehalten werden, nun wird aber nicht die Perſon, ſondern nur das Buch von Ihnen wirklich berührt oder gehalten. Wenn Sie jemanden eine Blume reichen, ſo berühren Sie zuerſt die Blume ſelbſt, dieſe iſt alſo das nächſte Ziel Ihrer Handlung, die Perſon aber, welche Sie nicht nur vor ſich ſehen, ſondern auch zugleich in Gedanken haben, indem ſie die Blume hinreichen, iſt der Zweck Ihrer Handlung, oder die Urſach, weswegen Sie Ihre Hand ausſtrecken, und die Blume in einer gewiſſen Richtung von ſich weg bewegen: ſollte die Perſon das nächſte Ziel Ihres Hinreichens ſeyn, ſo müßte ſie, eben ſo wie die Blume, von Ihrer Hand berührt, und wiederum einer andern Perſon von Ihnen überreicht werden. Aus dieſem allen werden Sie ſich nun einen deutlichen Begriff von demjenigen machen können, was wir die Rede ſelbſt, den Grund, das Ziel und den Zweck derſelben genannt haben. Dieſen Bau der Rede wollen wir noch einmal in folgender Darſtellung überſehen:

Grund: der Mann Grund: ich Grund: ich
Rede: ſchneidet Rede: flechte Rede: reiche
Ziel: Stäbe Ziel: Kränze Ziel: eine Blume
Zweck: ſich. Zweck: dir. Zweck: dir.

Grund: mein Freund Grund: der Baum
Rede: liebet Rede: blühet
Ziel: mich. Zweck: mir.

Grund: der Mann
Rede: ſchläft.

Aus dieſen Beiſpielen ſehen Sie, daß nicht jede zuſammenhängende Rede ein Ziel oder einen Zweck bedarf, ſondern daß nur der Grund, oder dasjenige, wovon man redet, ihr unentbehrlich iſt. Aber wenn es nun vom Amyntas heißt, er trug die ſchweren Stäbe auf der Schulter, ſo iſt doch die Schulter nicht das Ziel des Tragens, denn das ſind ja die Stäbe, die getragen werden; auch iſt ſie nicht der Zweck des Tragens, denn der Mann trägt ja die Stäbe nicht um der Schulter willen: eben ſo wenig iſt ſie der Grund der Rede, denn das iſt ja die Perſon, von welcher geredet wird. Da alſo auf der Schulter weder Grund, noch Ziel, noch Zweck der Rede iſt, ſo können wir es uns nicht anders als eine Hinanfügung an die Rede denken. Die Hinanfügung iſt alſo dasjenige, wovon die Rede weder ausgeht, noch worauf ſie übergeht, oder worauf ſie abzweckt, ſondern was ſie nur gleichſam ſo nebenher mit ſich nimmt, wie in folgender Darſtellung:

Grund	Rede	Ziel
Er	— trug —	die ſchweren Stäbe

Hinanfügung
auf
der Schulter.

Dasje-

Dasjenige, was nun auf die Art nur als eine Nebensache an die Rede hinangefügt wird, ist gröſtentheils, entweder eine Beſchaffenheit, als, der Baum blühet — ſchön; oder der Ort, wo etwas geſchiehet, als, der Baum blühet — in meinem Garten; oder die Zeit, worin etwas geſchiehet, als, der Baum blühet — in dieſem Jahre; oder alles dreies zugleich, als:

Grund	Rede	Grund	Rede	Ziel
Der Baum	— blühet	Der Mann	— trägt	— ſeine Bürde
Hinanfügung		Hinanfügung		
in		bei		
dieſem Jahre		frühem Morgen		
ſchön		gekrümmt		
in		auf		
meinem Garten.		der Schulter.		

Sie ſehen hieraus, wie die Rede mit alle dem, was an dieſelbe hinangefügt wird, keinen Schritt weiter fortrückt, ſo lange es ihr noch an einem Ziele fehlt, worauf ſie übergehen kann. — Sagen Sie nun, der Mann trägt ſeine Bürde auf der Schulter, ſo iſt die Schulter blos eine Hinanfügung an die Rede, heißt es aber, er nimmt ſeine Bürde auf die Schulter, ſo iſt die Schulter ebenfalls ein Ziel der Rede, nur mit dem Unterſchiede, daß die Bürde das Ziel der Handlung, die Schulter aber nur das Ziel der Bewegung iſt; die Bürde wird genommen, aber die Schulter wird nicht genommen. Bei Handlung denken Sie ſich immer eine Art von Berührung zwiſchen zweien Dingen; ſo heißt z. B. nehmen ſo viel, als alle Seiten eines Dinges auf einmal mit der Hand berühren, ſo daß man daſſelbe umfaßt; heben heißt, den untern Theil, ſtoßen, die Seite, und drücken, den obern Theil eines Dinges, ſo ſtark

berühren, daß daſſelbe dadurch aus ſeiner Lage gebracht wird, u. ſ. w. Soll nun die bloße Bewegung, die ich mir an einer Sache vorſtelle, der Handlung ähnlich werden, und will ich mir eine Art von Berührung zwiſchen zwei Dingen dabei denken, ſo muß ich dieſe Berührung durch eins von den Wörtern auf, an, unter u. ſ. w. anzeigen, weil ſie nicht in der Vorſtellung von der Bewegung ſelber liegt. Daher kann ich wohl ſagen, ich ſehe den Berg, aber nicht, ich gehe den Berg, weil ich mir wohl vorſtellen kann, daß der Berg geſehen wird, aber nicht, daß er gegangen wird; oder weil ich mir bei ſehen eine Art von Berührung zwiſchen mir und dem Berge vorſtelle, welche zwar nur in Anſehung eines feinern Sinnes, nehmlich des Geſichts, ſtatt findet, bei gehen aber mir keine unmittelbare Berührung zwiſchen mir und dem Berge denken kann, indem die Bewegung aufhören müßte, ſobald die Berührung da wäre. Zwiſchen der Bewegung und dem Ziele findet alſo gleichſam eine Lücke ſtatt, welche durch die Präpoſition erſetzt werden muß, darum ſage ich nun z. B. ich gehe auf den Berg, das heißt, in gehe berühren die Spitze des Berges; durch die Präpoſition auf iſt hier die Bewegung gleichſam bis zu der wirklichen Erreichung des Ziels verlängert worden, damit ich mir das Gehen als eine Handlung denke, die wirklich auf einen Gegenſtand unmittelbar übergeht. Sage ich alſo, er trägt die Stäbe in das Haus, ſo iſt Stäbe das Ziel der Handlung des Tragens, und Haus iſt das Ziel der Fortbewegung der Stäbe, welche zugleich mit dem Tragen vor ſich geht. Wenn nun auf die Weiſe beide Ziele zuſammen kommen, ſo wollen wir

das Ziel der Handlung das erſte, und das Ziel der Bewegung das zweite Ziel der Rede nennen, wie in folgender Darſtellung:

Grund	Rede	erſtes Ziel	zweites Ziel
Er	— trug	— die Stäbe	— in das Haus.

Wenn es nun aber z. B. heißt, ich komme heute nicht, ſo iſt heute zwar eine Hinanfügung an die Rede, indem es etwas bezeichnet, das ich mir allemal bei Handlung, Bewegung und Zuſtand nothwendig denken muß, nehmlich die Zeit, worin etwas geſchiehet, das als wirklich gedacht wird; aber nicht kann doch keine Hinanfügung an die Rede ſeyn, weil es dieſelbe aufhebt, und weil es weder die Beſchaffenheit, noch die Zeit und den Ort des Kommens bezeichnet, ſondern eigentlich die Stelle einer ganzen Gedankenreihe vertritt, wodurch die Vorſtellung, daß ich heute komme, aufgehoben wird. Da alſo hier das Wort nicht weder Grund, Ziel, Zweck noch Hinanfügung der Rede iſt, ſo können wir es uns nicht anders als eine Einſchiebung in die Rede denken; ſo wie alle ähnlichen Wörter, die weder Beſchaffenheit, Ort, noch Zeit desjenigen, was da iſt oder geſchiehet, ſondern blos die jedesmalige Gemüthsſtellung des Redenden anzeigen, als gewiß, vielleicht, ja, nein, o, ach, u. ſ. w. Denn ein jedes dieſer kleinen Wörter vertritt wieder gleichſam die Stelle einer ganzen zuſammenhängenden Rede, welche der erſtern eingeſchoben wird, ſo daß dieſelbe dadurch ihre genauere Beſtimmung, in Anſehung ihres Verhältniſſes zu unſren übrigen Vorſtellungen bekömmt. Durch ein einziges Ja oder Nein drücken wir oft eine ganze Reihe von Vorſtellungen aus, wenn wir auf eine Frage ant-

worten; und durch ein einziges ach ſagen wir oft mehr, als was eine ganze noch ſo gut zuſammenhängende Rede ausdrücken würde, indem wir unſern Kummer klagen. Wir laſſen durch ein ſolches kleines Wort demjenigen, mit dem wir reden, auf einmal einen deutlichern Blick in unſre Seele thun, als ſelbſt eine zuſammenhängende Rede ihm verſchaffen würde. Ob nun gleich die Einſchiebung allenthalben ſtatt finden kann, ſo ſcheinet es doch am natürlichſten zu ſeyn, wenn wir ihr zwiſchen der Rede ſelber und ihrem Ziel oder Zweck, oder wenn dieſe fehlen, zwiſchen der Rede und ihrer Hinanfügung, und wenn auch dieſe fehlt, zwiſchen der Rede und ihrem Grunde, den gehörigen Platz anweiſen, wie in folgender Darſtellung:

1.

Grund Einſchiebung Rede
ich — nicht — komme

2.

Grund Rede Einſchiebung
ich — komme — nicht
Hinanfügung
heute.

3.

Grund Rede Einſchiebung Ziel Zweck.
ich — komme — nicht — in den Garten — zu dir.
Hinanfügung
heute.

In dem erſten Falle hemmet hier das nicht den Zuſammenhang zwiſchen Grund und Rede, in dem zweiten zernichtet es den Zuſammenhang zwiſchen der Rede und ihrer Hinanfügung, und in dem dritten trennet es den Zuſammenhang zwiſchen Rede, Hinanfügung, Ziel und Zweck. Auf die Weiſe bringt die Einſchiebung immer eine gewiſſe Veränderung in der Rede, oder in

das,

das, was wir ſagen, ohne eigentlich in den Zuſammenhang deſſelben mit zu gehören. Sage ich, mein Bruder kam und beſuchte mich, ſo iſt und wiederum nichts von dem allen, was wir bis jetzt im Zuſammenhange der Rede kennen gelernt haben, es iſt weder Hinanfügung noch Einſchiebung, ſondern der Faden, welcher eine ganze zuſammenhängende Rede an eine andre knüpft, ſo daß beide beinahe in eine verwandelt werden; daher vertritt es auch zugleich die Stelle des Pronomens, welches ſonſt auch eine verbindende Kraft hat, ſo daß ich nicht zu ſagen brauche, mein Bruder kam und er beſuchte mich. Bei beſuchte mich ſcheinet daher der Grund der Rede zu fehlen, und ſie ſcheint mit Fleiß unvollſtändig gemacht zu ſeyn, damit ſie ſich deſto nothwendiger an die erſte Rede, mein Bruder kam, hinanfügen muß. Wir ſehen alſo, daß und nicht mit zu dem innern Zuſammenhange einer einzigen zuſammenhängenden Rede gehört, ſondern daß es ſich nur von außen an dieſelbe hinanſchmiegt, um ſie mit einer andern zuſammenhängenden Rede in Verbindung zu ſetzen, und ihre Anhängigkeit von derſelben zu bezeichnen. So muß ein jedes Gebäude erſtlich einen innern Zuſammenhang haben, in Anſehung ſeiner eignen Beſtandtheile, und dann kann es auch noch einen äußern Zuſammenhang haben, in Anſehung mehrerer Gebäude, mit denen es gemeinſchaftlich eine Reihe von Häuſern oder eine Straße ausmacht. — Das Wort und bringt nun, um in unſrem Gleichniſſe fortzufahren, zwei Häuſer unter ein Dach, indem es macht, daß z. B. eine doppelte Rede, als kam und beſuchte nur einen einzigen Grund bedarf: mein Bruder kam und beſuchte mich. —

Dieſes Wort alſo, und was ihm in der Sprache ähnlich iſt, könnten wir am füglichſten die Bindung nennen, denn ob ich gleich ſchon in einem meiner erſten Briefe die kleinen Wörter an, auf, in, u. ſ. w. vorläufig ſo genannt habe, ſo bezeichnen doch die letztern nur den innern Zuſammenhang der Rede, welchen wir nun ſchon, durch die Benennungen Hinanfügung oder Ziel, hinlänglich bezeichnet haben. Ich darf Sie nun nicht mehr auf den Unterſchied aufmerkſam machen, daß wir unter einer zuſammenhängenden Rede nicht etwa eine Predigt, oder eine lange Rede verſtehen, die von jemanden gehalten wird; ſondern alles dasjenige, worin ein Redewort vorkömmt, und wenn es auch übrigens nur ein paar Worte wären, als Er kömmt, nennen wir ſchon eine zuſammenhängende Rede. Eine jede große Rede beſteht nun aus einer Anzahl ſolcher kleinen einzelnen Reden, wovon nicht nur eine jede in ſich ſelber zuſammenhängend iſt, ſondern die auch durch die Bindungen einen äußern Zuſammenhang untereinander erhalten. Und nun iſt es merkwürdig, daß in der groſſen Rede die kleinen Reden, vermittelſt der Bindungen, wiederum ein Ganzes bilden, das dem Ganzen einer kleinen einfachen Rede völlig ähnlich iſt. Eine ſolche zuſammenhängende Rede kann wiederum Ziel, Zweck oder Hinanfügung einer andern ſeyn, welche den Grund enthält, wie wir aus der Zergliederung folgender größern Rede ſehen werden: Wenn ich meine Pflicht thue, ſo fühle ich, daß mir dieſes genug iſt, um vergnügt und glücklich zu ſeyn.

Grund und Rede Ziel Zweck
ſo fühle ich, — daß mir dieſes genug iſt, — um vergnügt und glücklich zu ſeyn.

Hinanfügung
wenn
ich meine Pflicht thue,

Hier ſind durch die Bindungen ſo, wenn, daß und um, vier einzelne Reden zuſammengefügt, wovon eine jede abgeſondert ihren innern Zuſammenhang hat, als:

1.

Grund Rede Ziel
ich — thue — meine Pflicht,

2.

Grund Rede
ich — fühle,

3.

Grund Rede Zweck
dieſes — iſt genug — mir,

4.

Grund Rede
ich — bin glücklich.

Sie ſehen nun ſelber, wie ſich bei dieſer Zuſammenſetzung die eine Rede nach der andern fügt, indem die natürliche Ordnung der Worte verändert wird, ſo daß es heißt, fühle ich, anſtatt ich fühle u. ſ. w. Durch die Bindungen, wenn — ſo, indem, nachdem, denn weil u. ſ. w. wird die Art der Hinanfügung der einen Rede an die andre bezeichnet; durch daß mit einem ß geſchrieben, und durch das Pronomen was, wird eine Rede zum Ziele der andern gemacht; und durch die Bindungen um, damit, auf daß u. ſ. w. wird angezeigt, daß eine Rede als der Zweck der andern betrachtet werden ſoll. Und verbindet ſo ſtark, daß es eher zwei Reden in eine einzige verwandelt, als daß man ſagen könnte, es verknüpfe eine Rede mit der andern: es

bringt gleichsam, wie wir vorher bemerkt haben, zwei Gebäude unter ein Dach, da die übrigen Bindungen sie nur nebeneinander stellen, ohne sie zu vereinigen. Von eben der Beschaffenheit wie und sind sowohl, als auch nicht nur, sondern auch, wie — so u. s. w. — Die Bindungen sind also gleichsam nur die Hebel und das Triebwerk, wodurch alles kleinere Ganze der menschlichen Rede, auf mannichfaltige Weise, zu einem größern Ganzen vereinigt werden kann. Oft vertreten auch die Pronomina, oder solche Wörter, als ich, du, er, welcher, wer, was u. s. w. die Stelle der Bindungen, und dann machen sie die vorhergehende Rede zum Grunde der nachfolgenden, welches keine von den eigentlichen Bindungen thut. So heißt es z. B.

Grund — Rede
Werlam besten seine Pflicht ausübt — ist der Glücklichste.

und in unsrer Idylle:

Grund — Rede
Der arme Amyntas kam aus dem dichten Walde. — Er hatte sich Stäbe geschnitten zu einem Zaune u. s. w.

In dem er ist jedesmal die Vorstellung von alle dem zusammengedrängt, was vorher vom Amyntas gesagt worden ist. Es wird daher immer vielumfassender, je öfter es wiederholt wird, und trägt eine immer größre Reihe von vorhergegangnen Vorstellungen zu den folgenden hinüber, von denen sie, vermittelst dieses vielumfassenden er, der Grund sind: unter dem dritten er in unsrer Idylle muß man sich daher schon folgendes denken:

Grund

Grund Rede Ziel
Er — — — ſahe — einen jungen Eichbaum,

nehmlich: der arme Amyntas, welcher bei frühem Morgen aus dem dichten Haine kam, wo er ſich Stäbe geſchnitten hatte ꝛc.

Wenn Sie nun anſtatt er immer Amyntas ſetzen wollten, ſo würden Sie bald ſehen, wie unſre ganze ſchön zuſammenhängende Erzählung auseinander fallen würde, weil nun das Vorhergehende nicht mehr der Grund der Folgenden wäre, ſondern ein jedes für ſich eine eigne kleine Erzählung ausmachte. Außer dieſem er und und finden ſich nun in unſrer Idylle wenige oder gar keine Bindungen; das macht, es herrſcht in ihr keine künſtliche Zuſammenſetzung, ſondern die höchſte Simplicität. Ohne viele Betrachtungen darüber anzuſtellen, werden bloß die Begebenheiten ſelber eine nach der andern erzählt, und wo zwei Reden füglich in eine verwandelt werden können, da werden ſie durch und verknüpft, das gemeiniglich die Stelle von welcher oder deren vertritt, als:

Er hatte ſich Stäbe geſchnitten, und trug ihre Laſt.
Er hatte ſich Stäbe geſchnitten, deren Laſt er trug.

So könnte man auch ſagen anſtatt:

und der Bach hatte die Wurzeln des Baumes entblößt, welcher die Wurzeln des Baumes entblößt hatte.

Aber das einfache und uralte und, welches ſo ſehr der Kindheit der menſchlichen Sprache angemeſſen iſt, wird hier jeder künſtlichern Bindung vorgezogen. Nur einmal wird durch die Bindung da, und am Ende noch

einmal durch denn eine Hinanfügung der einen Rede an die andre bezeichnet. — Sie haben nun beinahe den ganzen Bau der Rede, sowohl im Großen als im Kleinen, kennen gelernet, so daß Sie schon einen Versuch machen können, jedes Ganze in der Sprache zu zergliedern, um sich von der künstlichern oder einfachern Zusammensetzung desselben eine deutliche Vorstellung zu machen; wenn Sie sich nur noch bemerken, daß es in der größern und zusammengesetzten, eben so wie in der kleinern und einfachen Rede gewisse Einschiebungen giebt, als aber, doch, zwar, obgleich, demohngeachtet, u. s. w.

Grund	Einschiebung	Rede
mein Muth	— obgleich ich schwach bin	— soll nicht sinken!

Grund und Rede		Einschiebung
Ich wollte dich gern besuchen	— aber	ich kann dich nicht besuchen, Hinanfügung weil ich selber krank bin.

So wie das nicht hier eine aufhebende Einschiebung in die kleine Rede ist, so bezeichnet das aber ebenfalls eine aufhebende Einschränkung in der großen Rede, indem es anzeigt, wie ein Strom der Gedanken durch eine Reihe andrer Vorstellungen plötzlich gehemmt wird, so daß es hier nur bei dem bloßen Wollen bleibt, anstatt daß sonst der Wille in Handlung übergegangen wäre. — Nun kann noch die große sowohl als die kleine Rede mehr als einen Grund, Hinanfügung, Einschiebung, Ziel oder Zweck haben; ja, der Grund kann nur ein einziger, und die Rede selber kann doch

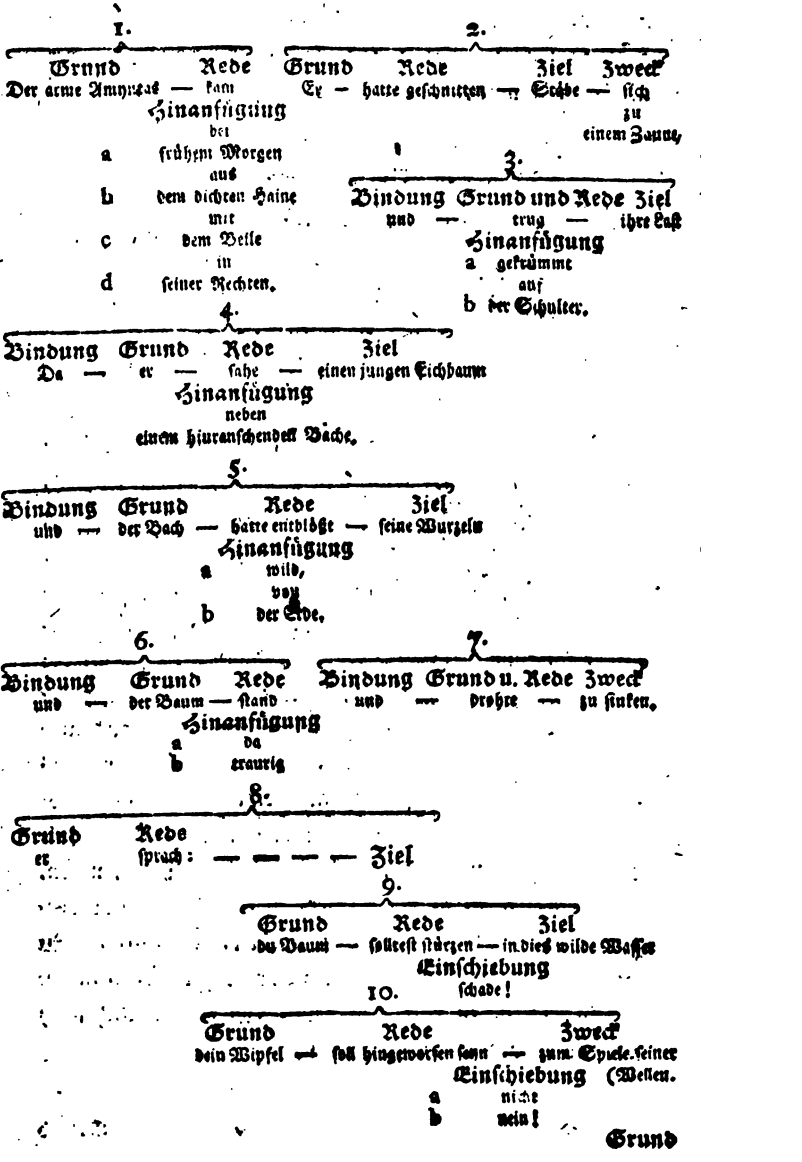
mehr-

mehrfach ſeyn: in dieſem Falle aber wird das mehrfache gröſtentheils durch und und ähnliche Bindungen wieder in eins zuſammengezogen, als:

Grund — Rede
Himmel und Erde — ward erſchaffen
Ziel
durch Gottes Ruf.

Grund — Rede
wir — leben, weben, und ſind
Hinanfügung
in
ihm.

Wenn Sie ſich nun an das alles noch einmal zurückerinnert haben, was wir Grund, Rede, Ziel, Zweck, Hinanfügung, Einſchiebung und Bindung nannten, ſo verſuchen Sie es, unſer gewähltes Beiſpiel, nicht in die gröſsern und zuſammengeſetzten, ſondern in die kleinen einzelnen Reden, woraus es beſteht, zu zergliedern, und vergleichen Sie alsdann dieſe Zergliederung mit folgender Tabelle, welche eine figürliche Darſtellung von ein und zwanzig einzelnen Reden aus unſrer Idylle enthält. Bemerken Sie ſich auch, daſs jedes einzelne Redewort eigentlich auch eine Rede bildet, ausgenommen die helfenden Redewörter, als haben, ſollen, können u. ſ. w., und zuweilen auch diejenigen, welche durch zu an ein vorhergehendes Redewort verknüpft ſind, als er drohte zu ſinken, er hub an zu bauen u. ſ. w. Wenn Sie mehrere Hinanfügungen finden, ſo ſuchen Sie dieſelben ſo viel wie möglich nach der Natur der Sache zu ordnen.


1.
Grund Rede
Der arme Amyntas — kam
Hinanfügung
bei
a frühem Morgen
aus
b dem dichten Haine
mit
c dem Beile
in
d seiner Rechten.
2.
Grund Rede Ziel Zweck
Er — hatte geschnitten — Stöcke — sich
zu
einem Zaune,
3.
Bindung Grund und Rede Ziel
und — trug — ihre Last
Hinanfügung
a gekrümmt
auf
b der Schulter.
4.
Bindung Grund Rede Ziel
Da — er — sahe — einen jungen Eichbaum
Hinanfügung
neben
einem hinrauschenden Bache.
5.
Bindung Grund Rede Ziel
und — der Bach — hatte entblößt — seine Wurzeln
Hinanfügung
a wild,
von
b der Erde.
6.
Bindung Grund Rede
und — der Baum — stand
Hinanfügung
a da
b traurig
7.
Bindung Grund u. Rede Zweck
und — drohte — zu sinken.
8.
Grund Rede
er sprach: — — — — Ziel
9.
Grund Rede Ziel
der Baum — sollteſt stürzen — in dieß wilde Waſſer
Einschiebung
10. schade!
Grund Rede Zweck
dein Wipfel — soll hingeworfen seyn — zum Spiele seiner
Einschiebung Wellen.
a nicht
b nein!
Grund

11.

Grund Rede Ziel
Er — nahm — die schweren Gräbe,
Hinanfügung
a jetzt
von
b der Schulter,

12.

Grund Rede
Er — sprach:

Ziel

13.

Grund Rede Ziel Zweck
ich — kann holen — andre Gräbe — mir;

14.

Bindung Grund und Rede erstes Ziel zweites Ziel
und — hub an zu bauen — einen starken Damm — vor den Baum,

15.

Bindung Grund u. Rede Ziel
und — grub — frische Erde.

16.

Grund Rede
der Damm — war gebaut
Hinanfügung
jetzt

17.

Bindung Grund Rede
und — die entblößten Wurzeln — waren bedeckt
Hinanfügung
mit
frischer Erde:

18.

Bindung Grund Rede erstes Ziel zweites Ziel
und — er nahm — sein Beil — auf die Schulter,
Hinanfügung
jetzt

19.

Bindung Grund und Rede Ziel
und — lächelte in den Scharten des geretteten Baumes hin
Hinanfügung
a noch einmal
b zufrieden
mit
seiner Arbeit

20.

Bindung Rede Ziel
und — wollte zurück — in den Hain — Zweck 21.

Bindung Grund u. Rede Ziel
um — zu holen — andre Gräbe.

Noch

Noch eine Schwierigkeit ſcheinet uns aufzuſtoßen, indem es heißt, er lächelte noch einmal in den Schatten des Baumes hin: hier iſt lächelte die Rede ſelber, er iſt der Grund, noch einmal iſt die Hinanfügung, und in den Schatten iſt das Ziel der Rede, allein was iſt nun des Baumes? dieſes fügt ſich auf keine Weiſe an die Rede ſelbſt hinan, ſondern ſcheinet vielmehr dem Nennworte Schatten, als dem Ziel der Rede einverleibt zu ſeyn, und doch iſt es auch nur Nennwort, und kein Nennwort kann ohne ein Redewort dem andern füglich einverleibt, oder an daſſelbe hinangedacht werden. — Allein hier iſt beinahe eben der Fall, wie bei den Beſchaffenheitswörtern, welche auch nur Benennungen ſind, und doch ohne Redewort, blos vermittelſt eines hinzugeſetzten e an eine andre Benennung unmittelbar hinangefügt werden, als der dichte Hain, anſtatt der Hain iſt dicht. So wie man ſich nun hier in das hinzugeſetzte e den ganzen Zuſammenhang einer ausgelaßnen Rede hineindenkt, und auf die Art die eine Vorſtellung der andern einverleibt, ſo denkt man ſich ebenfalls bei dem Ausdruck des Baumes in das hinzugeſetzte s den ganzen Zuſammenhang einer ausgelaßnen Rede hinein, wodurch die Vorſtellung von Baum der Vorſtellung von Schatten einverleibt wird. Durch das hinzugeſetzte e wird alſo eine Beſchaffenheit, und durch das hinzugeſetzte s ein für ſich beſtehendes Ding dem andern einverleibt; bei dem erſtern iſt nur das Wort iſt, bei dem letztern aber oft eine ganze Reihe von Vorſtellungen ausgelaſſen: ſo heißt auch der Schatten, welcher von dem Baume hervorgebracht wird, nunmehro der Schatten des Baumes. Weil man,

man, ſo oft die Sonne ſcheint, den Schatten beſtändig bei dem Baume bemerkt, ſo betrachtet man ihn nach und nach gleichſam wie eine Eigenſchaft deſſelben, welche ſchon an ſich nothwendig an ihm gedacht werden müſſe, und ſo fing man an, ſich nur noch dunkel an das Urtheil zu erinnern, wodurch man dieſe beiden Vorſtellungen zu wiederholten malen verknüpft hatte. Weil man auf eben die Weiſe die Früchte beſtändig an dem Baume bemerkte, ſo ſagte man die Früchte des Baumes, und weil man ſich den Stamm ohne den Baum nicht denken kann, ſo ſagte man der Stamm des Baumes; weil man ſich keinen Erbauer vorſtellen kann, ohne etwas, das von ihm erbauet wird, ſo ſagt man, der Erbauer des Hauſes, und weil der Baum im Sonnenſcheine nothwendig einen Schatten von ſich werfen muß, ſo ſagt man, der Schatten des Baums. Bei ſolchen für ſich beſtehenden Dingen alſo, welche ſchon an ſich in der Natur einen nothwendigen Zuſammenhang haben, oder ihn uns doch zu haben ſcheinen, ſetzen wir dieſen Zuſammenhang ſchon als bekannt voraus, und bezeichnen ihn nicht durch das Redewort, ſondern blos durch ein hinzugefügtes s, als einen Laut, worin ſich unſer ganzes dunkelempfundenes Urtheil zuſammendrängt, und wodurch wir demjenigen, der uns hört, nur einen Wink geben dürfen, um uns zu verſtehen. Ein ſolches Wort nun, zu welchem auf die Art ein s oder ein andrer Laut, der eben das ausdrückt, hinzugefügt iſt, wollen wir die Erklärung desjenigen Worts nennen, bei dem es ſteht: denn wenn es heißt, er lächelte in den Schatten des Baumes, ſo wird dieſer Schatten, durch den Zuſatz des Baumes, von alle

dem,

dem, was wir ſonſt in der Welt Schatten nennen, herausgehoben, und unſre Vorſtellung von demſelben bekömmt erſt Deutlichkeit, da wir nun wiſſen, daß es nicht etwa der Schatten eines Hügels, einer Wolke u. ſ. w., ſondern eines Baumes iſt. Wie nahe nun die Erklärung an die Eigenſchaft gränzt, ſehen Sie daraus, daß nur ein kleiner Unterſchied dazwiſchen iſt, wenn Sie ſagen, der Pallaſt des Königs, und, der königliche Pallaſt: in dem erſtern Falle können Sie König wiederum durch ein andres Wort erklären, indem Sie ſagen, der Pallaſt des Königs dieſer Völker, das können Sie aber in dem letztern Falle nicht. Wie ſehr uns aber dieſe Erklärung des einen Wortes durch das andre, vermittelſt eines einzigen Lauts, in Anſehung der Kürze im Ausdruck, zu ſtatten kömmt, werden Sie aus folgendem Beiſpiele ſehen: Der Freund des Königs fand den Ring des Königs in dem Zimmer ſeiner Tochter. Sie ſehen, daß die Erklärung nicht nur durch s ſondern auch durch r angezeigt wird, indem es ſeiner Tochter heißt. Nun ſuchen Sie ſich einmal vorzuſtellen, daß wir dieſes erklärende s und r nicht hätten, ſo würde es heißen: der Freund — der König — fand den Ring — der König — in dem Zimmer — ſeine Tochter. — Nun iſt auf einmal aller Zuſammenhang verſchwunden; wollen wir aber, ohne das s und r, den Zuſammenhang wieder hineinbringen, ſo müſſen wir ſagen: der Freund, welchen der König hatte, fand den Ring, welcher dem Könige gehörte, in dem Zimmer, welches ſeine Tochter bewohnte. — Setzen Sie nun, daß wir auch das Wort welcher nicht einmal hätten, ſo würden wir uns nicht

anders

anders als auf folgende Weiſe ausdrücken können: Ein König hatte einen Freund, dieſer König beſaß auch einen Ring, den Ring fand der Freund, dieſer Freund hatte eine Tochter, die Tochter bewohnte ein Zimmer, in dem Zimmer fand der König den Ring. Wenn man ſich einem Kinde von gewiſſem Alter verſtändlich machen wollte, ſo würde man ſich ohngefähr ſo ausdrükken müſſen, und es iſt wahrſcheinlich, daß man ſich in der Sprache, bei Entſtehung derſelben, ſo ausgedrückt hat. Sie ſehen aber hieraus aufs neue, daß das Redewort der Geiſt der ganzen Sprache iſt, daß es auch ſelbſt da herrſcht, wo man es nicht ſiehet, und daß es zwei Wörter durch ſeine Kraft verbindet, ohne daß man es in der Schnelligkeit des Redens und Denkens bemerkt.

Was ich Ihnen nun ſchon bei den einzelnen Wörtern von Licht und Schatten in der Sprache geſagt habe, das gilt auch bei der großen oder zuſammengeſetzten Rede. So wie man nehmlich in dem Ausdruck, der alte Mann iſt krank, die Vorſtellung, daß er alt iſt, in Schatten ſtellt, und ſie gleichſam in der Seele zurückſchiebt, um die Vorſtellung, daß er krank iſt, deſto mehr ins Licht zu ſtellen; eben ſo ſtellt man auch, vermittelſt der Bindungen, eine ganze Rede gegen die andre in Schatten, wie in folgender Darſtellung:

Schatten Licht
Als der Frühling anbrach — da verjüngte ſich die Natur
Schatten
Als der Frühling anbrach, und ſich die Natur verjüngte —
Licht
da verſchwand mein Kummer.

Lauter Licht, ohne mildernden Schatten, würde in folgenden Ausdrücken ſeyn:

Der Frühling brach an — die Natur verjüngte sich — mein Kummer verschwand.

Allein, wenn in diesen letztern Ausdrücken mehr Lebhaftigkeit ist, so ist in den erstern mehr Ordnung, mehr Nebeneinanderstellung, und mehr Deutlichkeit in dem Hauptgedanken, welcher, durch eine mit Fleiß veranlaßte Dunkelheit in den Nebengedanken, stärker ins Licht gestellt wird.

Sie haben also nun den ganzen Bau der menschlichen Rede kennen gelernt, nach welcher Sie das größte sowohl, als das kleinste Ganze, in der Sprache zergliedern können. Die längste zusammenhängende Rede über irgend einen Gegenstand hat, im Ganzen genommen, immer einen Grund, wovon sie ausgeht, ein Ziel, worauf sie übergeht, etwas das sie nur nebenher mit sich nimmt, oder eine Hinanfügung und einen Zweck, worin sich am Ende ihre ganze Kraft vereinigt; ja sie hat, im Eingange, sogar eine Bindung, wodurch sie an eine allgemein anerkannte Wahrheit geknüpft, und auf die Weise mit dem ganzen System unsrer Gedanken in Zusammenhang gebracht wird. Diese Ideen scheinen sogar auf das kleinste Wort zu passen, wenn man sich den Vokal als die Rede, den vor ihm vorhergehenden Konsonant, als den Grund, den nachfolgenden als das Ziel, und den letztern als den Zweck dieser Rede denkt. Wenigstens muß der Vokal ebenfalls erst Zusammenhang in die Konsonanten bringen, ehe sie sich zu einem verständlichen Worte bilden können. In dem Worte bleibst, also wäre das ei gleichsam die Rede selber, l wäre der Grund, b die Hinanfügung, das andre b das Ziel und das st der Zweck dieser Rede, worin sich ihre

ganze

ganze Kraft vereinigt, indem sie durch das hinzugesetzte ist erst wirklich zweckmäßig wird, und sich auf eine Person bezieht, die man anredet. — Doch will ich Ihnen gern verstatten, dieses letztre so lange für ein bloßes Spiel der Einbildungskraft zu halten, bis ich es Ihnen näher werde bewiesen haben.

Aus dem Bau der Rede läßt sich nun der Gebrauch der Unterscheidungszeichen am allerleichtesten entwickeln, weil es das eigentliche Geschäft derselben ist, die kleinern Reden in den größern zu unterscheiden, wie Sie aus folgendem Beispiele sehen werden, dessen wir uns schon einmal bedient haben:

Grund u. Rede Ziel Zweck
so fühle ich, — daß mir dieses genug ist, — um glücklich zu seyn.
Hinanfügung
wenn ich meine Pflicht thue,

Wenn ich meine Pflicht thue, so fühle ich, daß mir dieses genug ist, um glücklich zu seyn. — Hier ist jede kleinere Rede in der größern, durch einen schrägen Strich, welchen man das Komma nennt, von der andern unterschieden, damit man die Fugen desto deutlicher sehen kann, wodurch sich die kleinen Reden zu einer größern bilden, und damit man auch weiß, wo die Stimme die schicklichsten Ruhepunkte machen darf, weil man doch nicht immer in einem Athem fortlesen kann. Dieses wird Ihnen nun auf einmal einen Aufschluß über den Gebrauch des Komma geben; Sie setzen es nehmlich, einige Fälle ausgenommen, vor jeder Bindung, und vor jedem welcher, wer oder was, wodurch sich eine ganze Rede an die andre fügt. Sobald aber eine

Rede für ſich ſchon ein Ganzes ausmacht, und durch keine Bindung nothwendig an eine andere hinangefügt iſt, ſo ſteht am Ende derſelben ein kleiner Tittel, welchen man das Punktum nennet. Nun kann aber der Fall eintreten, daß nicht eine, ſondern mehrere ganze Reden auf einmal, an eine andre hinangefügt werden ſollen; alsdann müſſen die hinangefügten Reden unter ſich ſchon durch Kommata unterſchieden werden, es iſt daher noch ein anderes Zeichen nöthig, um alle hinangefügten Reden zuſammengenommen, wiederum von der Hauptrede zu unterſcheiden; man ſetzt zu dieſem Endzweck über das Komma ein Punktum, und nennt es dann das Semikolon, welches alſo einen ſtärkern Unterſchied, als das bloße Komma bezeichnet. Manchmal aber ſind mehrere hinangefügte Reden wiederum eine jede an und für ſich ſelber ſo lang, daß ſie unter ſich ſchon durch Semikolons müſſen unterſchieden werden; dann iſt wiederum ein andres Zeichen nöthig, welches alle dieſe ſchon unter ſich durch Semikolons bezeichnete Hinanfügungen von der Hauptrede unterſcheidet, und dieſes beſteht aus zwei untereinandergeſetzten Punkten, und heißt das Kolon, wovon auch das vorhergehende das Semikolon oder halbe Kolon genannt wird, weil es einen geringern Unterſchied, als das Kolon, bezeichnet. Dieſes Kolon bezeichnet nächſt dem Punktum den ſtärkſten Unterſchied der kleinern Rede in der größern. Enthält nun eine Rede, welche an und für ſich ein Ganzes ausmacht, ein ruhiges, feſtes Urtheil, oder Behauptung irgend einer Sache, ſo ſetzt man am Ende derſelben ein Punktum; iſt das Urtheil mit einer Gemüthsbewegung, als Verwunderung, Freude, Schmerz u. ſ. w. verknüpft,

knüpft, und fängt ſich die Rede mit ach, o wie, möchte doch, oder auf ähnliche Weiſe an, ſo macht man ſenkrecht über das Punktum einen Strich, und nennt dieſes das Ausrufungszeichen; iſt aber das Urtheil in einer Rede noch zweifelhaft oder unvollſtändig, welches daraus abzunehmen iſt, wenn man die Stimme beim Schluß der Rede nicht fallen läßt, ſo ſetzt man über das Punktum eine gekrümmte Figur (?), und nennt es das Fragezeichen. — Sie ſehen, man muß mit den Unterſcheidungszeichen ökonomiſch verfahren, weil wir ihrer nur ſo wenige haben: ich hätte jetzt vor jedem ſo ſchon füglich ein Semikolon ſetzen können, aber ich mußte es zu den größern Unterſchieden aufſparen, die ich damit bezeichnen wollte, indem ich drei ſchon an ſich zuſammengeſetzte Reden gleichſam in eine verwandelte, weil in allen dreien von einerlei Sache, nehmlich von der Bezeichnung verſchiedner Beſchaffenheiten unſrer Urtheile die Rede war. Wollte man ſich des Kolons und Semikolons zu oft bedienen, ſo würde man dieſen Zeichen dadurch ihre ſtärkere unterſcheidende Kraft benehmen. — Was ich Ihnen jetzt geſagt habe, iſt gleichſam nur in den Zuſammenhang meiner übrigen Bemerkungen über die Unterſcheidungszeichen eingeſchoben. Dieſe Einſchiebung habe ich zu Anfange und am Ende der eingeſchobenen Rede mit einem kleinen Querſtriche bezeichnet, deſſen man ſich auch dazu bedienet, eine vorzügliche Aufmerkſamkeit des Leſers auf einen Gedanken zu erwecken. — Sie ſehen nun leicht, daß Komma, Semikolon, Kolon und Punktum eigentlich nur die wahren Unterſcheidungszeichen ſind, wodurch die kleinern Reden in der größern unterſchieden werden. Dieſe

ſind nun freilich nicht ſo wie die Worte Zeichen unſrer Gedanken ſelber, ſondern nur die Zeichen von den verſchiednen Ruhepunkten in der Reihe unſrer Vorſtellungen. Wenn dieſe Ruhepunkte nun gleich nicht auf dem Papiere bezeichnet wären, ſo würden ſie demohngeachtet in unſrer Seele ſtatt finden, weil es uns unmöglich iſt, ganz ununterbrochen fortzudenken. Hieraus erhellet wenigſtens ſo viel, daß eine Schrift mit Unterſcheidungszeichen immer ein wahreres und treffenderes Gemählde unſrer Gedanken iſt, als eine ähnliche, ohne dieſelben. — Sagen Sie alſo z. B. ich weiß, wie die Sache beſchaffen iſt, ſo reden Sie nicht ganz ununterbrochen fort, ſondern wenn Sie geſagt haben, ich weiß, ſo wird erſt durch eine ganz kleine Pauſe der Uebergang zu den folgenden Gedanken gemacht; und dieſer Uebergang iſt es eben, welchen die Unterſcheidungszeichen andeuten ſollen; denn ohne dieſelben würde ein Gedanke gleichſam in den andern fließen, und die zuſammengeſetzte Rede wäre mit einem unförmlichen Gebäude zu vergleichen, dem es an der gehörigen Eintheilung in ſeine Zimmer und Säle mangelte. Sagten Sie aber, ich weiß die ganze Beſchaffenheit der Sache, ſo wäre kein Komma weiter nöthig, weil hier das Ziel der Rede nicht wiederum eine andre Rede, ſondern eine bloße Benennung iſt. Wenn Sie jetzt noch einen Verſuch machen wollen, unſre Idylle auch in Anſehung der Unterſcheidungszeichen, oder der Ruhepunkte in der Erzählung, durchzugehen, ſo werden Sie finden, wie die ſchwächern Unterſchiede immer durch ein Komma, die ſtärkern durch ein Semikolon, und die ſtärkſten durch ein Kolon oder Punktum bezeichnet werden; wie insbeſondre die eigenen

nen Worte eines andern, als etwas von der übrigen Rede ganz Verſchiednes, durch ein Kolon angedeutet werden: wenn es z. B. heißt, aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme zu: ſollt ich unbelohnt dich weglaſſen u. ſ. w. Wenn es aber am Ende heißt, ſo bat der Redliche: und Palämon ward geſund, ſo vertrit das Kolon beinahe die Stelle eines Punktums, weil das und zwiſchen dieſen beiden ganz von einander abgeſonderten Reden nur einen ſehr geringen Zuſammenhang bewirken kann. — Doch genug hievon! Je mehr Sie den Bau der Rede ſelber einſehen lernen, deſto leichter wird es Ihnen werden, ſich der Unterſcheidungszeichen gehörig zu bedienen.

Eilfter Brief.

Von den Fugen der Rede.

Laſſen Sie uns nun noch einmal mit einem Blick den ganzen Bau der Rede überſehen, und die Begriffe von Grund, Rede, Ziel, Zweck, Hinanfügung, Einſchiebung, Bindung und Erklärung in unſer Gedächtniß zurückrufen, und dann unterſuchen, wie es zugeht, daß alle dieſe einzelnen Beſtandtheile der Rede ſich zu einem Ganzen bilden? — Wenn die Beſtandtheile eines Gebäudes gehörig ineinander paſſen ſollen, ſo muß demſelben oft etwas angeſetzt, und oft etwas abgenommen werden, eben ſo iſts auch in der Sprache: die einzelnen Wörter müſſen nehmlich im Zuſammenhange mit den übrigen oft andre Endigungen annehmen, als ſie ſonſt

an und für ſich haben, und dieſe Endigungen, nebſt den kleinen Wörtern an, auf, über u. ſ. w. ſind eben die Fugen der Rede, worunter hier aber immer nur die kleine Rede, und nicht die große oder zuſammengeſetzte zu verſtehen iſt. Da wir alſo hier vorzüglich auf die einzelnen Wörter aufmerkſam ſeyn müſſen, ſo wollen wir unſre obigen Bemerkungen auf dieſelben anzuwenden ſuchen, und jedes einzelne Wort, das Grundwort, Redewort, Zielwort oder Zweckwort nennen, nachdem es die Rede ſelber, oder den Grund, das Ziel oder den Zweck der Rede in ſich enthält; zeigt es die Hinanfügung an, ſo wollen wir es das Nebenwort nennen, weil die Hinanfügung von der Rede nur gleichſam nebenher mitgenommen wird; iſt es aber die Einſchiebung, ſo wollen wir es das Zwiſchenwort, und iſt es die Bindung das Bindewort nennen; ein Hauptwort, welchen neben einem andern zur Erklärung deſſelben ſteht, ſoll das Erklärungswort, und ein ſolches kleines Wort, wie auf, an, unter, ſoll das Fügewort heißen, wie in folgender Darſtellung:

Bindewort wenn	Bindewort ſo
Grundwort du	Grundwort du
Redewort widmeſt	Redewort kannſt verſprechen
Fügewort mit	Fügewort in
Nebenwort dem größten Vergnügen	Nebenwort der Zukunft
Zwiſchenwort nicht	Zwiſchenwort gewiß
Zielwort dich	Zielwort keinen wahren Frieden
Zweckwort dem Rufe	Erklärungswort des Herzens
Erklärungsw. deiner Pflicht	Zweckwort dir.

Wenn du dich nicht mit dem größten Vergnügen dem Rufe deiner Pflicht widmeſt, ſo kannſt du dir gewiß in der Zukunft keinen wahren Frieden des Herzens verſprechen.

Iſt nun das Redewort iſt, ſo müſſen wir das Wort, welches dasjenige enthält, was von einer Sache geredet wird, und welches wir uns ſonſt mit in die Rede ſelbſt hineingedacht haben, ebenfalls einzeln betrachten, und dann können wir es füglich das Redebeiwort nennen, als:

Grundwort eine Eiche	Grundwort der Baum
Redewort iſt	Redewort iſt
Redebeiwort ein Baum	Redebeiwort grün

Was auf die Weiſe von iſt gilt, paßt auch auf werden, bleiben, heißen, wo dasjenige, was von einer Sache geredet wird, ſich nicht in die Rede ſelber hineinfügt, ſondern als ein einzelnes Wort dabei ſteht.

Laſſen Sie uns nun wieder zu unſerm obigen Beiſpiele zurückkehren, und zuſehen, welche Wörter in der zuſammenhängenden Rede eigentlich Veränderungen leiden, und welche nicht? — Das Bindewort gehört nicht zu dem innern Zuſammenhange der Rede, ſondern ſchließt ſich nur von außen an dieſelbe an, alſo braucht es ſich nicht nach der Rede zu fügen, ſondern es behält ſeine unveränderte Geſtalt, es mag auch ſtehen, wo es wolle, wie die Bindewörter wenn und ſo in unſerm Beiſpiele. Das Grundwort iſt das herrſchende in der Rede; alle übrigen Wörter müſſen ſich nach ihm fügen, ſelber fügt es ſich nach keinem; darum behält es im Zuſammenhange der Rede eben die Geſtalt, die es außer dem Zuſammenhange an und für ſich hat, wie das Wort du in unſerm Beiſpiele. Das Zwiſchenwort bleibt ebenfalls unverändert, weil es eigentlich nicht mit in den Zuſammenhang der Rede gehört, ſondern nur in dieſelbe eingeſchoben iſt, wie in unſerm Beiſpiele die

Wörter nicht und gewiß. Das Fügewort kann ſich deswegen nicht weiter fügen, oder ſeine Geſtalt ändern, weil es an ſich ſelber ſchon eine Fuge der übrigen Wörter iſt, wie in unſerm Beiſpiele die Wörter mit und in. In den Zuſammenhang der Rede müſſen ſich alſo das Nebenwort, Zielwort, Zweckwort, Erklärungswort und Redewort ſelber fügen, und leiden deswegen zuweilen einige Veränderungen. Wir müſſen alſo jetzt unſer Augenmerk auf die Fugen dieſer Wörter richten, welches größtentheils nur einzelne Laute ſind, wie in unſerm Beiſpiele die hinzugefügten oder angeſetzten Buchſtaben ſt, m, n, ch, r, s: nehmen Sie dieſe einzelnen Laute von den Wörtern, zu welchen ſie gehören, weg, und die zuſammenhängende Rede wird auseinander fallen:

Wenn du — du — nicht — mit — das größte Vergnügen — der Ruf — deine Pflicht — widmen — ſo — können — du — du — gewiß — in — die Zukunft — kein wahrer Friede — das Herz — verſprechen —

Verwandeln Sie aber das zweite du in dich; das in dem, und größte in größten; der in dem; deine in deiner; widmen in widmeſt; können in kanſt; wiederum das zweite du in dir; die in der; kein wahrer Friede in keinen wahren Frieden; das Herz in des Herzens; ſo iſt auf einmal der Zuſammenhang wieder hergeſtellt. Betrachten Sie nun noch einmal unſer Beiſpiel in der erſtern Darſtellung, die ich Ihnen davon gemacht habe, ſo werden Sie finden, daß die Veränderungen größtentheils nicht an den Hauptwörtern ſelber, ſondern nur an den kleinen Beſtimmungswörtern der, die, das u. ſ. w. vorgehen: das Zweckwort und Nebenwort einerlei Endigung haben, und durch m oder r, auch

auch zuweilen durch ein dem Hauptworte hinangefügtes e bezeichnet werden, nur mit dem Unterschiede, daß das Nebenwort immer eines Fügeworts bedarf, das Zweckwort aber nicht; daß das Zielwort durch n oder ch, und das Erklärungswort durch e oder s bezeichnet wird. — Das Redewort muß, ohngeachtet aller seiner Verändrungen, immer Redewort bleiben, aber das Grundwort kann durch eine kleine Veränderung, welche gröſtentheils nur an dem Bestimmungswörtchen vorgeht, zu einem Nebenworte, Zielworte, Zweckworte oder Erklärungsworte werden, als:

Grundwort	ich	—	—	du	
Redewort	beschäftige	—	—	beschäftigest	
Zielwort	mich	—	—	dich	— ch
Fügewort	mit	—	—	mit	
Nebenwort	mir	—	—	dir	— r

Grundwort	du		
Redewort	denkst		
Zielwort	dich	—	ch
Zweckwort	dir	—	r

Grundwort der Baum wird genannt		
Zielwort den Baum nenne ich	—	n
Zweckwort dem Baume gebe ich seinen Nahmen	—	m — e
Nebenwort von dem Baume rede ich dies	—	m — e
Erklärungswort des Baumes Nahmen nenne ich	—	s — e

Das Bestimmungswort der muß also sein starkes männliches r mit dem biegsamern n vertauschen, wenn es sich vor einem Zielworte in den Zusammenhang der Rede fügen soll: das weichere die und das schmiegt sich schon von selber in diesen Zusammenhang, und leidet daher keine Veränderung, es mag nur vor dem Grundworte oder vor dem Zielworte stehen; steht es aber vor dem Zweckworte, Nebenworte oder Erklärungsworte,

worte, ſo verwandelt ſich das in dem und des, und die verwandelt ſich in der, wie in folgender Darſtellung:

Grundwort das Bild wird genannt.
Zielwort das Bild nenne ich.
Zweckwort dem Bilde gebe ich ſeinen Nahmen — m — e
Nebenwort von dem Bilde rede ich — m — e
Erklärungswort des Bildes Nahmen nenne ich — s — s

Grundwort die Blume wird genannt.
Zielwort die Blume nenne ich.
Zweckwort der Blume gebe ich ihren Nahmen — r
Nebenwort von der Blume rede ich — r
Erklärungswort der Blume Nahmen nenne ich — r

Sie ſehen alſo, daß das Zielwort und Grundwort nur bei den Wörtern unterſchieden ſind, vor welchem das Beſtimmungswort der ſteht. Zweckwort und Nebenwort ſind ſich einander gleich, aber vom Zielworte ſind ſie, die Wörter ſich, uns und euch ausgenommen, beſtändig unterſchieden. Es kömmt ſehr viel darauf an, daß man das Zweckwort ſowohl als das Nennwort gehörig von dem Zielworte zu unterſcheiden weiß, um ſich im Sprechen nicht fehlerhaft auszudrükken. — Wir müſſen daher auch auf dieſen Unterſchied aufmerkſam ſeyn, in ſo fern er alsdann ſtatt findet, wenn von Dingen in der mehrfachen Zahl die Rede iſt, wie in folgender Darſtellung:

Grundwort die Bäume, Bilder und Blumen werden genannt.
Zielwort die Bäume, Bilder und Blumen nenne ich.
Zweckwort den Bäumen, Bildern und Blumen gebe ich ihre Nahmen — n — n
Nebenwort von den Bäumen, Bildern und Blumen rede ich dies — n — n
Erklärungswort der Bäume, Bilder und Blumen Nahmen nenne ich — r

Sie

Sie ſehen, daß der Unterſchied des Geſchlechts der Wörter, welcher in der einfachen Zahl durch der, die, das, bezeichnet wird, ſich in der mehrfachen Zahl in dem Begriffe von der Mehrheit der Dinge verliert; und daß eben daher das biegſame die allein die Stelle des der, die, das, vertritt, welches ſich aber im Zweckworte und Nebenworte in den verwandelt, das eigentlich aus denen zuſammengezogen iſt. So wie alſo in der einfachen Zahl das Zweckwort und Nebenwort durch m oder r bezeichnet wird, ſo erkennt man es in der mehrfachen Zahl an dem n, welches nicht nur in der Verwandlung des die in den ſtatt findet, ſondern auch dem Hauptworte ſelber, da wo es füglich geſchehen kann, angehängt wird, als den Bäumen, den Bildern; bei Blumen konnte kein n mehr angehängt werden, weil das Grundwort in der mehrfachen Zahl ſchon die Blumen heißt. — Sie ſehen ferner, daß in dieſen drei Wörtern der Begriff von der Mehrheit jedesmal durch eine Verlängerung des Worts, vermittelſt eines gewiſſen Lauts, und in Baum zugleich durch eine Verwandlung des a in ä ausgedrückt iſt, als:

Baum,	Bild,	Blume,
Bäume,	Bilder,	Blumen.

Hieraus können Sie ohngefehr ſchließen, auf wie vielerlei Art unſre Sprache die Mehrheit bezeichnet: ſie thut es oft blos durch Verwandlung des a, o und u, in ä, ö und ü, als die Väter, die Töchter, die Mütter; oft durch ein hinzugefügtes e, er oder n, als Könige, Fürſten, Schwerdter; oft durch die Verwandlung und Hinzufügung zugleich, als die Bäche, die Bücher, die Flüſſe, die Männer, die Götter, die Heiligthümer.

Das

Das r bezeichnet oft einen stärkern Grad der Mehrheit, als das e, indem es dasjenige gleichsam zerstückt und abgesondert darstellt, was man sich sonst mehr in eins zusammengefaßt denkt, als:

Band	Bande,	Bänder
Land,	Lande,	Länder
Ort,	Orte,	Oerter
Wort,	Worte,	Wörter

So wie nun das der, die, das in der mehrfachen Zahl sich in die verwandelt, eben so verwandelt sich auch das er, sie, es in sie. Ueberhaupt hat er, sie, es mit der, die, das eine große Aehnlichkeit; und man darf nur von dem letztern das d wegnehmen, so wird fast immer, mit einiger Veränderung des Vokals, das erstre übrig bleiben, wie Sie aus folgender Darstellung sehen werden, wo wir noch einmal die Bestimmungswörter des Hauptworts, welche eigentlich im Zusammenhange der Rede die meisten Veränderungen leiden müssen, in alle Verhältnisse setzen wollen:

Einfache Zahl.

Grundwort ich werde genannt — du wirst genannt — er
Zielwort mich nenne ich — dich nenne ich — ch
Zweckwort mir gebe ich meinen — dir gebe ich deinen — r
Nahmen. Nahmen.
Nebenwort von mir rede ich dies — von dir rede ich — r
Erklärungsw. meiner schone ich — deiner schone ich — r

Mehrfache Zahl.

Grundwort wir werden genannt — ihr werdet genannt.
Zielwort uns nenne ich — euch nenne ich.
Zweckwort uns gebe ich unsre — euch gebe ich eure
Nahmen. Nahmen.
Nebenwort von uns rede ich dies — von euch rede ich dies
Erklärungswort unser schone ich — euer schone ich

Einfache

Einfache Zahl.

Grundwort er, der Baum — sie, die Blume — es, das Bild — wird genannt
Zielwort ihn, den Baum — n — sie, die Blume — es, das Bild — nenne ich
Zweckwort ihm, dem Baume — m, e — ihr, der Blume — r —, dem Bilde — gebe ich einen Nahmen, — m, e
Nebenwort von ihm, dem Baume — m, e — von ihr, der Blume — r —, dem Bilde — m, e — rede ich dies.
Erklärungswort seiner, des Baumes — ihrer, der Blume — r — dessen, des Bildes — s — schone ich.

Mehrfache Zahl.

Grundwort sie, die Bäume, Blumen und Bilder — werden genannt
Zielwort sie, die Bäume, Blumen und Bilder — nenne ich.
Zweckwort ihnen, den (den) Bäumen, Blumen, und Bildern — gebe ich ihre Nahmen. — n, n
Nebenwort von ihnen, denen (den) Bäumen, Blumen, und Bildern — rede ich dies n — n
Erklärungswort ihrer, derer (der) Bäume, Blumen, und Bilder — schone ich — r

Daß das Erklärungswort bei einem Redeworte stehen kann, wird Ihnen vielleicht auffallend seyn; allein man denkt sich hier in dem Redeworte gewissermaßen ein Hauptwort, und indem es heißt, ich verschone euer, so soll dies so viel sagen, als ich bin ein Verschoner euer. Freilich kann hier das Erklärungswort am allerleichtesten zum Eigenschaftsworte werden, indem ich ohne alle Veränderung desselben sagen kann, ich bin euer Verschoner: man sagt auch: ich verschone dein, ich pflege sein, und in so fern gehört das Erklärungswort von ich, du, er u. s. w. beinahe ganz ins Gebiet der Eigenschaftswörter, weil es mit den vorhergehenden Ausdrücken beinahe einerlei ist, wenn ich sage, ich bin sein Verschoner, oder ich bin sein Pfleger — In der mehr-

mehrfachen Zahl, ſehen Sie wiederum, iſt immer weniger zu unterſcheiden, als in der einfachen, weil ſich viele andre Nebenbegriffe in den Begriffen von der Mehrheit verlieren. — Und nun werden Sie beinahe im Stande ſeyn, Zweckwort und Nebenwort, in allen Fällen, auch an der Endigung, vom Zielworte zu unterſcheiden, als:

Einfache Zahl.

Zielwort mich, dich, ihn, ſie, es, — den Baum, die Blume, das Bild — nenne ich.
Zweckwort mir, dir, ihm, ihr —, dem Baume, der Blume, dem Bilde — gebe ich einen Nahmen.
Nebenwort von mir, dir, ihm, ihr — dem Baume, der Blume — dem Bilde — rede ich dies.

Mehrfache Zahl.

Zielwort uns, euch, ſie, — die Bäume, Blumen und Bilder — nenne ich.
Zweckwort uns, euch, ihnen, den Bäumen, Blumen, und Bildern — gebe ich einen Nahmen.
Nebenwort von uns, euch, ihnen, den Bäumen, Blumen, und Bildern — rede ich dis.

Nach der, die, das richtet ſich noch dieſer, dieſe, dieſes, und welcher, welche, welches, wenn man es durch alle Fälle, wie es in der zuſammenhängenden Rede ſtehen kann, durchführen will. Auch die Frage, wer oder was muß ſich darnach richten, wie in folgender Darſtellung:

Grundwort wer oder was wird genannt? der, die oder das Ding.
Zielwort wen oder was nenne ich? den, die oder das Ding.
Zweckwort wem oder welchem Dinge gebe ich ſeinen Nahmen? dem, der oder dem Dinge.
Nebenwort von wem oder von welchem Dinge rede ich? von dem, der oder dem Dinge.
Erklärungswort weſſen oder welches Dinges Nahmen nenne ich? des, der oder des Dinges.

Laſſen

Laſſen Sie uns nun einmal unſre Darſtellung umkehren, und ein Wort durch alle Fälle, worin es ſtehen kann, durchführen, indem wir zugleich die ganze Rede ordentlich bezeichnen, wovon es jedesmal Grund, Ziel oder Zweck u. ſ. w. iſt:

				Grund		Rede
				der Baum	—	wird genannt
Grund		Rede		Ziel		
ich	—	nenne	—	den Baum		
Grund	Rede		Ziel	Zweck		
ich	— gebe	—	ſeinen Nahmen	— dem Baume		
Grund		Rede		Hinanfügung von		Ziel
ich	—	rede	—	dem Baume	—	dieſes.
Grund	Rede		Ziel	Erklärung		
ich	— nenne	—	den Nahmen	— des Baums.		

Sie ſehen alſo, wenn ein Wort das Zielwort ſeyn ſoll, ſo muß ein Grundwort und ein Redewort vorhergehen; ſoll es das Zweckwort ſeyn, ſo muß eigentlich ein Grundwort, Redewort und Zielwort vorhergehen: ſoll es das Nebenwort ſeyn, ſo braucht nur ein Grundwort und Redewort vorherzugehen, denn mit dem Zielworte rückt die Rede ſchon weiter fort: das Erklärungswort gehört eigentlich nicht mit in den Zuſammenhang der einfachen Rede, darum kann es bei dem Grundworte, Zweckworte und Nebenworte, ja ſogar bei dem Redeworte ſtehn. — Laſſen Sie uns nun erſt alle Fälle zu beſtimmen ſuchen, worin ſich das Nennwort nach dem Redeworte richten muß; alsdann werden wir auch ſehen, wie ſich das Redewort wiederum nach dem Nennworte fügt. — Ein jedes Zweckwort muß alſo eigentlich ein Zielwort vor ſich haben: denn wenn ich z. B. ſage, ich gebe dem Baume, und

damit aufhöre, ſo iſt meine Rede unvollſtändig, weil ich nichts benannt habe, das ich dem Baume gebe, oder weil ich zwar den Zweck, aber noch nicht das Ziel der Handlung meines Gebens ausgedrückt habe: ſage ich aber nun, ich gebe dem Baume ſeinen Nahmen, ſo iſt meine Rede vollſtändig, weil ſowohl Ziel als Zweck derſelben ausdrücklich benannt wird. Und nun heißt es doch:

Grund Rede Zweck Grund Rede Zweck.
ich — folge — dir. du — leuchteſt — mir.

Grund Rede Zweck.
ich — danke — dir.

Eben ſo ſagt man auch, ich trotze dir, drohe dir, helfe dir, diene dir, liebkoſe dir, ſchmeichle dir, widerſpreche dir, fluche dir. — Dies ſcheinet unſern Satz aufzuheben, daß ſich kein Zweckwort ohne Zielwort denken laſſe. Allein das nächſte oder unmittelbare Ziel der Rede kann oft in der Rede ſelber mit verſteckt ſeyn, weil es ſolche Handlungen giebt, die nicht unmittelbar auf etwas außer uns übergehen, ſondern ſich gleichſam beſtändig in ſich ſelber zurückwälzen, und auf die Weiſe nur ſich ſelber zum Ziele haben, ſo daß ſie oft mehr ein fortdaurender wirkſamer Zuſtand als eigentliche Handlungen ſind. Von der Art ſind nun auch die obigen Redewörter, bei welchen man ſich das Ziel in die Rede ſelber mit hineindenkt, und auf die Weiſe unmittelbar das Zweckwort hinzuſetzt. Wir wollen ſie einzeln durchgehen! — Sie können wohl ſagen: ich halte dich, weil Ihre Handlung hier unmittelbar auf die Perſon übergeht, die von Ihnen gehalten wird, aber Sie können nicht auf eben die Art ſagen, ich folge

dich,

dich, weil folgen eine Handlung iſt, die ſich immer in ſich ſelber zurückwälzt, und ſo lange ſie währt, nie ihr äußeres Ziel erreicht, denn ſobald die Perſon, der ſie folgen, von Ihnen erreicht iſt, ſo muß ja auch die Handlung Ihres Folgens aufhören. Eben ſo iſts nun auch mit begegnen, gehen, laufen, kommen, und ähnlichen Wörtern, darum ſagt man auch, ich begegne dir, du gehſt mir zu langſam, läufſt mir zu ſchnell u. ſ. w. Bei der Handlung des Leuchtens, welche auch, ſo wie folgen, in ſich ſelber zurückfällt, kann ich mir gar kein ausgezeichnetes äußeres Ziel denken, worauf das Leuchten übergienge, weil die Lichtſtrahlen rund umher verſtreuet werden, und alſo nur zufälligerweiſe auf irgend einen Gegenſtand fallen: darum kann ich nur eine Perſon dabei in Gedanken haben, welche der Zweck meines Leuchtens iſt. Setze ich aber die Silbe be vor dieſes Wort, und ſage, ich beleuchte, ſo iſt die Verſtreuung der Lichtſtrahlen nichts Zufälliges mehr, ſondern dieſelben werden nun auf einen Gegenſtand insbeſondre gerichtet, der das Ziel des Leuchtens wird, darum heißt es dann auch, ich beleuchte dich. Wenn dieſe Silbe be einem Redeworte vorgeſetzt wird, ſo trägt ſie in daſſelbe gemeiniglich den Begriff von einer wirklichen Handlung hinein, die unmittelbar auf einen äußern Gegenſtand übergeht, welcher das nächſte Ziel derſelben iſt. — Sie können nicht ſagen, ich danke dich, ſo wie Sie ſagen, ich liebe dich oder ich ehre dich: denn lieben und ehren ſind handlungenähnliche Empfindungen, welche durch die Perſon ſelber, oder ihre perſönlichen Eigenſchaften in Ihnen erweckt werden, und alſo auch unmittelbar wieder auf die Perſon übergehn können; danken

aber iſt auch eine handlungähnliche Empfindung, die nicht durch die perſönlichen Eigenſchaften, ſondern durch die wohlthätige Handlung einer Perſon in Ihnen erweckt wird, ſie muß daher auch durch die Erinnerung dieſer wohlthätigen Handlung erſt wieder auf die Perſon übergehn; dieſe Erinnerung iſt alſo das nächſte Ziel, und die Perſon der Zweck des Denkens: darum ſagt man auch, ich danke dir, oder ich danke Ihnen, daß Sie u. ſ. w. — Ich trotze, heißt, ich bin befeſtiget, oder befeſtige mich gegen alle Angriffe, die irgend etwas auf mich thun können, oder ich ſetze mich ſelber in den Stand, die Angriffe eines andern verachten zu können, dieſes thue ich aber um deſſen willen, deſſen Angriffe ich erwarte, dieſer iſt alſo der Zweck meines Trotzens, welches übrigens eine Handlung iſt, die in ſich ſelber wieder zurückfällt, und kein unmittelbares Ziel außer ſich haben kann. — Drohen bezeichnet nur den Anfang einer Handlung, die noch nicht wirklich auf ihr Ziel übergegangen iſt, darum kann die Perſon, welche ich dabei im Sinne habe, auch nur der Zweck und nicht das Ziel des Drohens ſeyn, und es muß daher heißen, ich drohe dir, ob ich gleich ſagen kann, ich bedrohe dich, aus eben dem Grunde, wie Sie ſchon wiſſen. — Ich rette dich, kann ich wohl ſagen, aber nicht, ich helfe dich, weil retten die Perſon ſelber, oder den ganzen Menſchen, welcher gerettet wird, helfen, aber nicht den Menſchen ſelber, ſondern nur eine Arbeit, welche er thun ſoll, und nicht thun kann oder will, zum Gegenſtande hat; darum ſagt man auch z. B. ich will dir deine Bürde tragen helfen, das Tragen iſt hier der wirkliche Gegenſtand des Helfens, die Perſon iſt nur der Zweck, weswegen

wegen ich etwas tragen helfe, oder gleichsam die Hälfte der Arbeit übernehme. — Dienen zeigt keine einzelne wirkliche Handlung, sondern vielmehr einen Zustand der Unterwürfigkeit an, worin man sich eine ganze Reihe einzelner Handlungen denkt, die auf Befehl eines andern geschehen; derjenige nun, auf dessen Befehl alle diese Handlungen geschehen, ist bloß der Zweck derselben, weil sie um seinetwillen geschehn, darum sagt man nicht ohne Grund, ich diene dir. Setzt man aber die Silbe be vor dieses Wort, so muß es heißen, ich bediene dich, weil nun das Dienen die Person selber zum unmittelbaren Gegenstande bekommen hat. Hieraus werden Sie sich auch den Unterschied zwischen Diener und Bedienter erklären können, der erstere bekümmert sich nur um die Angelegenheiten seines Herrn, der letztere aber bekümmert sich vorzüglich um die Person desselben. — Gehorchen und dienen sind verwandte Begriffe, darum heißt es ebenfalls, ich gehorche dir, und nicht, ich gehorche dich. — Liebkosen heißt, jemanden schmeichelhafte oder angenehme Dinge vorsagen; das nächste Ziel der Handlung verliert sich also in ihr selber, und die Person ist der Zweck derselben, darum heißt es, ich liebkose dir. — Schmeicheln unterscheidet sich dadurch von loben, daß ich mir die Person nicht nur als das nächste Ziel, sondern auch als den Zweck meines Lobens denke, so daß ich schmeichle dir, so viel heißt, als ich lobe dich, dir selber, denn wenn ich jemanden schmeicheln will, so muß ich ihn auf irgend eine Weise selber loben, und auch ihm selber dieses Lob sagen; auf die Weise denke ich ihn mir nicht nur als das nächste Ziel, sondern zugleich als den Zweck meiner Handlung, und sage, ich

ſchmeichle dir. — Wenn ich widerſpreche, ſo ſpreche ich nicht wider die Perſon, ſondern wider die Sache, welche ſie vorgebracht hat, daher iſt auch nicht die Perſon, ſondern die Sache das nächſte Ziel meines Widerſprechens, und die Perſon iſt nur der Zweck deſſelben, darum muß ich ſagen, ich widerſpreche dir. — Man ſagt, ich fluche dir, weil man ſich das Böſe, was man jemanden anwünſcht, als das nächſte Ziel des Fluchens ſchon mit in die Handlung ſelber hineindenkt: man ſagt aber, ich ſegne dich, weil man ſich ſchon daran gewöhnt hat, unter ſegnen ſich ſo viel als wirklich glücklich machen zu denken: auf die Art ſagt man, Gott ſegne dich, welches ſo viel heißt, als, Gott mache dich glücklich oder beglücke dich.

Was nun noch das Zielwort anbetrift, ſo haben wir ſchon bemerkt, daß es ein doppeltes Ziel der Rede giebt, nehmlich ein Ziel der Handlung und ein Ziel der Bewegung, als, er trug die Stäbe in das Haus: das Ziel der Bewegung muß immer erſt durch ein Fügewort an die Rede verknüpft werden, das Ziel der Handlung aber bedarf dieſes nicht. Nun kann aber das nächſte Ziel der Handlung nicht wiederum gedoppelt ſeyn, wenn nicht mehrere Ziele durch die Bindung und miteinander verknüpft werden: denn auf ein nächſtes Ziel kann ja nur die Handlung unmittelbar übergehen, und ich kann daher nicht ſagen, ich erzähle dich eine Geſchichte, oder ich ſage dich ein Wort, ſondern ich erzähle dir eine Geſchichte und ſage dir ein Wort, weil in dieſen beiden Fällen nicht die Perſon, ſondern die Geſchichte, die erzählt wird, und das Wort, das geſagt wird, das nächſte Ziel der Rede ſind. Demohngeachtet ſagen wir aber:

Grund	Rede	Ziel	Ziel
ich	— lehre —	eine Sprache	— dich.

Grund	Rede	Ziel	Ziel.
ich	— frage —	eine Sache	— dich.

Was erſtlich das Wort lehren anbetrift, ſo iſt doch eigentlich die Sache, welche gelehrt wird, das nächſte Ziel dieſer Handlung, und man ſollte denken, die Perſon wäre eher der Zweck derſelben, ſo daß man richtiger ſagte, ich lehre dir eine Sprache. Allein laſſen Sie uns nur das Wort lehren mit ähnlichen Wörtern, als ſagen, erzählen u. ſ. w. in Vergleichung bringen, und wir werden finden, daß es eine ganz beſondre Beſchaffenheit hat, vermöge welcher es mehr als andre Wörter, ſowohl auf die Perſon als auf die Sache, eine gleich nahe Beziehung haben kann. Wenn ich etwas ſage oder erzähle, ſo iſt meine Aufmerkſamkeit immer mehr mit der Sache beſchäftiget, die ich ſage oder erzähle, als mit der Perſon, der ich ſie ſage oder erzähle; ſobald ich aber lehre, muß meine Aufmerkſamkeit wenigſtens eben ſo ſtark auf die Perſon, als auf die Sache gerichtet ſeyn, weil es mir darum zu thun iſt, daß der andre die Sache nicht blos hören, ſondern daß er ſie lernen ſoll. Lehren zeigt alſo eine Handlung an, wodurch wir auf die Perſon ſelber, und in das Innerſte ihrer Seele wirken, daher kömmt es, daß wir uns ſowohl die Perſon, als die Sache, welche gelehret wird, zugleich als das nächſte Ziel des Lehrens denken, und ſagen, ich lehre dich die Sache, du haſt mich die Sprache gelehrt u. ſ. w. — Fragen hat mit lehren eine große Aehnlichkeit, indem es ebenfalls eine weit nähere Beziehung auf die Perſon hat, als andre ähnliche Wörter.

Wenn ich jemanden etwas ſage oder erzähle, ſo will ich neue Vorſtellungen in ſeiner Seele erwecken, frage ich ihn aber etwas, ſo will ich neue Vorſtellungen aus ſeiner Seele ſchöpfen; die Perſon, welche gefragt wird, iſt alſo im Grunde das nächſte Ziel der Handlung des Fragens, ſo daß ſelbſt die Sache, wenn ſie einige Aufmerkſamkeit erfordert, hinter die Vorſtellung von der Perſon zurückgeſchoben, und erſt durch ein Fügewort zum zweiten Ziele der Rede gemacht wird. Denn ich kann wohl ſagen, er fragte mich verſchiedne Sachen, aber nicht, er fragte mich die Beſchaffenheit der Sache, ſondern er fragte mich um oder nach der Beſchaffenheit der Sache. Hieraus ſehen Sie, daß fragen größtentheils eine ſtärkere Aufmerkſamkeit auf die Perſon, zuweilen aber auch eine gleich ſtarke Aufmerkſamkeit auf die Perſon und auf die Sache erweckt, und alsdann auch zwei gleiche Ziele hat, und daß man daher nicht ohne Grund ſagt, ich frage dich eine Sache. — Daß man nun auch ſagt, ich nenne dich meinen Freund, hat einen ſehr guten Grund in der Natur des Wortes nennen, weil ſich hier das Nennen eben ſo ſtark und eben ſo nahe auf die Perſon bezieht, die ich anrede, als auf den Nahmen, welchen ich ihr beilege, und weil die Perſon und ihr Nahme auf die Art in meiner Vorſtellung eins geworden ſind. Sagt alſo jemand zu mir, ich nenne dich meinen Freund, ſo glaube ich, daß ich dieſer Freund ſelber bin, ſagt er aber, ich nenne die meinen Freund, ſo warte ich darauf, daß er mir den Nahmen ſeines Freundes noch nennen ſoll. — Wenn man ſagt, ich laſſe dich das Buch leſen, ſo ſcheinet laſſen auch zwei nahe Ziele zu haben, nehmlich dich und

das Buch; allein das Buch iſt hier das Ziel von leſen, und nicht von laſſen, und dich iſt zugleich das Ziel von laſſen und der Grund von leſen, wie in folgender Darſtellung:

Grund	Rede	Ziel und Grund	Rede	Ziel
ich	— laſſe	— dich	— leſen	— das Buch.

Eben ſo ſagt man auch, ich höre dich ein Lied ſingen u. ſ. w. — Nun betrachtet man auch auf eine ganz beſondre Art die Zeit und den Raum als das nächſte Ziel der Rede, indem man ſagt, ich gehe eine Stunde, und, ich gehe eine Meile, da doch das Gehen als eine in ſich ſelbſt zurückfallende Handlung eigentlich kein unmittelbares Ziel außer ſich haben kann. Allein wir betrachten hier die Dauer einer Stunde, und die Länge einer Meile als bloße Vorſtellungen in unſrer Seele, welche wirklich erſt durch unſer Gehen erweckt werden, indem wir mit unſern Schritten einen gewiſſen Raum, und mit der Fortdauer unſrer Bewegung eine gewiſſe Zeit abmeſſen, wovon wir die erſtre eine Meile, und die letztre eine Stunde nennen. Als ſolche Vorſtellungen betrachtet, werden alſo die Meile und die Stunde erſt durch unſer Gehen hervorgebracht, und ſind auf die Weiſe ein unmittelbares Ziel unſres Gehens. Eben ſo ſagt man auch, das Land iſt eine Meile breit, weil durch das Breitſeyn oder durch die Ausdehnung des Landes nach zweien Seiten hin, ebenfalls erſt die Vorſtellung von dem beſtimmten Raume in uns hervorgebracht wird, den wir Meile nennen; und, er iſt zehn Jahre alt, weil die Vorſtellung von dem beſtimmten Zeitraume, den eine Perſon durchlebt hat, ebenfalls erſt durch ihr Alſeyn, oder durch die Fortdauer ihres Lebens

in uns hervorgebracht wird. — Wir haben also nun gesehen, warum wir uns bei einigen Redewörtern, die doch eine Handlung anzeigen, als folgen, dienen, drohen, u. s. w. die Person niemals als das Ziel, sondern nur als den Zweck der Rede denken, und daher sagen, ich folge dir, diene dir, u. s. w. — Wir haben uns ferner den Grund entwickelt, weswegen wir bei den Wörtern lehren, fragen und nennen die Person als das Ziel der Rede betrachten, da sie doch nur der Zweck derselben zu seyn scheint. Endlich haben wir unter sucht, weswegen man sich oft die Zeit und den Raum als das unmittelbare Ziel der Rede denkt. — Aber warum sagt man nun, es träumt mir, und, es schmerzet mich, es gefällt mir, und, es freuet mich? — Mit dieser Untersuchung soll sich mein nächster Brief anfangen.

Zwölfter Brief.

Eine Fortsetzung des Vorigen.

Sie sehen, daß wir uns die Natur der Redewörter selbst immer mehr entwickeln müssen, wenn wir in allen Fällen einsehen wollen, warum wir uns etwas, gerade als den Zweck oder als das Ziel der Rede denken. — Nun giebt es einige Redewörter, welche man unpersönliche nennen kann, weil dieselben eine bloße Veränderung in der Natur bezeichnen, ohne daß man sich dabei eine handelnde Person denkt, welche diese Veränderung hervorbringt. So sagt man z. B. es blizt, es donnert, mich schaudert. Weil wir aber als handelnde

Wesen

Weſen gern der ganzen lebloſen Natur unſer Bild aufdrücken, ſo haben wir dieſer unperſönlichen Redewörter verhältnißmäßig nur ſehr wenige, indem wir uns bloße Veränderungen in der Natur gemeiniglich als Handlungen denken, die wir der nächſten Urſache dieſer Veränderungen zuſchreiben, welche wir uns wiederum, im figürlichen Verſtande, als handelnde Weſen denken. So ſagen wir der Bach murmelt, der Baum rauſcht, und in der Sprache der Dichter heißt es ſogar, der Himmel donnert, die Wolken regnen u. ſ. w. Nur im höchſten Nothfall bedienen wir uns des unperſönlichen es; wenn uns nehmlich die Urſach einer Veränderung gar zu wenig bekannt iſt, wie z. B. bei den Erſcheinungen, die man den Seelen der Verſtorbnen zuſchreibt, wo man ſich immer des unperſönlichen es bedient, indem man ſagt, es wandelt, es geht um, u. ſ. w. — Durch dieſes unperſönliche es bezeichnen wir alſo nur dasjenige, was gleichſam für uns in Dunkel gehüllet iſt, was außer der Sphäre unſrer Begriffe liegt, und wofür die Sprache keinen Nahmen findet. Man empfand die Kälte, und der einzelne Laut kalt war vermuthlich dasjenige, womit man das Kaltſeyn zuerſt bezeichnete: allein dies war ein bloßer Laut, und noch keine Rede. Das Bedürfniß, die Wirklichkeit der Kälte anzuzeigen, machte, daß man das Wort iſt hinzuſetzte; da man aber die Kälte weder ſahe noch hörte, ſondern ſie nur empfand, ſo betrachtete man ſie als eine Eigenſchaft, die man irgend einem andern Weſen zuſchreiben müſſe, und da man kein ſolches Weſen fand, ſo ſetzte man an die Stelle deſſelben das es, worunter man ſich ebenfalls weiter nichts, als die Kälte ſelber dachte. —

So

So und auf ähnliche Art können vielleicht alle unperſönlichen Redewörter entſtanden ſeyn, die man nun füglich eintheilen kann: in ſolche, welche bloße Verändrungen außer uns in der Natur, und in ſolche, welche Verändrungen in uns ſelbſt bezeichnen, die von unſrer handelnden Kraft nicht abzuhängen ſcheinen. Von der erſtern Art ſind, es regnet, es ſchneiet, es iſt kalt, von der andern, mich hungert, mich ekelt, mich friert. Von den Verändrungen außer uns in der Natur können wir uns nie als das nächſte Ziel betrachten: denn es regnet Tropfen, und ſchneiet Flocken, aber nicht Menſchen, und wenn wir ſagen wollten, es regnet mich, oder es ſchneiet mich, ſo wäre dies eben ſo ungereimt, als wenn man ſagte, es regnete oder ſchneiete Menſchen. Wir können uns alſo von den Verändrungen außer uns in der Natur, nur unter gewiſſen Umſtänden, als den Zweck derſelben betrachten, wenn wir z. B. ſagen, es regnet mir zu ſtark, aber wir können nicht ſagen, es regnet mir: denn es kann mir allein wohl zu ſtark regnen, aber nie kann es mir allein regnen. Eben ſo ſagt man auch, es iſt mir zu kalt, zu warm u. ſ. w., ließe man aber das zu weg, ſo würde wiederum ein ganz andrer Sinn herauskommen: denn wenn Kälte und Wärme eine Verändrung außer mir in der Natur ſeyn ſoll, ſo kann es mir allein wohl zu kalt oder zu warm, aber nie kann es mir ganz allein kalt oder warm ſeyn, wenn ich nicht eine innre Kälte oder Wärme darunter verſtehe, die nicht außer mir in der Natur, ſondern bloß in meinem Körper ſtatt findet. — Von den Verändrungen in uns ſelber denken wir uns nun zuweilen als das nächſte unmittelbare Ziel, wenn ſie lebhafter, angreifen-

fender, und gleichſam in dasjenige verwebt ſind, was wir unſer Ich nennen, als mich friert, mich hungert, mich verlangt; zuweilen betrachten wir uns blos als den Zweck derſelben, wenn ſie ſchwächer und weniger angreifend ſind, und gleichſam nur die Oberfläche von dem berühren, was wir unſer Ich nennen, als, mir iſt kalt, mir ekelt, mir grauet. Sage ich, mich hungert, oder mich verlanget, ſo bezeichne ich ſolche Empfindungen, die in und aus mir ſelber entſtehen; ſage ich aber, mir eckelt, oder mir grauet, ſo denke ich mir ſolche Empfindungen, die erſt durch den äußern Gegenſtand, vor welchem mir eckelt oder grauet, in mir erweckt werden. Die unperſönlichen Redewörter bezeichnen nun ſowohl, was in unſerm Körper, als was in den innerſten Tiefen unſrer Seele vorgeht, und wovon wir uns nur dunkle Begriffe machen können. Bei denjenigen, welche Veränderungen in unſrer Seele anzeigen, iſt das es kein leerer Ausdruck, ſondern wir denken uns in daſſelbe eine ganze Reihe von Vorſtellungen hinein, indem wir z. B. ſagen, es freuet mich, daß Sie von Ihrer Krankheit wieder hergeſtellt ſind. Darum können wir nicht ſagen, mich freuet, mich ſchmerzt, mich wundert, ohne noch etwas hinzuzuſetzen, ſo wie wir ſagen können, mich hungert, mich dürſtet, mich friert: denn zu den Veränderungen, welche in unſrer Seele vorgehen ſollen, ſind immer neue Vorſtellungen nöthig, welche erſt in ihr erweckt werden müſſen; darum können wir uns Freude, Schmerz, Verwundrung nie ohne eine ſolche neue Vorſtellung denken, welche erſt in die Seele kömmt, und mit einem gewiſſen Grade der Lebhaftigkeit in den Zuſammenhang der übrigen Vorſtellungen

ein-

eindringt, welche schon in der Seele sind; diese neue Vorstellung oder Reihe von Vorstellungen ist dann in dem es zusammengedrängt, so wie der Zusammenhang aller Vorstellungen, die schon in meiner Seele sind, durch mich bezeichnet wird, und das unpersönliche Redewort drückt blos das Verhältniß aus, welches zwischen dieser neuen Reihe von Vorstellungen, die erst in meine Seele kömmt, und dem Zusammenhange aller übrigen, die schon darin sind, statt findet, wie in folgender Darstellung:

es	wundert	mich
Eine Reihe von Vorstellungen, die erst in meine Seele kömmt, daß etwas z. B. wirklich geschiehet oder geschehen sey.	Das Verhältniß zwischen der neuen Reihe von Vorstellungen, die in meine Seele kömmt, und dem Zusammenhange aller übrigen, die schon darin sind, worunter die Vorstellung, daß jenes nicht geschehen würde, ohngeachtet ihres Zurückstrebens, plötzlich aufgehoben, und mit einer andern vertauscht wird, welche in dem ganzen Zusammenhange meiner Vorstellungen eine Veränderung hervorbringt.	Der Zusammenhang aller übrigen Vorstellungen, die schon in meiner Seele sind, worunter auch die befindlich ist, daß jenes, was wirklich geschiehet oder geschehen ist, nicht geschehen könnte oder würde.

Daß wir aber den Zusammenhang aller unsrer Vorstellungen unter mich begreifen, ist sehr natürlich, weil dieses

ſer Zuſammenhang eben unſer perſönliches Bewußtſeyn, oder dasjenige, was wir unſer Ich nennen, ausmacht. — hungern, dürſten, frieren u. ſ. w. ſind nun nicht ſowohl Reſultate von Gedanken, als vielmehr von gewiſſen Veränderungen in meinem Körper; weil aber die nächſte Urſach dieſer Veränderungen außer dem Bezirk meines Bewußtſeyns liegt, ſo kann ich mir unter dem es weiter nichts, als das Hungern, Dürſten und Frieren ſelber denken, darum kann ich es auch füglich weglaſſen, ohne daß mein Gedanke von ſeiner Vollſtändigkeit etwas verliert. So wie nun Verwunderung, Freude, Schmerz, blos in den verſchiednen Verhältniſſen der Gedanken gegründet ſind, ſo iſt auch zu vermuthen, daß die körperlichen Empfindungen nichts als die verſchiednen Verhältniſſe der körperlichen Theile gegeneinander ſind, und daß alsdann das mich eine dunkle Vorſtellung von dem ganzen Zuſammenhange der Beſtandtheile unſers Körpers in ſich enthält, welcher auf mannichfaltige Weiſe zerſtört, getrennt, und wieder hergeſtellt werden kann. — Die Veränderungen mögen nun aber in unſerm Körper oder in unſrer Seele vorgehen, ſo können ſie entweder mehr in uns oder mehr außer uns ſtatt finden, in ſo fern ſie in den Zuſammenhang aller unſrer Vorſtellungen oder in unſer Ich eindringen, oder nur gleichſam die Oberfläche deſſelben berühren, wo wir uns denn im erſtern Falle, als das nächſte Ziel, im zweiten aber nur als den Zweck derſelben denken: laſſen Sie uns einige von allen Arten nebeneinander ſtellen:

Veränderungen im Körper.

mehr in uns	—	mehr außer uns gedacht.
mich friert		mir iſt kalt
mich ſchwitzt		mir iſt warm
mich ſchaudert		mir ſchwindelt
es ſticht mich (irgendwo)		es thut mir weh
es ſchmerzt mich (irgendwo)		es behagt mir
mich hungert		mir eckelt
mich dürſtet		mir iſt übel
mich ſchläfert		mir iſt wohl.

Veränderungen in der Seele.

mehr in uns	—	mehr außer uns gedacht.
es dünkt mich		es däucht mir
es gemahnet mich		es ahndet mir
es wundert mich		es träumt mir
es verlanget mich		es grauet mir
es ergötzet mich		es beliebt mir
es freuet mich		es gefällt mir
es ſchmerzt mich		es mißfällt mir
es gereuet mich		mir iſt bange
es kränkt mich		es ſcheinet mir
es betrübt mich		es fällt mir ein
es dauert mich		es kömmt mir vor

Frieren, ſchwitzen, dürſten, ſchläfern, iſt etwas, das auf unſern Körper ſehr merklich wirkt, und ſich gleichſam thätig gegen denſelben verhält, da ſich hingegen das bloße Kaltſeyn, Warmſeyn, Uebelſeyn und Wohlſeyn nicht durch ſo merkliche Wirkungen äußert, und ſich gewiſſermaßen unthätig verhält. Eben ſo bezeichnet ſchaudern, ſtechen, ſchmerzen, hungern ſolche Empfindungen, die in und aus unſerm Körper ſelbſt entſtehen, und ihn daher auch ſtärker angreifen; das Schwindeln, Wehthun, Behagen und Eckeln hinge-

hingegen, wird gröſtentheils erſt durch einen äußern Gegenſtand in unſerm Körper hervorgebracht, es dringt nicht in ſeinen innern Zuſammenhang, wie das Stechen, Schmerzen u. ſ. w., ſondern berührt gleichſam nur die Oberfläche deſſelben: es ſticht oder ſchmerzt mich im Finger, ſage ich, wenn das Stechen inwendig im Finger ſelbſt vorgeht; wird er aber nur von außen berührt, und dieſe Berührung verurſacht mir Schmerz, ſo ſage ich, er thut mir weh. Schmerzen und Behagen werden auch von Veränderungen in der Seele gebraucht, obgleich das letztere im eigentlichen Verſtande nur eine angenehme Berührung des Körpers ausdrückt, womit man eine ähnliche Empfindung vergleicht, die von außen her in der Seele erweckt wird, indem man z. B. ſagt, wenn er gelobt wird, das behagt ihm ſehr. Daß ſchläfern ein unperſönliches Redewort iſt, da man doch ſagt, ich ſchlafe, kömmt daher, weil das Schlafen noch einigermaßen, das Schläfern aber gar nicht, von uns abhängt, ſondern vielmehr eine Veränderung in unſerm Körper iſt, wovon wir abhängig, oder welcher wir unterworfen ſind. — Dünken iſt etwas, das ſich mehr in uns ſelber und aus dem vorhergehenden Zuſtande unſrer Seele entwickelt; es bezeichnet eine dunkle Erinnerung oder ein dunkles unwillkührliches Urtheil, deſſen wir uns ſelber noch nicht recht bewußt ſind, indem wir z. B. ſag. , mich dünkt, Sie haben recht, oder mich dünkt, ich habe Sie irgendwo geſehen: wir fällen hier nicht eigentlich das Urtheil, ſondern es iſt beinahe als ob es ſich ſelber fällte, und wir uns leidend dabei verhielten. Däuchten hingegen iſt etwas, das erſt von außen her durch einen

ſinnlichen Gegenſtand in unſrer Seele erweckt wird, indem wir z. B. ſagen, mir däucht, ich höre einen Wagen raſſeln: darum betrachten wir uns bei dünken als das nächſte Ziel, und bei däuchten nur als den Zweck desjenigen, was in unſrer Seele vorgeht; dünken eignet ſich im Innerſten unſrer Seele ſelbſt, und däuchten berührt nur gleichſam die Oberfläche derſelben, weil es erſt durch einen ſinnlichen Gegenſtand hervorgebracht wird. Wenn wir ſagen, ich denke, ſo kömmt es uns vor, als wenn wir über das Denken herrſchen, ſagen wir aber, mich dünkt, ſo iſt es, als ob das Denken über uns herrſchte. — Gemahnen hat viele Aehnlichkeit mit dünken; es gemahnet mich, ſagt man, wenn man ſich bei einer Sache, die man hört oder erfährt, an eine ähnliche erinnert. — Ahnden hat wiederum eine große Aehnlichkeit mit däuchten: däuchten bezeichnet ein dunkles Bewußtſeyn von einer Sache, die jetzt vorgeht, ahnden aber von einer Sache, die künftig erſt vorgehen ſoll, und beides drückt mehr die Art meiner Vorſtellungen in ſich ſelber, als ihre Einwürkung in den Zuſammenhang meiner übrigen Vorſtellungen aus. — Was für ein auffallender Unterſchied iſt dazwiſchen, wenn ich von einer und eben derſelben Sache ſage, ſie däucht mir, ſie ahndet mir, ſie träumt mir, ſie fällt mir ein, und — ſie freuet mich! Wie muß ſich die Vorſtellung von der Sache nicht in mein Innerſtes, in alle meine Gedanken verweben, ehe ſie mich freuen kann; um mir zu däuchten, zu ahnden, zu träumen oder einzufallen, darf dieſe Vorſtellung von der Sache nur die Oberfläche meiner Gedanken berühren. — Wie weit inniger iſt das Streben nach einer Sache, in dem Ausdrucke,

drucke, es verlanget mich, als das Zurückbeben vor derſelben, in den Ausdrücken, mir grauet, und mir iſt bange! — Welch ein Unterſchied, wenn ich von einer und eben derſelben Sache ſage, ſie fällt mir ein, ſcheinet mir ſo, kömmt mir ſo und ſo vor, und — ſie ſchmerzt, kränkt, gereuet oder betrübt mich! — wenn ich ſage, es fällt mir ein, daß mein Freund krank iſt, und — es dauert mich, daß er krank iſt! — es gefällt mir, daß Sie das gethan haben, und — es freuet mich, daß Sie das gethan haben! es beliebt mir, ihm zuzuhören, und — es ergözt mich, ihm zuzuhören! — Welch eine weit innigere und ſtärkere Beziehung auf uns zeigen alle dieſe unperſönlichen Redewörter an, welche wir mit mich oder dem Zielworte verknüpfen, als diejenigen, welche nur mir, oder das Zweckwort, nach ſich haben! Bei den leztern machen wir gleichſam eine Scheidewand zwiſchen uns und den Empfindungen, welche ſie anzeigen; wir geſtatten ihnen keine unmittelbare Einwürkung auf unſer Ich, ſondern betrachten ſie als etwas außer demjenigen, was wir im engſten Verſtande unſer Ich nennen, und als etwas, was blos auf dieſes unſer Ich abzweckt. Bei dem Gefallen z. B. denke ich mir, daß die neuen Vorſtellungen, welche in meine Seele kommen, mit denen, die ſchon darin ſind, blos auf eine ſchickliche Art gleichſam zuſammen fallen, oder ſich an dieſelben hinanfügen; bei dem Freuen hingegen fügen ſich die neuen Vorſtellungen nicht blos an die alten hinan, ſondern ſie fügen ſich gleichſam in dieſelben hinein, indem ſie irgend eine Lücke darin ausfüllen, und auf die Art die Harmonie in dem ganzen Zuſammen-

hange meiner Gedanken befördern. Bei der Freude verwebt ſich die Vorſtellung von einer Sache außer mir in mein Innerſtes; bei dem Gefallen aber denke ich mir die Perſon oder Sache, die mir gefällt, immer noch von mir ſelber abgeſondert, nicht in meine übrigen Vorſtellungen verwebt, ſondern ſich nur an dieſelben hinanfügend. Freuen kann mich etwas noch lange, wenn ich gleich nicht mehr ſo lebhaft daran denke; gefallen aber kann mir etwas nur, ſo lange es gleichſam vor meiner Seele da ſteht, hernach läßt es weiter keine Spur mehr zurück. — Freude, Schmerz, Betrübniß, Reue, entſtehen mehr aus dem Nachdenken über eine Sache, dahingegen Wohlgefallen, Mißfallen, Eckel, Grauen u. ſ. w. mehr durch die äußern ſinnlichen Gegenſtände erregt werden, und alſo auch auf die Art mehr von außen her in die Seele kommen. — Nun giebt es noch einige unperſönliche Redewörter, welche weder eine Veränderung außer uns in der Natur, noch eine Veränderung oder Empfindung in uns ſelber, ſondern gewiſſe Verhältniſſe der Dinge in der Welt, in Anſehung unſrer, bezeichnen, welche ſich, ohne Zuthun einer handelnden Kraft, gleichſam von ſelbſt hervorzubringen ſcheinen. Von denjenigen Verhältniſſen der Dinge, in welchen wir uns gleichſam eine Bewegung auf uns hin denken, betrachten wir uns als das nächſte Ziel, indem wir z. B. ſagen, es kömmt auf mich an: von denjenigen Verhältniſſen aber, worin wir uns mehr eine Ruhe oder einen Zuſtand denken, betrachten wir uns nur als den Zweck, indem wir z. B. ſagen: es ſteht bei mir. Laſſen Sie uns folgende nebeneinander ſtellen:

Es kömmt auf mich an	Es ſteht bei mir
Es geht mich an	Es liegt an mir
Es kömmt an mich	Es iſt an mir
Es ficht mich an	Es glückt mir
Es kömmt mich an	Es fehlet mir
Es betrift mich	Es gilt mir

Eigentlich ſind dieſes größtentheils figürliche Ausdrücke: Es kömmt eine Sache in ihrem Fortgange gleichſam bis an mich heran, nun aber ſteht ſie bei mir ſtille, wenn ich ſie nicht weiter gehen laſſe; ich mache alſo ihren Ausgang zweifelhaft: oder ich bin ein Hinderniß dieſes Ausganges; alsdann bleibt die Sache in ihrem Fortgange gleichſam an mir liegen, oder es liegt an mir, daß ſie nicht vor ſich gehet. — Die Sache geht mich an, heißt, ſie reicht gleichſam bis an mich hinan, oder berührt mich ſo nahe, daß ich mich um dieſelbe zu bekümmern habe. — Wenn ich ſage, es kömmt an mich, und es iſt an mir, ſo denke ich mir unter dem es die Reihe oder die Ordnung, worinn etwas geſchiehet. So lange dieſe Ordnung noch nicht an mich gekommen iſt, denke ich mir dieſelbe als eine Bewegung auf mich hin, und betrachte mich als das Ziel derſelben; iſt ſie aber ſchon an mich gekommen, ſo fällt die Vorſtellung von der Bewegung weg, und ich betrachte mich daher nicht mehr als das Ziel, ſondern als den Zweck derſelben. — Glücken, gelingen, mißlingen, wohlgehn und übelgehn, bezeichnen den Lauf der Dinge außer uns, in ſo fern wir uns als den Zweck derſelben betrachten, weswegen ſie ſich ſo und nicht anders ereignen, daher ſagen wir, es glückt mir, gelingt mir u. ſ. w. — Wenn wir ſagen, was kömmt dich an? oder was ficht dich an? ſo denken wir uns unter

ankommen und anfechten ganz etwas allgemeines, durch deſſen heftige Annäherung an die Perſon wir uns eine auffallende Erſcheinung erklären, die wir an ihr bemerken; ſagen wir aber, was fehlet dir? ſo erklären wir uns dieſe Erſcheinung nicht aus der Annäherung, ſondern aus der Verlaſſung, indem wir uns vorſtellen, daß irgend etwas, welches zu dem gegenwärtigen ruhigem Daſeyn der Perſon gehörte, dieſe plötzlich verläßt oder verlaſſen hat. Von der Annäherung kann ich mich nun wohl als das Ziel denken, aber nicht von der Verlaſſung, denn wie könnte ich wohl das Ziel von dem ſeyn, was mich verläßt? — Wenn mich etwas, das jemand ſagt, betrift, ſo bin ich ſelbſt der eigentliche Gegenſtand der Rede, oder derjenige, wovon geſprochen wird; wenn es aber mir nur gilt, ſo kann die Sache, wovon geſprochen wird, etwas anders ſeyn, ich aber bin der Zweck, weswegen von dieſer Sache geſprochen wird. — Es giebt iſt noch ein unperſönliches Redewort, welches das bloße Daſeyn eines Dinges bezeichnet: man denkt ſich nehmlich dieſes Daſeyn gleichſam als ein Weſen, welches die Dinge hergiebt, und betrachtet daher auch dieſelben als das nächſte Ziel dieſes Gebens, indem man z. B. ſagt, es giebt einen Berg, einen Wald u. ſ. w.: weil aber dieſes Geben nur ganz im figürlichen Verſtande ſtatt findet, ſo kann es zwar ein Zielwort, aber kein Zweckwort nach ſich haben.

Da wir nun den Unterſchied zwiſchen dem nächſten unmittelbaren Ziele, und dem Zweck der Rede hinlänglich kennen gelernt haben, ſo müſſen wir uns jetzt auch den Unterſchied zwiſchen dem zweiten unmittelbaren Ziele, und der Hinanfügung an die Rede, oder zwi-

zwiſchen dem zweiten Zielworte und Nebenworte, in allen Fällen, wo derſelbe ſtatt findet, gehörig zu entwikkeln ſuchen. Weil aber das zweite Zielwort ſowohl als wie das Nebenwort erſt durch ein Fügewort an die Rede geknüpft wird, als:

Grundwort	Redewort	erſtes Zielwort	zweites Zielwort
der Mann	— trug —	die Stäbe	— in das Haus
	Nebenwort auf der Schulter		

ſo müſſen wir in dieſer Rückſicht die Fügewörter, als in, auf, an, u. ſ. w. nacheinander durchgehen, und unterſuchen, in wie fern ſie ein Wort, das ſie nach ſich haben, entweder zum Zielworte oder nur zum Nebenworte machen. Wir müſſen uns hierbei an die Begriffe von Annäherung, Berührung und Verlaſſung zurückerinnern, worunter wir die Fügewörter geordnet haben. Jedes Fügewort hat ein Zielwort nach ſich, wenn ich mir unter demſelben eine Bewegung denke, welche an einen Ort hin gerichtet iſt: ſobald ich mir aber unter dem Fügeworte nur einen Aufenthalt an einem Orte, oder eine Bewegung von einem Orte weg vorſtelle, ſo kann es das nachſtehende Wort auch nur zum Nebenworte machen: denn nur dasjenige, wohin etwas gerichtet iſt, kann ein Ziel deſſelben ſeyn; den Ort, wo irgend etwas befindlich iſt, oder vorgehet, oder woher es kömmt, kann ich mir nie als das Ziel, ſondern nur als einen Nebenumſtand bei der Sache denken. Unter den Fügewörtern, welche eine Verlaſſung anzeigen, als von und aus, muß man ſich

beſtändig eine Bewegung von einem Orte weg denken, dieſe können alſo nie das folgende Wort zum Zielworte machen, denn wenn z. B. Amyntas aus dem dichten Walde kam, ſo war ja der Wald nicht das Ziel, ſondern nur ein zufälliger Nebenumſtand bei ſeinem Kommen, der Ort aber, wohin ſein Kommen gerichtet war, konnte nur das Ziel deſſelben ſeyn. — Unter den Fügewörtern, welche eine Berührung oder Annäherung bezeichnen, kann man ſich größtentheils, ſowohl einen Aufenthalt oder ein Bleiben an einem Orte, als eine Richtung an einen Ort hin, denken. Selbſt bei der Bewegung kann man ſich ein Bleiben oder einen Aufenthalt an einem Orte denken, wo ſie vorgeht, wenn man ſich vorſtellt, daß die Bewegung die Grenzen dieſes Orts nicht überſchreitet; man ſagt z. B. der Fiſch ſchwimmt im Waſſer, ſchwimmen iſt eine Bewegung, aber bei dieſer Bewegung denken wir uns doch ein Bleiben, oder einen Aufenthalt in dem Waſſer, wo ſie vorgeht; denn in Anſehung des Waſſers bleibt ſie immer da, wo ſie iſt, und rückt nicht weiter fort: das ganze Waſſer iſt alſo nicht das Ziel des Schwimmens, wohin daſſelbe gerichtet iſt, ſondern blos der Ort, wo es geſchiehet; ſollte es das Ziel des Schwimmens ſeyn, ſo müßte der Fiſch vom Lande ins Waſſer ſchwimmen können; ein Theil oder eine Gegend im Waſſer aber kann wohl das Ziel des Schwimmens ſeyn. Die Fügewörter nun, in welche man ſich ſowohl die Begriffe von Ort als Ziel hineindenken kann, ſind folgende, die wir nach unſern vorausgeſetzten Begriffen untereinander ſtellen wollen:

	Annäherung	Berührung
des Kopfes	über	auf
der Seite	neben	an
des Fußes	unter	unter
des Geſichtes	vor	vor
des Rückens	hinter	hinter
zweier Seiten	zwiſchen	zwiſchen
aller inwendigen Seiten	in	in

In meiner gröſsern Tabelle von den deutſchen Präpoſitionen oder Fügewörtern, die ich dieſem Briefe beilege, werden Sie unter einem jeden der jetzt angeführten Fügewörter erläuternde Beiſpiele finden, wo man ſich entweder den Begriff von Ort, oder den Begriff von Ziel, in dieſelben hineindenkt. Einige Fügewörter, welche eine Annäherung oder Berührung anzeigen, laſſen ſich gar nicht ohne den Begriff einer Bewegung an einen Ort hin denken, als um, durch, gegen, wider, für, welche daher auch das Wort, welches ſie nach ſich haben, beſtändig zum Zielworte machen. — Ich ſage, die Bäume ſtehen um das Haus, und nicht, um dem Hauſe, weil ich mir die Reihe von Bäumen, die um das Haus ſtehen, nicht auf einmal denken kann, ſondern ſie in meinen Gedanken gleichſam muß fortrücken laſſen, bis ſie das ganze Haus umgeben haben. Denn um iſt ein zuſammengeſetzter Begriff, welcher aus hinter, vor und neben beſteht: ehe ich mir alſo denken kann, daß die Bäume um das Haus ſtehen, muß ich mir vorher erſt nacheinander gedacht haben, daß ſie theils vor dem Hauſe, theils hinter dem Hauſe, und theils neben dem Hauſe ſtehen. Ein Cirkel mag nun gehend oder ſtehend beſchrieben werden, ſo kann ich ihn mit doch nicht auf einmal denken; denn wenn er an ſich noch

ſo ſtille ſteht, ſo muß er ſich doch immer durch meine Vorſtellung bewegen, oder er muß vielmehr erſt in derſelben durch eine Folge mehrerer Begriffe entſtehen. Eine Reihe von Perſonen, die um mich her ſteht, beſchreibt eben ſowohl einen Cirkel, als eine einzelne Perſon, die um mich her geht, indem die Reihe die Bewegung der einzelnen Perſon durch ihre Ausdehnung erſetzt: ob nun gleich dieſe Reihe von Perſonen zugleich vor mir, hinter mir und neben mir ſchon wirklich befindlich iſt, ſo beſchleunigt doch dieſes meine Vorſtellung von dem Cirkel, den ſie beſchreibt, eben ſo wenig, als ob ſie erſt nach und nach dahin kämen, weil ich mir nicht eher denken kann, daß eine Reihe von Perſonen um mich her ſteht, bis ich mir erſt, nicht auf einmal, ſondern eins nach dem andern gedacht habe, daß ſie vor mir, hinter mir und neben mir befindlich ſey, und dieſe Reihe alſo wenigſtens in meinen Gedanken fortrücken laſſe, ob ſie gleich an ſich nicht fortrückt. Eben ſo ſage ich auch, ein Menſch geht den Berg hinauf, und eine Reihe von Menſchen ſteht den Berg hinauf, indem auch hier die Bewegung der einzelnen Perſon durch die Ausdehnung der ganzen Reihe erſetzt wird, und ich dieſe Reihe nun in meinen Gedanken eben ſo wie die einzelne Perſon fortrücken laſſe. Denn ſo wie ſich der Standort einer einzelnen Perſon, die den Berg hinauf geht, alle Augenblicke verändert, ſo verändert ſich ja auch der Standort der ganzen Reihe in jedem Augenblick, indem ich ſie mir denke; das macht, die ganze Reihe findet eigentlich nirgends als in meiner Vorſtellung ſtatt: nun kann ich aber den Begriff von der Reihe auf einmal umfaſſen und feſthalten, weil ſie aus demjenigen beſteht,

ſteht, was die Menſchen, die ich ſehe, Aehnliches unter einander haben, aber den Begriff von dem Standorte der Reihe kann ich nicht ſo mit einemmale umfaſſen und feſthalten, weil es aus demjenigen beſteht, wodurch ſich alle die Menſchen, die ich vor mir ſehe, ſie mögen ſich ſonſt ſo ähnlich ſeyn, wie ſie wollen, voneinander unterſcheiden, und dieſes iſt eben der Ort, den ein jeglicher einnimmt: darum muß ſich der Begriff von dem Standorte der Reihe durch den Begriff von Reihe gleichſam hindurch bewegen, und muß durch dieſe Bewegung demſelben nachgeholfen werden. Sie ſehen alſo hieraus, in wie fern auch ſogar das Wort ſtehen ein Ziel der Bewegung nach ſich haben kann. — Mit dem Fügeworte durch iſt der Begriff von der Bewegung ebenfalls unzertrennlich verknüpft: Durch heißt nehmlich ſo viel als, ſich den inwendigen Seiten eines Dinges allmälig nähernd, oder ſie berührend, und dieſelben zu gleicher Zeit verlaſſend. Eine Sache, welche irgend wo durchgehet, iſt immer noch nicht da, wo ſie ſeyn ſoll, und dasjenige, wodurch ſie gehet, bleibt alſo auch immer das Ziel ihrer Bewegung: ich kann daher wohl ſagen, er ging in dem Walde herum, aber nicht, er ging durch dem Walde, ſondern er ging durch den Wald. Ja ich ſage ſogar, der Balken ſteht durch die Mauer, indem ich ihn, ob er gleich ſtill ſteht, dennoch in meinen Gedanken muß fortrücken laſſen, ſobald ich mir vorſtellen will, daß er wirklich durch die Mauer ſteht. — Die Fügewörter gegen und wider bezeichnen eine Richtung überhaupt, ohne zu beſtimmen, ob ſich dieſelbe in, an oder auf einen Gegenſtand lenkt. Richtung iſt aber ein allgemeiner Begriff, der die Aehnlich-

lichkeiten in ſich faßt, welche alle Bewegungen unter einander haben; denn das haben alle Bewegungen mit einander gemein, daß ſie auf irgend etwas gerichtet ſind. Will ich mir nun auch bei einem bloßen Zuſtande eine Richtung denken, ſo muß ich zugleich den Begriff von Bewegung in denſelben hinein tragen: wenn ich z. B. ſage, daß ein Land gegen Morgen oder gegen Abend liegt, ſo laſſe ich daſſelbe in meinen Gedanken gleichſam forträcken, bis es gerade auf den Fleck trift, wohin ich ihm eine beſtimmte Richtung zuſchrieb, und trage alſo in den Zuſtand des Liegens den Begriff von Bewegung hinein. Die Fügewörter gegen und wider machen ſogar ein Hauptwort zum Ziele des andern, ohne daß ein Redewort dazwiſchen zu ſtehen braucht, indem man ſagt, meine Liebe gegen dich, dein Haß wider mich, weil man ſich in gegen und wider ſchon eine Richtung nach einem Ziele nothwendig denkt, welche ſonſt mit in dem Redeworte liegt. Das Wort Gegenſtand ſelber, welches dasjenige anzeigt, worauf etwas gerichtet iſt, hat man nicht anders als mit dem Fügeworte gegen zuſammenſetzen können. — Zu den Fügewörtern, welche beſtändig das Zielwort nach ſich haben, gehört auch für, das eigentlich mit vor einerlei Bedeutung hat, nur daß man ſich in für immer den Begriff von Bewegung hineindenkt, und es alsdann auf mancherlei Weiſe in figürlichem Verſtande gebraucht, indem es bald ſo viel ausdrückt, als an jemandes Stelle, bald zu jemandes Nutzen und Gebrauch, u. ſ. w. Thut nun jemand etwas an meiner Stelle, ſo thut er es ja, indem er ſich gleichſam vor mich hinſtellt, ſo daß man ihn, und nicht mich bemerkt: dies vor mich hin,

hin, drücken wir aber aus durch für mich, und ſagen z. B. es bittet jemand für mich, das heißt, er bittet an meiner Stelle; es kann aber auch heißen, er bittet zu meinem Nutzen oder zu meinem Beſten, und dann drückt für ſo viel aus, als die Handlung ſeines Bittens kömmt gleichſam vor mich hin, ſo daß ich das nächſte Ziel derſelben werde. Sage ich, das Geſchenk iſt für dich, ſo heißt dies ſo viel, als es kömmt vor dich hin, ſo daß du das nächſte Ziel deſſelben biſt. Ich thue etwas für mich, heißt, ich thue es auf eine ſolche Weiſe, daß es gleichſam wieder vor mich ſelber hin kömmt, oder der Nutzen davon auf mich ſelbſt zurückfällt; es kann aber auch heißen, ich thue es auf meinen eignen Antrieb, indem ich mich gleichſam vor mich ſelber, und nicht vor einen andern hinſtelle: dieſen letztern Unterſchied aber lehrt nur der Zuſammenhang. Hieraus werden Sie ſich hinlänglich erklären können, weswegen für beſtändig ein Zielwort nach ſich hat, und in wie fern es von vor unterſchieden iſt: nur dieſes bemerken Sie ſich noch, ſobald ich vor nicht im figürlichen ſondern im eigentlichen Verſtande brauche, wird es nicht in für verwandelt, wenn ich mir gleich eine Bewegung hineindenke, darum ſage ich z. B. ich gehe vor das Thor, er ſtellt ſich vor mich hin u. ſ. w. — Wir haben ſchon geſehn, daß diejenigen Fügewörter, welche eine Veranlaſſung anzeigen, als von und aus, ihrer Natur nach kein Zielwort nach ſich haben können; eben dieſes gilt alſo auch von ſeit und außer, die von von und aus abgeleitet ſind; ſeit heißt nehmlich ſo viel als, von einer Zeit an, und außer heißt eben ſo viel als aus, nur daß man ſich den Begriff der Bewegung nicht hin-

ein-

eindenkt, indem man z. B. ſagt, er iſt außer der Stadt, und ſich vorſtellt, daß die Bewegung aus der Stadt heraus, ſchon ihre Endſchaft erreicht habe. Seit und außer können alſo nur ein Nebenwort nach ſich haben, und ich kann nie ſagen, ſeit die Zeit, oder außer das Land, ſondern ſeit der Zeit und außer dem Lande. — Nach und zu ſind zwei Fügewörter, welche eben ſo wie gegen und wider, blos eine Richtung auf einen Gegenſtand im Allgemeinen anzeigen, ohne zu beſtimmen, ob ſich dieſelbe in, an oder auf denſelben lenkt: aber wie kömmt es denn, daß dieſe Fügewörter demohngeachtet kein Zielwort nach ſich haben, ſondern daß ich ſage, ich gehe nach der Kirche, und ich komme zu dir? Die Perſon z. B., zu der ich komme, iſt doch gewiß keine Nebenſache, ſondern das wirkliche Ziel meines Kommens: Freilich iſt ſie das Ziel des Kommens, und was noch mehr iſt, auch der Zweck deſſelben, und dieſer Zweck iſt es eben, welcher nach den Fügewörtern nach und zu ausgedrückt wird, die alſo ihrer Natur nach ein Zweckwort nach ſich haben müſſen. Daß das Fügewort zu immer das Abſichtliche bei einer Handlung bezeichnen hilft, werden Sie aus folgendem Beiſpiele ſehen: ich gehe in die Kirche kann ich ſagen, wenn ich ſie etwa nur beſehen will, oder zufälligerweiſe hineingehe; ich gehe zu der Kirche, aber ſage ich nur, wenn ich mit der Abſicht hingehe, dem Gottesdienſte beizuwohnen: auch bei der Frage, wozu? denkt man ſich immer ſo viel, als, zu welchem Endzweck? und das Wort Zweck ſelbſt ſcheint vermittelſt des Fügeworts zu gebildet zu ſeyn. Ich komme an dich oder gegen dich, bezeichnet eine zufällige Richtung, aber, ich

komme

komme zu dir, bezeichnet eine zweckmäßige, absichtliche Richtung meines Kommens auf die Person. Nach, welches aus nahe zusammengezogen ist, bezeichnet ebenfalls eine absichtliche Richtung auf einen Gegenstand; und ich gehe nach der Kirche, heißt so viel als, ich gehe, um der Kirche nahe zu kommen; ich gehe gegen die Kirche, würde blos eine zufällige Richtung meines Gehens auf die Kirche anzeigen, die ich etwa nur eine Zeitlang zum Ziele meines Gehens machte, um mich nicht zu verirren. Ich gehe nach der Kirche, muß ich eigentlich so lange sagen, bis ich ihr so nahe wie möglich gekommen bin, dann kann ich erst sagen ich gehe in die Kirche. — Gegenüber und entgegen sind zusammengezogene Fügewörter, und machen ebenfalls gewissermaßen das folgende Wort zum Zweckworte. Gegenüber hat mehr den Ort, wo eine Person oder eine Sache befindlich ist, als die Person oder Sache selbst zum Ziele. Ich stelle mich gegen dich, heißt, du selber bist jetzt das Ziel der Richtung, welche ich nehme, ich stelle mich dir gegenüber, heißt, der Ort, wo du stehest, ist jetzt das Ziel meiner Richtung, und du bist der Zweck derselben. Entgegen hat mehr den Weg, den eine Person herkömmt, als die Person selber zum Ziele: ich gehe dir entgegen, heißt, der Weg, welchen du nimmst, ist das nächste Ziel meines Gehens, du aber bist der Zweck desselben. Daß man gegenüber, und nicht z. B. gegenneben sagt, scheinet daher zu kommen, weil man sich die Sache mahlerisch vorstellt, indem man sich zuerst sieht, und also auf denjenigen, dem man gegenüber sitzt, gleichsam so herunter blickt, als ob man wirklich über ihn säße, und sich den

Gegenüberſitzenden wiederum eben ſo vorſtellt, daß er gleichſam auf uns herunter blickt, als ob er über uns ſäße. — Mit, nebſt und ohne ſind noch drei Fügewörter, welche ſehr nahe an die Bindewörter gränzen, indem ſie nicht nur ein Wort, ſondern zugleich mit demſelben eine ganze ausgelaßne Rede an die andre fügen. Denn wenn ich ſage, ich gehe mit meinem Bruder ſpatzieren, ſo drückt mit hier doch ganz etwas anders aus, als z. B. das Fügewort in, wenn ich ſage, ich gehe in dem Walde ſpatzieren. In dem letztern Falle denke ich mir blos, daß ich ſpatzieren gehe, und nicht, daß auch der Wald ſpatzieren geht; in dem erſtern Falle aber denke ich mir nicht blos, daß ich ſpatzieren gehe, ſondern daß auch mein Bruder ſpatzieren geht. Das Fügewort mit knüpft alſo ein Wort ſo nahe an das andre, daß es in Anſehung des Redeworts gleichſam in eins verwandelt wird, indem die Rede ſowohl von dem einen als von dem andern gilt. In dieſer Rückſicht hat es viele Aehnlichkeit mit und, ſo daß es beinahe einerlei iſt, wenn ich ſage, ich und mein Bruder, wir gingen beide ſpatzieren, oder, ich ging mit meinem Bruder ſpatzieren, nur daß mit weit ſtärker verknüpft, als das Bindewort und, indem es ſo viel ausdrückt, daß ich und mein Bruder gerade zu gleicher Zeit, und an gleichem Orte ſpatzieren gehen, beinahe, als ob wir eine Perſon wären. Zwiſchen neben, nebſt und mit findet eine artige Stuffenfolge ſtatt: Sage ich, mein Bruder ſteht neben mir, ſo brauche ich nicht zu ſtehen, ſondern kann liegen oder ſitzen, und wenn ich ſtehe, ſo iſt dies blos etwas Zufälliges; ſage ich aber, mein Bruder ſteht nebſt mir, ſo iſt es nothwendig, daß

ich

ich auch stehe, weil das Fügewort nebst mich so sehr mit meinem Bruder verknüpft, daß ich alles das auch von mir selber behaupten muß, was ich von ihm behaupte; sage ich nun aber, mein Bruder steht mit mir, so denke ich mich und ihn beinahe wie eine Person, und sein Stehen sowohl als das meinige stelle ich mir wie die Handlung oder den Zustand eines einzigen Menschen vor. Mit drückt also gewissermaßen den allerstärksten Grad der Annäherung oder Berührung aus, wodurch ein Ding dem andern gleichsam einverleibt wird: daher sagen wir auch, ich schneide mit dem Messer, indem wir das Messer unsrer Hand gleichsam einverleiben, und eben so damit handeln, als ob es wirklich ein Glied wäre, daß zu unserm Körper gehörte. Nebst hat nicht völlig eine solche einverleibende Kraft, darum kann ich nicht sagen, ich schneide nebst dem Messer, weil das Messer an und für sich nicht schneiden kann. Nebst drückt nur so viel aus, daß ich mit jemanden einerlei Handlung verrichte, mit aber bezeichnet so viel, daß ich eine einzige Handlung mit jemanden unternehme. Nebst und mit machen daher ihr nachstehendes Wort mehr mit zum Grund der Rede, als zur Hinanfügung an dieselbe, demohngeachtet aber bekömmt es die Endigung des Nebenworts, weil es doch eigentlich weder Ziel noch Zweck der Rede ist: allein wir müssen es wenigstens eine Hinanfügung an das Grundwort nennen, weil die Rede wiederum eine ganz andre Hinanfügung haben kann, wie in folgender Darstellung:

Grund	Rede	Grund	Rede	Ziel
mein Bruder	— ſteht	mein Bruder	— geht	— in den Wald.
Hinanfü-	Hinanfü-	Hinanfü-	Hinanfü-	
gung	gung	gung	gung	
nebſt	auf	mit	bei	
mir	dem Hügel.	mir	frühem Morgen.	

Es ſtellt ſich jemand neben mich, kann ich wohl ſagen, aber nicht, er ſtellt ſich nebſt mich, oder mit mich, weil nebſt und mit mich ſchon ſo nahe mit der Perſon, die ſich irgend wohin ſtellt, verknüpfen, daß ich auf keine Weiſe mehr das Ziel ihres Hinſtellens ſeyn kann, ſondern mich ſelber mit ihr nach irgend einem andern Ziele hinſtellen muß. Hieraus werden Sie deutlich genug einſehen, weswegen nebſt und mit nie ein Zielwort nach ſich haben können. — Man ſagt nicht gern, ich ſtelle mich bei dich, ſondern ſtatt deſſen lieber, ich ſtelle mich neben dich; auch nicht, ich komme bei dich, ſondern ſtatt deſſen, ich komme zu dir. — Ohne zeigt die Ausſchließung oder Hinwegdenkung desjenigen an, was man ſich vorher als einem Dinge einverleibt gedacht hat, und ſcheint ebenfalls zwei Reden in eine zu verkürzen, indem es die eine ſo unmerklich an die andre hinanfügt, daß ſie mit ihr gleichſam eins wird. Anſtatt, ich beſuchte ihn, und kannte ihn nicht, ſagt man, ich beſuchte ihn, ohne ihn zu kennen; und anſtatt, ich gehe ſpazieren, und habe meinen Bruder nicht bei mir, oder ich gehe ſpazieren, ohne meinen Bruder bei mir zu haben, ſagt man, ich gehe ohne meinen Bruder ſpazieren, und läßt alſo die Rede aus, welche durch ohne an die vorhergehende Rede hinanfügt, oder vielmehr durch daſſelbe aufgehoben wird. Eine ſolche ausgelaßne zweite Rede muß man ſich bei ohne beſtän-

dig denken, weil es vermöge seiner Natur immer eine Rede aufheben muß; dächte man sich also bei ohne nur eine Rede, so hätte man nichts gesagt, weil eben diese Rede durch ohne wieder aufgehoben würde. Allein diese zweite Rede, welche man sich bei ohne denkt, wird sehr oft ausgelassen, wenn sie sich gleichsam schon von selbst versteht, als, er nahm Abschied ohne Thränen (zu vergießen), ich thue es ohne dich (zu fragen), zehn Personen ohne die Kinder (zu rechnen): das Zeitwort aber, welches in diesen Fällen immer nach ohne steht, rührt nicht von ohne, sondern von der ausgelaßnen Rede her; weil aber beständig bei ohne eine solche Rede ausgelassen ist, so muß es nothwendig ein Zeitwort nach sich haben. Ohne ist eins der schwersten Wörter, seine innre Natur zu erklären: in den Zusätzen zu meinen Briefen vom Unterschiede des Akkusativs und Dativs habe ich vieles über dieses Wort sowohl, als über mehrere Dinge die Sprache betreffend, gesagt, welches alles hier zu wiederholen zu weitläuftig seyn würde, und weswegen ich Sie also auf diese kleine Schrift selbst verweisen muß. Nur bemerken Sie sich noch dieses, daß ohnedem und ohngeachtet einmal so allgemein angenommen sind, daß es zu auffallend seyn würde, wenn man schreiben wollte, ohnedas und dessenohngeachtet. — Nun giebt es noch einige zusammengesetzte Fügewörter, welche größtentheils aus einem Fügeworte und einem Hauptworte bestehen, und eben daher auch füglich ein Erklärungswort dieses Hauptwortes nach sich haben können, als anstatt des Mannes, vermittelst der Feder, diesseits des Flusses, während der Zeit, wegen der Sache, welches so viel heißt, als, an der

Stelle des Mannes, durch das Mittel der Feder, an dieſer Seite des Flusſes, in der Dauer der Zeit, und in Erwägung oder Anſehung der Sache. Laſſen Sie uns nun noch einmal die Fügewörter nach dem Worte, welch ſie jedesmal nach ſich haben, untereinander ſtellen:

Fügewörter mit dem Ziel- und Nebenworte.
an, über, neben, an, unter,
auf, hinter, zwiſchen, in.

Fügewörter mit dem Zielworte allein
am, durch, für, gegen, wider, ohne.

Fügewörter mit dem Nebenworte allein
von, aus, außer, ſeit, mit, nebſt, bei.

Fügewörter mit dem Zweckworte.
nach, zu, gegenüber, entgegen.

Fügewörter mit dem Erklärungsworte.
anſtatt, vermittelſt, dieſſeits, während, wegen.

Nun bemerken Sie ſich noch, daß ein Fügewort oft die Endigung des Nebenworts oder Zweckworts, vor dem es ſteht, annehmen kann, wenn der, die oder das ausgelaſſen iſt, als vom Baume, anſtatt von dem Baume, zur Belohnung, anſtatt zu der Belohnung, und am Himmel, anſtatt an dem Himmel. Iſt aber der, die oder das nicht der Verkürzung wegen, ſondern ohnedem ſchon mit Fleiß ausgelaſſen, weil ich eine Sache nicht genau beſtimmen will, ſo bleibt auch das Fügewort unverändert, als wenn ich ſage, ein Dach von Stroh; ſagte ich ein Dach vom Stroh, ſo wäre es, als ob ich gerade den Haufen von Stroh bezeichnen wollte, woraus das Dach gemacht wäre: ſtünde aber vor Stroh ein Eigenſchaftswort, ſo müßte dieſes die Endigung des Nebenworts annehmen, weil es gleichſam

die

Präpoſitio

end.

	Nach der Annäherung.
Als den C	von.
luf ſeiner Sch	Von ſeinem Haupte wurde
e Laſt einer Kr	der Lorbeerkranz geriſſen.

	Nach der Annäherung.
Als den C	von.
n ſeiner Hüft	Sein Freund ging von
in Schwerdt.	ihm.

	Nach der Annäherung.
Als den O	uneer weg.
nter meinen	Unter der Falle lief die
ankte der Bod	Maus weg.

	Nach der Annäherung.
Als den O	vor weg.
or dem Geſicht	Vor dem Tiſche trat er
ne Maske.	weg.

	Nach der Annäherung.
Als den O	hinter weg.
inter dem Bu	Hinter mir ging mein
r Titel.	Begleiter weg.

	Nach der Annäherung.
Als den O	zwiſchen hervor.
viſchen den Kla	Zwiſchen ſeinen Feinden
r Adler die Be	trat er hervor.

	Nach der Annäherung.

Stelle des Mannes, durch das Mittel der Feder, an dieser Seite des Flusses, in der Dauer der Zeit, und in Erwägung oder Ansehung der Sache. Lassen Sie uns nun noch einmal die Fügewörter nach dem Worte, welch sie jedesmal nach sich haben, untereinander stellen:

Fügerter mit dem Ziel- und Nebenworte.
ar über, neben, an, unter,
y hinter, zwischen, in.

Fügewörter mit dem Zielworte allein
am, durch, für, gegen, wider, ohne.

Fügewörter mit dem Nebenworte allein
von, aus, außer, seit, mit, nebst, bei.

Fügewörter mit dem Zweckworte.
nach, zu, gegenüber, entgegen.

Fügewörter mit dem Erklärungsworte.
anstatt, vermittelst, diesseits, während, wegen.

Nun bemerken Sie sich noch, daß ein Fügewort e oft die Endigung des Nebenworts oder Zweckworts, vor dem es steht, annehmen kann, wenn der, die oder das ausgelassen ist, als vom Baume, anstatt von dem Baume, zur Belohnung, anstatt zu der Belohnung, und am Himmel, anstatt an dem Himmel. Ist aber der, die oder das nicht der Verkürzung wegen, sondern ohnedem schon mit Fleiß ausgelassen, weil ich eine Sache nicht genau bestimmen will, so bleibt auch das Fügewort unverändert, als wenn ich sage, ein Dach von Stroh; sagte ich ein Dach vom Stroh, so wäre es, als ob ich gerade den Haufen von Stroh bezeichnen wollte, woraus das Dach gemacht wäre: stünde aber vor Stroh ein Eigenschaftswort, so müßte dieses die Endigung des Nebenworts annehmen, weil es gleichsam

die

Präpositio

end.

Als den O uf seiner Sch e Last einer Kr	Nach der Annäherung. von. Von seinem Haupte wurde der Lorbeerkranz gerissen.
Als den O n seiner Hüft in Schwerdt.	Nach der Annäherung. von. Sein Freund ging von ihm.
Als den O nter meinen ankte der Bod	Nach der Annäherung. uneer weg. Unter der Falle lief die Maus weg.
Als den O or dem Gesicht ne Maske.	Nach der Annäherung. vor weg. Vor dem Tische trat er weg.
Als den O inter dem Bu r Titel.	Nach der Annäherung. hinter weg. Hinter mir ging mein Begleiter weg.
Als den O wischen den Kla r Adler die Be	Nach der Annäherung. zwischen hervor. Zwischen seinen Feinden trat er hervor.
	Nach der Annäherung

Stelle des Mannes, durch das Mittel der Feder, an dieſer Seite des Fluſſes, in der Dauer der Zeit, und in Erwägung oder Anſehung der Sache. Laſſen Sie uns nun noch einmal die Fügewörter nach dem Worte, welch ſie jedesmal nach ſich haben, untereinander ſtellen:

Fügewörter mit dem Ziel- und Nebenworte.
ab über, neben, an, unter,
auf hinter, zwiſchen, in.

Fügewörter mit dem Zielworte allein
am, durch, für, gegen, wider, ohne.

Fügewörter mit dem Nebenworte allein
von, aus, außer, ſeit, mit, nebſt, bei.

Fügewörter mit dem Zweckworte.
nach, zu, gegenüber, entgegen.

Fügewörter mit dem Erklärungsworte.
anſtatt, vermittelſt, dieſſeits, während, wegen.

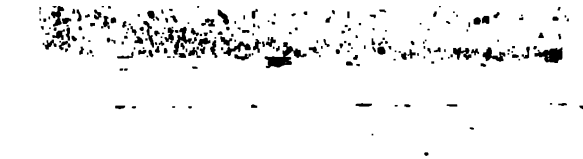
Nun bemerken Sie ſich noch, daß ein Fügewort oft die Endigung des Nebenworts oder Zweckworts, vor dem es ſteht, annehmen kann, wenn der, die oder das ausgelaſſen iſt, als vom Baume, anſtatt von dem Baume, zur Belohnung, anſtatt zu der Belohnung, und am Himmel, anſtatt an dem Himmel. Iſt aber der, die oder das nicht der Verkürzung wegen, ſondern ohnedem ſchon mit Fleiß ausgelaſſen, weil ich eine Sache nicht genau beſtimmen will, ſo bleibt auch das Fügewort unverändert, als wenn ich ſage, ein Dach von Stroh; ſagte ich ein Dach vom Stroh, ſo wäre es, als ob ich gerade den Haufen von Stroh bezeichnen wollte, woraus das Dach gemacht wäre: ſtünde aber vor Stroh ein Eigenſchaftswort, ſo müßte dieſes die Endigung des Nebenworts annehmen, weil es gleichſam

die

Präpositio

end.

Als den O uf seiner Sch e Last einer Kr	Nach der Annäherung. von. Von seinem Haupte wurde der Lorbeerkranz gerissen.
Als den O n seiner Hüft in Schwerdt.	Nach der Annäherung. von. Sein Freund ging von ihm.
Als den O nter meinen ankte der Bod	Nach der Annäherung. uneer weg. Unter der Falle lief die Maus weg.
Als den O or dem Gesicht ne Maske.	Nach der Annäherung. vor weg. Vor dem Tische trat er weg.
Als den O inter dem Bu r Titel.	Nach der Annäherung. hinter weg. Hinter mir ging mein Begleiter weg.
Als den O wischen den Kla r Adler die Be	Nach der Annäherung. zwischen hervor. Zwischen seinen Feinden trat er hervor.
	Nach der Annäherung



die Stelle des dem, oder des Beſtimmungswortes vertritt, und ich müßte z. B. ſagen, ein Dach von dürrem Stroh. Sobald aber vor dem Eigenſchaftsworte noch der, die oder das ſteht, ſo vertauſcht es die Endigung des Zweckworts, Nebenworts und Erklärungsworts mit dem biegſamern n, und ich ſage, dem guten Manne, und des guten Mannes; nicht etwa dem guten Manne, denn einmal darf der bezeichnende Buchſtabe nur ſtehn, um anzuzeigen, ob ein Wort das Zielwort, Zweckwort oder Erklärungswort iſt. — Auf meiner Tabelle von den Fügewörtern, die ich Ihnen hier beilege, werden Sie nur die eigentlichen Fügewörter, ihrer wahren, innern Bedeutung nach, geordnet, und durch Beiſpiele erläutert finden. Den zuſammengeſetzten Fügewörtern, und denjenigen, welche ſchon an die Bindewörter gränzen, als mit und ohne, läßt ſich unter den übrigen nicht füglich ein Platz anweiſen. Die Verlaſſung iſt in unſrer Sprache durch die Fügewörter am mangelhafteſten bezeichnet, dieſer Mangel mußte alſo durch Umſchreibungen und Zuſammenſetzungen mit weg, ab u. ſ. w. ſo gut wie möglich erſetzt werden. Meine erläuternden Beiſpiele ſind nur von körperlichen Gegenſtänden, als den leichteſten und natürlichſten Erklärungen der Fügewörter hergenommen, und enthalten daher nur die eigentlichen und nicht die figürlichen Bedeutungen derſelben, welche ſich aber aus den eigentlichen Bedeutungen ſehr leicht ſchlieſſen laſſen.

Da wir nun alle Fälle werden durchgegangen ſeyn, worin ſich das Nennwort nach dem Redeworte fügen muß, ſo wollen wir jetzt das Blatt umwenden, und unterſuchen, in wie fern ſich wiederum das Redewort ſelbſt

nach dem Nennworte richten, und ſich in den Zuſammenhang der Rede, und in den Zuſammenhang unſrer Begriffe fügen muß? — In Anſehung des Nennworts richtet ſich das Redewort blos nach dem Grundworte, weil dieſes in der Rede das herrſchende iſt, und von ihm die Rede ausgeht, auch alles übrige ſich an ihm feſthält, wie der Cirkel an ſeinem Mittelpunkte.

Die Fügen des Redeworts, wodurch es ſich nach dem Wundworte richtet, ſind in der einfachen Zahl die Buchſtaben e, ſt und t, und in der mehrfachen n und t, indem wir z. B. ſagen ich liebe, du liebeſt, er liebet, wir lieben, ihr liebet, ſie lieben. Sage ich, du liebeſt, ſo verſtärkt das ſt gleichſam meine Vorſtellung von der Handlung des Liebens, durch die Bezeichnung ihrer Wirklichkeit, indem ich mir eine Perſon dabei vorſtelle, die ich anrede, und die wirklich der Urheber dieſer Handlung iſt, wovon ich rede, ſo daß ich die Perſon und die Handlung nicht voneinander trennen kann. Sobald ich mir aber in der Rede die Wirklichkeit von der Handlung hinwegdenke, fällt auch das ſt weg, und ich ſage, im befehlenden Tone, liebe du, und nicht liebeſt du, weil die Handlung des Liebens durch meinen Befehl erſt wirklich werden ſoll, aber es noch nicht iſt; ſo ſage ich, du giebſt, aber im befehlenden Tone, wo das Geben noch nicht wirklich geſchieht, ſage ich, gieb! Sage ich nun, er liebet, ſo bezeichnet das t ebenfalls eine Wirklichkeit der Handlung, aber nicht mit ſolchem Nachdruck, wie das ſt, weil ich hier keine Perſon anrede, ſondern nur von einer Perſon rede, die der Grund desjenigen iſt, was ich rede, und die ich gleichſam in einem ſchwächern Lichte betrachte, als

die

die Perſon, welche ich anrede. Denke ich mir aber die Wirklichkeit von der Handlung hinweg, und wünſche ich z. B. blos, daß dieſelbe geſchehen möchte, ſo fällt auch hier das nachdrucksvolle t weg, und ich ſage anſtatt, er geht oder er kömmt, blos er gehe! oder er komme! Daß aber ſt oder t die Wirklichkeit bezeichnen, ſcheint daher zu kommen, weil ſie verurſachen, daß die Stimme länger auf dem Worte ruhet, und am Ende gleichſam noch einen gewiſſen Stoß oder einen Nachdruck darauf ſetzt. Wenn wir aber von uns ſelber reden, ſo ſcheinet es, als ob wir es für überflüßig halten, die Wirklichkeit desjenigen, was wir von uns ſelber reden, oder deſſen wir uns ſelbſt ſchon hinlänglich bewußt ſind, noch beſonders zu bezeichnen; daher ſagen wir, ich liebe, indem wir blos ein e hinzuſetzen, oder von lieben das n wegwerfen, wodurch ſonſt eigentlich die Wirklichkeit aufgehoben wird; denn wenn ich ſage, das Lieben, oder zu lieben, ſo nenne ich beinahe blos den Nahmen einer Handlung, ohne mir dabei vorzuſtellen, daß ſie wirklich geſchiehet. Demohngeachtet aber heißt es nun in der mehrfachen Zahl, wir lieben, ihr liebet und ſie lieben: eigentlich ſollte es heißen, wir liebent, und ſie lebent, wie man es auch in alten deutſchen Schriftſtellern findet, allein wir haben ſchon bemerkt, daß der Begriff von der Mehrheit gern die übrigen Begriffe zu verdrängen pflegt, und das iſt auch hier der Fall; weil die Handlung nicht einer einzigen Perſon, ſondern mehrern zugeſchrieben wird, ſo denkt man ſich auch ihre Wirklichkeit nicht ſo genau und beſtimmt, als ob ſie nur einer einzigen Perſon wirklich zugeſchrieben würde. Allein bei der Anrede wird auch in

der mehrfachen, eben so wie in der einfachen Zahl, der stärkste Nachdruck auf das Redewort gesetzt, und es heißt, ihr liebet. Auf die Weise haben wir gesehen, wie sich das Redewort nicht nur nach dem Grundworte richtet, sondern sich zugleich als gewiß oder ungewiß, als wirklich oder nicht wirklich, in den Zusammenhang unsrer übrigen Vorstellungen fügt. — Da sich aber alle unsre Vorstellungen an dem Begriffe von der Zeit fest halten müssen, so muß sich das Redewort auch nach diesem Begriffe fügen. Dieses thut es nun, indem sich, um die Vergangenheit zu bezeichnen, noch ein t zwischen das b und e einschiebt, so daß es heißt, ich liebte, du liebtest, u. s. w. Um das Vergangne zu bezeichnen, muß die Stimme gleichsam einen Aufenthalt finden, und darf nicht so schnell von dem b als von dem letzten Buchstaben des eigentlichen Worts, zu dem angehängten e, st u. s. w. hinüber gehen, als wenn die gegenwärtige Zeit ausgedrückt werden soll: denn der Begriff von der Vergangenheit schiebt sich gleichsam zwischen die Vorstellung von der Handlung und von ihrer Wirklichkeit hinein, weil das Vergangne doch eigentlich jetzt nicht mehr wirklich ist; darum fällt auch, wenn ich nur von einer Person rede, das Zeichen der Wirklichkeit wieder weg, und es heißt nicht er liebtet, sondern er liebte. Allein unsre Sprache bezeichnet die Vergangenheit auch auf eine andre Art, die zwar nicht so künstlich und so regelmäßig, als die vorhergehende ist, aber weit natürlicher und ausdruckvoller zu seyn scheinet. Sie verwandelt nehmlich, um die Vergangenheit zu bezeichnen, den höhern Vokal gewöhnlich in den tiefern, als, ich singe, ich sang; ich fließe, ich floß; ich grabe, ich grub,

grub, u. ſ. w. Hiebei werden Sie ſich an das zurückerinnern, was ich ſchon in einem meiner vorigen Briefe über unſre Vorſtellung von der Vergangenheit geſagt habe: ſie verhält ſich nehmlich, in unſrer Vorſtellung, zu der Gegenwart, wie die entfernte, gedämpfte Muſik zu der tönenden und rauſchenden, wie die Dämmrung zu dem Lichte — und wie bedeutungsvoll wird dieſes durch die Verwandlung des höhern Vokals in den tiefern ausgedrückt! Freilich wird auch zuweilen der tiefere Vokal in einen höhern verwandelt, indem unſre Sprache die Vergangenheit bezeichnet, als, ich blaſe, ich blies; ich gehe, ich ging: allein hieran mag wohl eine übertriebne Verfeinerung der Sprache ſchuld ſeyn; und daß die Verwandlung des höhern Vokals in den tiefern natürlicher iſt, ſieht man auch daraus, weil die Sprache des gemeinen Volks ſich wieder dahin neigt, indem man unter demſelben weit öfter hört, ich bluß, und ich gung, als, ich bließ, und ich ging. Dieſe übertriebne Verfeinerung der Sprache macht, daß ſie immer mehr und mehr von ihrer bedeutenden Kraft verliert: ſo vertauſcht man z. B. ſchon das nachdrucksvolle erſcholl mit dem matten und regelmäßigen erſchallte, und eben ſo macht man es in mehrern Fällen. Nun iſt es merkwürdig, daß man dasjenige, was nicht wirklich iſt, ebenfalls beinahe ſo wie die Vergangenheit bezeichnet, indem man z. B. ſagt, ich liebte dich, wenn du es verdienteſt. Weil nehmlich die Vergangenheit jezt auch nicht mehr wirklich iſt, ſo hat man ſich das gar nicht Wirkliche, und das jezt nicht Wirkliche beinahe auf einerlei Art gedacht und bezeichnet. Bei den Redewörtern aber, wo der höhere Vokal zu einen tiefern

fern herabgeſtimmt wird, um die Vergangenheit zu bezeichnen, als, ich trage, ich trug, unterſcheidet man das gar nicht Wirkliche von dem nicht mehr Wirklichen, indem man den tiefern Vokal wiederum gleichſam zu einem halben, ſchwankenden Tone ſtimmt, und ſagt z. B. ich trüge deine Bürde, wenn ſie mir nicht zu ſchwer wäre. Denn ä, ö und ü ſind gleichſam unter den Vokalen das, was in der Muſik die halben Töne ſind, darum ſind ſie am ſchicklichſten, das Schwankende, Ungewiſſe, und nicht Wirkliche bei den Redewörtern zu bezeichnen. Wir ſagen daher, ich ſang, ich flog, ich trug, um etwas anzuzeigen, das nicht mehr wirklich iſt; und ich ſänge, ich flöge, ich trüge, um etwas anzuzeigen, das gar nicht wirklich, ſondern nur möglich iſt. — Allein wenn ich z. B. ſage, ich ſang, ſo denke ich mir die Handlung meines Singens als vergangen, und doch als unvollendet; ich ſtelle mir vor, daß ſie noch fortdauerte, indeß etwas anders anging, als ich ſang ein tröſtend Lied, da verſchwand mein Kummer, u. ſ. w. Es wird uns ſchwer, wenn wir uns irgend etwas als ganz vollendet, oder als ganz vergangen denken wollen, weil die Folge der Dinge in der Welt einen ſo feſten Zuſammenhang hat, wie die Glieder einer Kette, wo ſich immer eins in das andre ſchließt, und wo man ſich alſo nicht gut eins ohne das andre denken kann. So müſſen ſich unſre Vorſtellungen von dem Entfernteren auch an den Vorſtellungen von dem Nähern und Gegenwärtigen feſthalten, wenn die Kette unſrer Gedanken nicht zerreißen ſoll. In unſrer Seele verdrängt ein Bild nicht plötzlich das andre, ſondern ſchiebt ſich ihm allmälig vor, und fügt ſich zu-

gleich

gleich an daſſelbe hinan, wie Sie dies ſelbſt bemerken können, wenn Sie unſre Idylle noch einmal in dieſer Rückſicht durchleſen. Weil es nun, wegen des genauern Zuſammenhanges der aufeinanderfolgenden Dinge, am allernatürlichſten iſt, ſich das Vergangne nicht als vollendet, ſondern in Anſehung desjenigen, was darauf folgt, noch als fortdauernd zu denken, ſo bezeichnet unſre Sprache die Vergangenheit auch blos auf dieſe Art unmittelbar. Wollen wir uns aber demohngeachtet das Vergangne als ganz vollendet denken, ſo müſſen wir dieſes mittelbar thun, indem wir zu den Begriffen von ſeyn oder haben unſre Zuflucht nehmen, das wir uns vorher als gegenwärtig gedacht haben müſſen, um zu dem Begriffe von der gänzlichen Vergangenheit zu gelangen. — Sie werden ſich hierbei an das zurückerinnern, was ich Ihnen ſchon in einem meiner vorigen Briefe hierüber geſagt habe; allein ich werde Sie jetzt demohngeachtet nicht von Perfektum und Plusquamperfektum unterhalten, wie ich Ihnen damals drohete, eben ſo wenig, wie Sie von Akkuſativ und Dativ weiter etwas von mir gehört haben, womit ich Ihnen doch auch einmal gedrohet habe. — Um uns alſo die gänzliche Vergangenheit, z. B. der Handlungen des Lebens und des Gehens zu denken, ſagen wir, ich habe geliebt, und ich bin gegangen. Durch haben bezeichnen wir ſonſt dasjenige, was außer uns iſt, und was wir nur mit in den Kreis unſers Daſeyns ziehen; durch ſeyn aber was in uns iſt, und was mit zu unſerm Weſen gehört, indem wir z. B. ſagen, ich habe ein Kleinod, und, ich bin ein Menſch: eben ſo ſagen wir auch, ich habe geliebt, und, ich bin gegangen, indem wir uns lieben

als

als eine Handlung vorſtellen, die von uns ausgeht, gehen aber als eine Handlung, die ſich gleichſam in uns ſelber zurückwälzt, und auf die Weiſe ſchon mehr in unſer Daſeyn verwebt iſt. So lange aber eine Handlung noch nicht vollſtändig oder ganz vollendet iſt, kann ich ſie noch nicht zu dem zählen, was ich habe oder was ich bin: dieſe Vollſtändigkeit der Handlung nun, welche nothwendig iſt, wenn ich mir dieſelbe als ganz vergangen denken will, wird durch die Silbe ge ausgedrückt, die gemeiniglich eine Zuſammenfaſſung desjenigen bezeichnet, was aufeinander folgt, ſo wie z. B. in dem Worte Gemurmel, wo ich ein oft wiederholtes Geräuſch, das ich murmeln nenne, zuſammenfaſſe, und mir es wie ein Ganzes denke. Eben ſo faſſe ich nun unter der Silbe ge in geliebt, die Vollſtändigkeit der Handlung meines Liebens zuſammen, wie dieſelbe nicht nur von mir ausgegangen, ſondern auch ſchon auf einen andern Gegenſtand übergegangen iſt, und alſo ihre Endſchaft erreicht hat; und in gegangen faſſe ich eine wiederholte Bewegung, die ich gehen nenne, zuſammen, und denke ſie mir nun als etwas Vollſtändiges, oder als etwas, das ſeine Endſchaft erreicht hat. Wollen wir uns nun das völlig Vergangne nicht einzeln und gleichſam abgeſchnitten, ſondern im Zuſammenhange mit etwas darauf folgendem denken, das auch ſchon vergangen iſt, ſo müſſen wir ſogar die Mittelbegriffe von ſeyn und haben in die Vergangenheit zurückſchieben, und ſagen, ich hatte geliebt, und ich war gegangen. Auf die Art machen wir die dunkelſte Perſpektive in unſrer Seele, indem wir die völlige Vergangenheit ſelbſt noch hinter eine andre Vergangenheit zurückſchieben. Die Zukunft können

nen wir uns ebenfalls nicht unmittelbar denken, ſondern müſſen ſie uns erſt mittelbar, durch den Begriff des Werdens oder allmäligen Entſtehens, vorſtellen, indem wir z. B. ſagen, ich werde rufen, ich werde gehen. Das Werden oder Entſtehen dieſer Handlungen, indem ſich meine Gedanken jetzt dazu entſchließen, denke ich mir als wirklich und gegenwärtig, die Handlungen ſelbſt aber kann ich mir unmöglich als wirklich denken, daher drücke ich ihnen auch nicht das Gepräge der Wirklichkeit auf, und ſage nicht, du wirſt rufeſt, ſondern, du wirſt rufen, u. ſ. w. Iſt aber auch dies Entſtehen der Handlung noch nicht einmal wirklich, ſo bezeichne ich dieſe Ungewißheit durch einen halben ſchwankenden Ton, und ſage anſtatt, ich werde rufen, ich würde rufen, u. ſ. w. — Wenn wir nun blos ſagen, ich werde rufen, ſo rufen wir oder handeln wir noch nicht wirklich, ſondern ſo lange die Handlung noch in uns entſteht, verhalten wir uns gleichſam unthätig. Daher kömmt es nun, daß wir uns durch den Mittelbegriff von werden auch das unthätige Verhältniß denken, worin wir uns befinden, wenn wir nicht ſelbſt handeln, ſondern die Handlung eines andern auf uns übergeht, und daß wir alſo z. B. ſagen, ich werde geliebt, ich werde gerufen. Daß aber in dieſem Falle die übergegangne Handlung durch die Silbe ge bezeichnet wird, erklärt ſich ſehr natürlich daraus, daß man ſich die Handlung ſchon wie vollſtändig, oder gewiſſermaßen wie vollendet denken kann, ſobald ſie auf ihren Gegenſtand ſchon wirklich übergegangen iſt. Weil aber das Werden etwas iſt, was nicht von mir ausgeht, ſondern gleichſam in mir ſelber bleibt, ſo kann ich auch

nicht

nicht ſagen, ich habe geworden, ſondern, ich bin geworden: allein man ſagt demohngeachtet, vielleicht des Wohlklangs wegen, nicht, ich bin geliebt geworden, ſondern, ich bin geliebt worden. Bei alle den Redewörtern, die auf die Art etwas anzeigen, das mehr in uns bleibt, als von uns ausgehet, ſo daß wir uns mehr leidend als thätig verhalten, wird das völlig Vergangne nicht durch haben, ſondern durch ſeyn bezeichnet, daher ſagen wir ich bin begegnet, ich bin gefallen, ich bin geſtürzt, weil alle dieſe Redewörter etwas bezeichnen das von uns unabhängig iſt, und wobei wir uns mehr leidend als thätig verhalten. Demohngeachtet aber ſagen wir, es hat mich gefreuet, es hat mich geahndet, u. ſ. w. weil wir uns bei den unperſönlichen Redewörtern zwar ſelbſt wie leidend verhalten, aber dasjenige, was auf uns wirkt, ſich gewiſſermaßen thätig gegen uns verhält. Wir ſagen ſogar, ich habe gelitten, ich habe geruhet, ich habe geſchlafen, obgleich alles dieſes eigentlich keine Handlungen ſind, die von uns ausgehen, allein wir denken ſie uns doch einmal als von uns abhängig, ſo daß es auf uns ankömmt, ob wir leiden, ruhen oder ſchlafen wollen oder nicht, kurz, wir denken uns gewiſſermaßen thätig. Bei den Veränderungen des Orts aber, als gehen, laufen, kommen, ſcheinen wir uns am wenigſten thätig zu denken, weil die Bewegung unſern Körper gleichſam fortzieht, und derſelbe ſich alſo nur leidend verhält, darum ſagen wir, ich bin gegangen, gelaufen, gekommen, u. ſ. w.: deswegen iſt auch nur ein kleiner Unterſchied dazwiſchen, wenn wir ſagen, ich bin gefahren, und ich bin gefahren worden. Werden läßt ſich beinahe durch alle Vo-

kale

kale abändern, nachdem man Gegenwart, Vergangenheit, und Wirklichkeit oder Möglichkeit, darin bezeichnen will, als wird, werde, ward, worden, wurde, würde. Vermöge dieſes Worts nun können wir uns eine jede wirkliche Handlung denken, wie ſie ſchon auf ihr Ziel übergegangen iſt, und dieſes Ziel der ausgehenden Handlung, denken wir uns nunmehro als den Grund der übergegangnen Handlung, und verwandeln auf die Weiſe das Zielwort in das Grundwort, und das Grundwort in ein Nebenwort, wie in folgender Darſtellung:

Grundwort	Redewort	Zielwort	Grundwort	Redewort
du	— liebteſt —	mich	ich —	werde geliebt
				Nebenwort
				von
				dir.

Auf die Art ſtellen wir den leidenden Gegenſtand ins Licht, indes wir die handelnde Perſon gleichſam in Schatten ſtellen. Dieſes kömmt uns nun im Reden ſehr zu ſtatten, indem ſich z. B. eine und eben dieſelbe Perſon, von der wir reden, bald handelnd und bald leidend verhält, und demohngeachtet immer der Grund unſrer Rede bleiben kann. Wenn das Redewort, vermittelſt der vorgeſetzten Silbe ge, eine vollſtändige oder ſchon auf ihr Ziel übergegangne Handlung bezeichnet, ſo kann es ſogar zum Eigenſchaftsworte werden, indem ich mir die übergegangne Handlung als eine Eigenſchaft desjenigen denke, auf den ſie übergegangen iſt: ſo ſagen wir, der Mann iſt gelehrt worden, und er iſt ein gelehrter Mann; ja wir verwandeln gelehrt ſogar in ein Hauptwort, indem wir ſagen, er iſt ein Gelehrter. — Man ſetzt auch zu dem bloßen Nahmen

der

der Handlung ein d, und bezeichnet auf die Art das Geſchehen derſelben, ohne auf eine Perſon dabei Rückſicht zu nehmen, indem man z. B. ſagt, ich bin ſehend, du biſt ſehend, u. ſ. w. Man betrachtet alſo hier das Sehen, in Anſehung der Perſon, mehr wie eine Beſchaffenheit, als wie eine wirkliche Handlung derſelben, indem man nicht an ſehen, ſondern an dem eingeſchobnen bin, die Wirklichkeit in Anſehung der Perſon, durch das ſt in du biſt und wirſt, bezeichnet, und auf die Weiſe nicht ſowohl die Wirklichkeit einer Handlung, als vielmehr einer Beſchaffenheit ausdrückt. Hat man ſich nun das Redewort einmal als eine Beſchaffenheit gedacht, ſo kann man ſich es auch leicht wie eine Eigenſchaft denken, indem man z. B. ſagt, der ſehende, hörende und fühlende Menſch. Und ſo läßt ſich auch ſogar das Redewort in Schatten ſtellen, wenn man ihm gleichſam ſeine redende oder urtheilende Kraft benimmt, und es in ein Eigenſchafts- oder Beſchaffenheitswort verwandelt, um die Hauptrede, hinter welche man es zurückſchiebt, deſto mehr ins Licht zu ſtellen, als:

Schatten Licht
bittend, flehend und weinend — warf er ſich zu ſeinen Füßen

anſtatt, er bat, flehete und weinte, und warf ſich zu ſeinen Füßen. Und:

Schatten Licht
gerührt, erweicht, beſänftigt — vergab er ihm

anſtatt, er ward gerührt, erweicht, beſänftigt, und vergab ihm. Was alſo ſonſt für ſich eine eigne Rede würde ausgemacht haben, wird jetzt eine bloße Hinanfügung an die Hauptrede, nachdem es in Schatten geſtellt iſt. Sie ſehen hieraus wiederum, wie ſich eine

Art

Art von Wörtern unmerklich in die andre verliert; wie durch ein angehängtes h, oder vorgesetztes ge, der feinste Uebergang vom Redeworte zum Beschaffenheitsworte gemacht wird, so daß man unschlüssig ist, zu welcher Klasse man es zählen soll.

Da wir nun die Wörter sowohl nach den Eindrücken, die sie auf unsre Seele machen, als nach den Gegenständen, die sie bezeichnen, und nach ihrem Zusammenhange und ihren Fugen unterscheiden gelernt haben, so ist uns noch ein Gesichtspunkt übrig, woraus wir dieselben betrachten können, wenn wir auf ihre Bildung in sich selber, oder auf ihre kleinsten Bestandtheile aufmerksam sind, und auf die Art bis in die Kenntniß der einfachsten Laute dringen, woraus die Wörter entstanden sind. — Und hier eröfnet sich uns nun ein so weites Feld, daß wir nur noch einen Blick dahin thun dürfen, wenn wir uns nicht in den unabsehlichsten Fernen des menschlichen Denkens verlieren wollen.

Dreizehnter Brief.

Von der Bildung, Aussprache und Schrift einzelner Wörter und Töne.

Wir sind nun schon auf verschiedene einzelne Laute aufmerksam gewesen, welche nicht sowohl zu der Bezeichnung der Dinge selbst, als ihrer Verhältnisse untereinander, dienen. So wird z. B. durch n das Ziel,

und durch m der Zweck der Rede, durch e und r die Mehrheit der Dinge, und durch ſt und t die Wirklichkeit einer Handlung, in Anſehung der handelnden Perſon, bezeichnet, außer den übrigen Verhältniſſen, zu deren Bezeichnung man ſich eben dieſer Laute bedienet. Allein die innern Beſtandtheile der Wörter, oder die einfachern Laute, woraus ſie zuſammengeſetzt ſind, müſſen wir jetzt erſt näher kennen lernen. Die Richtigkeit in der Ausſprache und Schreibart dieſer einfachen Laute darf aber hiebei nur vorzüglich unſer Augenmerk ſeyn, weil die zweckmäßige Bildung derſelben zu ganzen Wörtern ein Gegenſtand iſt, den wir, wegen ſeines weiten Umfangs, wozu ein eignes Studium erfordert wird, nur noch berühren können. Auf dieſe zweckmäßige Vereinigung der einfachen Laute zu ganzen Wörtern gründet ſich die Entſtehungsart der menſchlichen Sprache und des menſchlichen Denkens; ihr nachzuſpühren iſt die angenehmſte Beſchäftigung für den Geiſt, und gewährt uns die tiefſten Blicke in das Innerſte unſrer Seele. Betrachten Sie alſo dasjenige, was ich hierüber ſagen werde, nur als einen Wink, der Ihnen zu weiterm Nachdenken Veranlaſſung geben kann. Die einfachen Laute, woraus die Wörter beſtehen, ſind entweder ganz einfach, wie f, r, e, u, n, d, in dem Worte Freund, oder ſie ſind zuſammengeſetzt, wie Freundlich und keit, in dem Worte Freundlichkeit. Die einfachen Laute, als f, r, u. ſ. w. heißen Buchſtaben; die zuſammengeſetzten, als lich und keit, heißen Silben. Eine Silbe nennt man alſo dasjenige, was man in einem Athem, oder mit

einer

einer einzigen Anſtrengung der Sprachwerkzeuge aus-ſprechen kann, ohne daß es an und für ſich einen Sinn ausmacht oder ausmachen ſoll, als lich und: keit, welche einzeln und abgeſondert nichts bedeuten, und Freund, welches in dem Worte Freundlichkeit auch nicht an und für ſich, ſondern erſt in Verbindung mit den Silben lich und keit, einen Sinn haben ſoll; ſteht Freund aber für ſich allein, ſo kann es nicht mehr eine Silbe heißen; ſondern es iſt ein einſilbigtes Wort. Die mehrſilbigten Wörter bieten nun einen reichen Stoff zu mancherlei Betrachtungen dar, je nachdem ſie auf verſchiedne Weiſe von andern Wörtern abgeleitet ſind, und ſich vermittelſt des Tons eine Silbe der andern unterordnet, ſo daß ſich immer die herrſchende vor den übrigen merklich auszeichnet, und eine jede zur Bildung des ganzen Worts das ihrige beiträgt. Nur Schade, daß wir dieſen reichen Stoff zum Denken jetzt übergehen müſſen, und daß ich Ihnen von ſo vielen Bemerkungen, die ich hierüber geſammlet habe, jetzt nichts mittheilen kann, weil ich ſie aus einem zuſammenhängenden Ganzen reißen müßte, wohinein ſie gehören, und welches ich Ihnen bald zu liefern verſpreche. Wir haben eine ganze Anzahl von Silben in unſrer Sprache, die jetzt an und für ſich gar keinen Sinn mehr haben, als lich, keit, heit, ſchaft, u. ſ. w.; allein alle dieſe Silben müſſen ehemals Wörter geweſen ſeyn, und man muß ſich auch abgeſondert unter ihnen etwas gedacht haben, ehe man auf das Geheimniß fiel, vermöge derſelben ganz neue Arten von Wörtern zu bilden. Man muß dieſe Silben mit einem

allgemeinen kostbaren Zusatze vergleichen, der bei den Metallen oft das Wesen derselben verändert. Das macht, diese Silben bezeichnen mehr die Art unsrer Vorstellungen, als die Dinge selbst, welche wir uns vorstellen: nun war es aber wohl der höchste Schwung des menschlichen Geistes sich erstlich Vorstellungen von Dingen, und dann wieder Vorstellungen von seinen eignen Vorstellungen zu machen. — Ganz dunkel dämmerte es vor der Seele, da sie ihre eignen Vorstellungen wieder beschauen wollte, der Mund strebte nach einem Laute, um die Aehnlichkeit auszudrücken, welche die gegenwärtige Vorstellung mit vielen tausend andern hatte. — Man wollte z. B. nicht die Vorstellung Freund selber bezeichnen, sondern nur etwas, das die Vorstellung ähnlich oder gleich wäre, und so sagte man freundlich, welches beinahe so viel heißt, als freundgleich. Man wollte die Vorstellung freundlich zu seiner längern Beschauung gleichsam vor seine Seele hinstellen, um ihr nun mehr Festigkeit zu geben, setzte man die Silbe keit hinzu, worunter man sich immer etwas für sich bestehendes denkt, und so entstand endlich das Wort Freundlichkeit, welches eigentlich so viel heißt, als, die Aehnlichkeit, welche etwas mit meiner Vorstellung von einem Freunde hat als etwas für sich Bestehendes gedacht. So vieles ist hier in den zwei Silben lich und keit zusammengedrängt. Freund aber ist demohngeachtet die herrschende Silbe in dem Worte Freundlichkeit, ohne welche dasselbe keinen Sinn haben würde, auf diese fällt daher auch der Ton im Reden; so fällt in dem Worte Vergebung der Ton

auf

auf die mittelste Silbe, weil die deutliche Vorstellung von geben, welche durch die dunklere Vorstellung von ver und ung nur näher bestimmt wird, ebenfalls erst dem Worte einen Sinn giebt. Das Wenige, was ich Ihnen jetzt von den Silben, als den größern Bruchstücken oder Bestandtheilen der Wörter gesagt habe, wird gerade hinlänglich seyn, Sie auf diesen wichtigen Gegenstand des menschlichen Denkens aufmerksam zu machen: also für jetzt genug hievon! — Die kleinsten Bestandtheile der menschlichen Rede sind die einzelnen Töne, welche durch die Buchstaben im Alphabet bezeichnet werden. Ohne diese Buchstaben oder Schriftzeichen der einzelnen Töne wüßten wir nicht, daß es solche kleine Bestandtheile der Rede gäbe, denn sie fließen im Reden so unmerklich ineinander, und vermischen sich untereinander auf so mannichfaltige Weise, daß wir tausendmal das Zusammengesetzte für das Einfache nehmen würden. So wie das Wort also den unkörperlichen Gedanken dem Ohre hörbar machen muß, wenn wir ihn bemerken sollen, so müssen wiederum die geschriebenen oder gedruckten Buchstaben die einzelnen Bestandtheile der Wörter dem Auge sichtbar machen, wenn wir einen Begriff davon haben wollen. Und welch ein Schwung des menschlichen Geistes war es, solche Zeichen zu erfinden, vermöge deren wir nun durch das Auge einen weit vollkommnern Begriff von den Wörtern und ihrer Entstehung, als durch das Ohr, erhalten. Ohngeachtet der genauen Verbindung des Ganzen in der Natur scheinet doch das Hörbare vom Sichtbaren so sehr unterschieden und abgesondert zu seyn, daß sich

beinahe kein möglicher Uebergang von dem einem zum andern, kein gemeinſchaftliches Band zwiſchen beiden denken läßt, und doch hat die Sprache dieſes wunderbare Band geknüpft; indem ſie ſichtbare Gegenſtände durch Töne bezeichnet, und indem ſie eben dieſe Töne wiederum durch ſichtbare Zeichen dem Auge darſtellt. Welch eine Ueppigkeit des menſchlichen Verſtandes war es, und was für Umſtände mußten den dazu vorbereiten, der dieſe Zeichen zuerſt erfand, die Wörter, die man ſo nöthig braucht, um tauſend Dinge damit zu bezeichnen, ſelber zum Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit zu machen, und ſie in ihre kleinſten Beſtandtheile zu zergliedern, da ein ganzes gebildetes Volk, die Chineſer, nicht auf dieſen erhabnen Gedanken gefallen iſt, ſondern ſich mühſam zu einem jeden Worte eines eignen ſymboliſchen Zeichens bedienen muß. Wie ſchwer mußte es ſeyn, die Vokale, welche ſich mit den Konſonanten ſo genau und feſt vereinigen, daß ſie mit denſelben in einen ganz einfachen Laut zuſammen zu fließen ſcheinen, aus dieſer Vermiſchung herauszuheben, und ſie nebeneinander zu ſtellen; und wiederum die Konſonanten, dieſe beinahe ganz unhörbaren Bewegungen der Sprachwerkzeuge, von den Vokalen abzuſondern, wodurch ſie erſt hörbar werden. Welche oft wiederholte Vergleichungen, welche ununterbrochne Aufmerkſamkeit auf jedes Wort ſetzt dieſes voraus! Die Noten in der Muſik dürfen nur die Höhe und Tiefe der Töne bezeichnen, allein die Buchſtaben ſollen ihre auf ſo mancherlei Weiſe verſchiedne Herauspreſſung, Herausſtoſſung, Heraushauchung u. ſ. w. bezeichnen. Und wodurch

durch konnte dies nun wohl leichter geſchehen, als durch einfache, ungekünſtelte Abbildungen der menſchlichen Sprachwerkzeuge, indem vermittelſt derſelben ein Ton entweder herausgepreßt, herausgeſtoßen oder herausgehaucht wird; und worauf konnte der menſchliche Verſtand wohl eher fallen, als eben hierauf, da doch die erſten Zeichen der Töne nothwendig auch eine gewiſſe innre Bedeutſamkeit müſſen gehabt haben, um nicht gleich anfangs gar zu ſehr ein müßiges Spielwerk eines blos aufs Gerathewohl hin ſpekulirenden Kopfes geweſen zu ſeyn. Nachher ſind dieſe Zeichen freilich auf mancherlei Weiſe verändert worden, aber einige höchſt wahrſcheinliche Spuren ihres erſten Urſprungs tragen ſie demohngeachtet jetzt noch an ſich. Iſt nicht das o, ſo wie es im Lateiniſchen geſchrieben wird (o), die treffendſte Abbildung der gerundeten Lippen, wodurch daſſelbe gebildet wird? Iſt nicht das große lateiniſche B eine ſehr natürliche Darſtellung der ſanft aufeinandergedrückten Lippen? Und bildet nicht das große lateiniſche A die weiteſte Eröfnung des Mundes bei der Ausſprache deſſelben ab? — Die kleinſten Beſtandtheile der Sprache neigen ſich ſchon vermöge ihrer Natur zur zuſammenhängenden Rede, indem ſie auf mancherlei Weiſe ineinander überfließen, und ſich gleichſam von ſelbſt durch die unmerklichſten Uebergänge ineinander fügen. — Alle Töne, welche die Werkzeuge der menſchlichen Sprache hervorbringen können, haben ein gemeinſchaftliches Band, welches ſie zuſammenknüpft, und ſie zugleich dem menſchlichen Ohre hörbar macht, das ſind die Vokale, a, å, e, i, o, ô, u, û, welche

man zu ſehr zu erniedrigen ſcheint, wenn man ſie blos Hülfslaute nennen will, da ſie doch eigentlich die einzigen wahren Laute in der Sprache, und der Grundſtoff derſelben ſind. Denn ſo wie die Redewörter erſt Leben und Bewegung, oder Wirklichkeit und Darſtellung in die Rede bringen, eben ſo bringen die Vokale erſt Hörbarkeit und Leben in das Wort; die Vokale tönen fort, indeß die Konſonante ſchon wieder erſtorben ſind: der merkbare Laut der erſtern dauert nur einen Augenblick, ſo wie der Schall, welcher vom Schlage eines Hammers entſteht; ſo oft man ihn wieder hören will, muß man auch den Schlag wiederholen, indeß die Flöte ſo lange forttönet, als der Athem des Blaſenden zureicht. Eben ſo erwecken auch die bloßen Nahmen der Dinge, oder die Nennwörter nur augenblickliche Vorſtellungen in der Seele, denen die Redewörter erſt ihre Wirklichkeit und Fortdauer geben müſſen, indem ſie den fortwährenden Zuſtand der benannten Dinge gleichſam aneinanderhängen und ununterbrochen darſtellen, welches die größte Kraft der menſchlichen Sprache iſt. Sie ſagen z. B. der Baum, der Bach, und denken ſich weiter nichts dazwiſchen, ſo werden die Bilder, welche durch Baum und Bach in Ihrer Seele erweckt werden, beinahe in dem Augenblicke wieder verſchwinden, da ſie entſtanden ſind. Sagen Sie aber, der Baum ſtand an dem Bache, ſo bringt das Redewort ſtand die Bilder von Baum und Bach in ein fortdaurendes Verhältniß miteinander, indem es gleichſam ihr Weſen fortſetzt: eben ſo trägt nun auch in dem Worte Baum, der zuſammen-

mengeſetzte Vokal au, und in dem Worte Bach der Vokal a, gleichſam das Weſen des einen Konſonants zu dem andern hinüber, und ſetzt dieſelben auch gewiſſermaßen in ein fortdaurendes Verhältniß miteinander, indem der erſte Konſonant noch im Ohre tönt, wenn der andre ausgeſprochen wird. — Was nun die Entwicklung der einzelnen Laute aus den Sprachwerkzeugen anbetrift, ſo müſſen wir auch dieſes ſo kurz wie möglich zuſammenfaſſen, wenn es uns nicht zu weit führen ſoll. — Das a, womit unſer Alphabet anhebt, iſt der einfachſte, ſanfteſte und leichteſte Vokal, welchen die ungezwungenſter Oefnung des Mundes, ohne alle Mühe, hervorbringt. Sobald ſich aber die Zunge nur ein wenig den Gaumen nähert, ſo daß der Durchgang der Luft verenget wird, verwandelt ſich das tiefere a in ä, und wird auf die Weiſe gleichſam einen halben Ton heraufgeſtimmt. Wenn ſich nun die Zunge dem Gaumen noch mehr nähert, ſo entſteht aus dem ä das noch hellere und zartere e; und aus dieſem bildet ſich endlich durch die ſtärkſte Annäherung der Zunge an den Gaumen, das i, als der feinſte und zarteſte Vokal. Einen feinern, zartern und höhern Ton, als dieſen, können die menſchlichen Sprachwerkzeuge nicht mehr hervorbringen: die Stimme ſinkt alſo wieder bis zum a herab, und giebt dieſem Vokale durch die Ründung der Lippen eine andre Geſtalt und Form; dieſe wird durch das o bezeichnet, welches ein Zeichen der Verwundrung iſt, wobei ſich die Lippen unwillkürlich in eine ſolche Ründung zuſammenziehen, da ſich hingegen beim Schreck der ganze Mund eröfnet. Wird nun

bei einerlei Rundung der Lippen die Zunge den Gaumen näher gebracht, so kann das o, eben so wie das a, um einen halben Ton heraufgestimmt werden, wodurch es sich denn in ö verwandelt. Der dunkelste und tiefste Vokal, der durch die stärkste Rundung und Verengung der Lippen gebildet wird, ist das u, welches ebenfalls, durch Annäherung der Zunge an den Gaumen, bei fortdaurender Lippenrundung, um einen halben Ton hinaufgestimmt, und in ü verwandelt werden kann. — Die Konsonante sind entweder Lippenlaute, als, b, f, m, p, v, w; oder Gaumenlaute, als c (wenn es wie k gelesen wird), ch, g, h, i, k, q; oder Zungenlaute, als c (wenn es wie z gelesen wird), d, l, n, r, s, sch, ß, t, z. — In unserm Alphabete stehen diese einzelnen Laute in folgender Ordnung:

a, b, c, d, e, f, g, h, i, k, l, m, n, o,
p, q, r, s, t, u, v, w, x, y, z. —

Diese Ordnung scheint nicht ganz zufällig zu seyn: Die Vokale sind eben so, wie in den Wörtern, unter die Konsonante gemischt, und ein jedweder hat gleichsam sein Gebiet von Konsonanten, die ihm untergeordnet sind: insbesondre ist es merkwürdig, daß fast ein jeder Vokal, das i ausgenommen, einen Lippenlaut unmittelbar nach sich hat; so daß a in b, e in f, o in p, und u in w, am leichtesten und natürlichsten übergeht, indem bei den Vokalen die Lippen sich nur wieder schließen dürfen, um die Lippenlaute hervorzubringen. Demohngeachtet aber lassen sich auch die Mängel dieses Alphabetes leicht einsehen. Die einfachen Vokale ä, ö und ü fehlen gänzlich

lich darin, weil man sie immer für zusammengesetzt aus a und e, o und e, und u und e, gehalten hat; die einfachen Laute, ch und sch, werden durch zusammengesetzte Zeichen, und hingegen die zusammengesetzten Laute x und z, die eigentlich aus ks und tſ bestehen, durch einfache Zeichen ausgedrückt. Einerlei Laut wird oft durch mehrere Zeichen angedeutet. So wird z. B. ein und eben derselbe Gaumenlaut erstlich durch k, dann durch c, wenn dasselbe vor a, o und u oder einem Konsonant steht, und endlich auch durch q bezeichnet, als, Carl, Kelle, Quelle. Eben so wird ein und eben derselbe Lippenlaut sowohl durch f als durch v, ein und eben derselbe Zungenlaut sowohl durch ein langes ſ, als durch ein kurzes s, und der durch t und ſ zusammengesetzte Laut nicht nur durch das z, sondern auch durch das c, wenn es vor e, i oder y steht, bezeichnet, als ich fiel, und das ist viel; das Glas, und des Glases; Cyrus und Zahl. So werden auch noch die verschiedenen Laute, ä und e, in manchen Fällen beide durch e bezeichnet, als leben und gehen. Vielleicht haben alle die verschiednen Zeichen, die jetzt einerlei Laut anzeigen, ehemals verschiedne Laute ausgedrückt, die aber nach und nach ineinander geflossen sind. Und die verschiednen Laute, welche jetzt durch einerlei Zeichen ausgedrückt werden, sind vielleicht ehemals nicht verschieden gewesen. Mit allen diesen Fehlern ist demohngeachtet unsre Schreibart der Töne für einen Ausländer noch lange so schwer nicht zu begreifen, als z. B. die Englische und Französische es für uns ist. Die Engländer und Franzosen haben nicht allein den

Wohl-

Wohllaut, ſondern auch der Bequemlichkeit und der Trägheit im Reden mehr geopfert, wie wir; allein ſie haben demohngeachtet die Buchſtabenſchrift, dieſe ehrwürdige Urkunde der Sprache nicht entweihet, und ſie der Ueppigkeit oder Trägheit im Sprechen mit aufgeopfert; und wir ſollten allein unſre feſte ehrwürdige Schrift, nach einem ſo ſchwankenden Dinge, als die Ausſprache iſt, von Jahr zu Jahr modeln? — Könnten wir uns eine Bücherſprache aus allen Dialekten Deutſchlands bilden, wo die kraftvollſten, edelſten und bedeutendſten Wörter noch verborgen liegen, ſo wäre vielleicht kein Buchſtabe, kein einzelner Laut in unſrer Sprache unzweckmäßig und gedankenleer, und man würde mit wenigen Worten einen Strom von Gedanken erſchöpfen können, da man jetzt den Gedanken oft erſt in einem Strome von Worten erſäufen muß, ehe er einigermaßen anſchaulich werden kann. Dieſes komte nicht wohl anders ſeyn, da man die Sprache, dieſes ſtarke Gemählde der Gedanken, bis zu einer leeren Muſik und einer Beluſtigung für die Ohren herabzuwürdigen anfing, gleichſam, als ob nicht das der edelſte Wohlklang eines Worts wäre, wodurch es ſich der bezeichneten Sache am meiſten nähert, und woraus das Zweckmäßige eines jeden einfachen Lauts hervortönt. Da wir uns nun aber eine ſolche in ihren kleinſten Beſtandtheilen zweckmäßige Sprache nicht mehr zu bilden, oder wenigſtens ſie nicht allgemein zu machen vermögen, in welcher ſich die Ausſprache gänzlich nach der Schreibart, und die Schreibart wiederum nach der Ausſprache mit Bedeutung, Zweck und Abſicht

ſicht richten könnte; ſo müſſen wir den übereinſtimmigen Gebrauch als einen Herrn anerkennen, der unſrer Schreibart und Ausſprache Geſetze vorſchreibt. Wir müſſen daher unterſuchen, wie ſich die einzelnen Laute, nicht ſowohl nach ihrer innern Natur und Bedeutung, als vielmehr nach dem herrſchenden Gebrauche, ſowohl geſchrieben als geſprochen, zu ganzen Wörtern bilden. Wir opfern alſo jetzt eine Zeitlang den höhern Endzweck der Sprachlehre einem niedrigern auf, deſſen unmittelbarer Nutzen aber freilich mehr ins Auge fällt, indem wir, anſtatt das Weſen und die innere Natur der einzelnen Laute zu erforſchen, blos darauf ſehen, wie dieſelben in unſrer verfeinerten, hochteutſchen Bücherſprache am richtigſten ausgeſprochen und geſchrieben werden. — Was nun zuerſt die Ausſprache und Schreibart der Vokale anbetrift, ſo verſteht es ſich beinahe von ſelbſt, daß jeder Vokal gedehnt oder lang ausgeſprochen wird, ſobald in der Mitte des Wortes ein einfacher Konſonant ſteht, und er die eine Silbe endiget, ſo daß er hinlänglich austönen kann, ohne von dem Konſonant verdrängt zu werden, als in dem Worte ſchlafen; kurz aber muß er ausgeſprochen werden, ſobald in der Mitte ein doppelter Konſonant ſteht, der den Vokal nicht austönen läßt, als in dem Worte erſchlaffen. Was nun auf die Weiſe in der Mitte der Wörter gilt, das laſſen wir auch am Ende derſelben gelten, und bezeichnen da ebenfalls die Verkürzung des Vokals gemeiniglich durch die Verdoppelung des Konſonants. Wenn man alſo ſchaff Speiſe mit einem f ſchreiben wollte, ſo würde es in der

Aus-

Aussprache wie Schaffpeise klingen müssen. Die Bezeichnung der langen Aussprache, oder der Dehnung des Vokals, macht nun im Schreiben beinahe die größte Schwierigkeit, weil dieselbe in einigen Wörtern angezeigt wird, als in Pfahl und Zahl, und in andern wie der nicht, als in haben und laben; ferner, weil sie in den Wörtern, wo sie angezeigt ist, zuweilen durch ein hinangefügtes h, als in mahlen, zuweilen aber auch durch eine Verdoppelung des Vokals, als in Waare, Paar, Staar u. s. w., ausgedrückt ist. Woran sollen wir uns nun halten, um beständig die richtige Schreibart zu treffen, da dieselbe sich an gar keine Regeln zu binden, sondern blos vom eingeführten Gebrauche herzuschreiben scheinet? — Allein oft findet man da Ursach und Grund, wo dieselben, dem ersten Anschein nach, gar nicht vorhanden zu seyn scheinen. Wenn wir die Wörter laben, laden, strafen, sagen, Laken, rasen, waten, und die Wörter prahlen, Nahmen, bahnen, fahren, nebeneinanderstellen, so finden wir, daß in den erstern sieben Wörtern die Dehnung des Vokals vor den Buchstaben b, d, f, g, k, ſ und t nicht angezeigt, in den letztern vier Wörtern aber gerade vor den flüssigen Buchstaben l, m, n, r durch h bezeichnet wird. Und was war wohl natürlicher, als der Verdoppelung des l, m, n, r, wozu die Zunge im Sprechen so sehr gereizt wird, auch im Schreiben vorzubeugen, indem man die Dehnung des Vokals, welche diese Verdoppelung unmöglich macht, noch besonders durch das h bezeichnete: und das um so viel mehr, weil es in dieser Rücksicht so viele ähnlichklingende Wörter giebt, die nothwendig unterschieden werden müssen, als prahlen und prallen,

bahnen

bahnen und bannen, u. ſ. w. Hieraus können wir ſchon gewiſſermaßen ſchließen, daß das Dehnungszeichen des Vokals eigentlich nur vor l, m, n, r ſtatt findet. Allein wir haben ſchon bemerkt, daß die Dehnung des Vokals auch oft durch eine Verdoppelung deſſelben bezeichnet wird; nun frägt es ſich alſo wieder, in welchen Fällen dies geſchieht? Wir finden das doppelte a in folgenden einſilbigten Wörtern, die ſich auf ein r endigen, Aar, Haar, Staar, Paar, Schaar, und zweien, die ſich auf ein l endigen, Aal und Saal. Allein in den Wörtern Altan, Altar, Barbar, Faſan, Marſchall, Roman, Spital, wird die Dehnung des a gar nicht bezeichnet, ob es gleich vor den Buchſtaben l, n und r ſteht; alle dieſe Wörter aber tragen auch noch das Gepräge ihres fremden Urſprungs, und können ſich daher in Anſehung des Dehnungszeichens noch nicht nach der Schreibart der Deutſchen Wörter bequemen. Daß in den kleinen Wörtern dar, gar, zwar, und in den Endſilben ſal, ſam und bar die Dehnung des Vokals von l, m, r, nicht bezeichnet wird, ſcheint daher zu kommen, weil man dieſe kleinen Wörter und Silben gleichſam nicht für ſo wichtig, wie die übrigen Wörter hielt, daß man die Dehnung des Vokals in denſelben ſo genau hätte bezeichnen ſollen. Nun giebt es aber freilich noch einige Wörter, worin die Dehnung des Vokals vor l, m, n, r ebenfalls nicht bezeichnet wird, ohne daß ſie fremden Urſprungs wären, oder zu den kleinen Wörtern gezählet werden dürften; dies ſind erſtlich folgende, wo der Vokal vor l ſteht, Schale, ſchal, Qual und mal, in einmal, zweimal, u. ſ. w. ſonſt aber die Mahlzeit; alsdann noch einige, wo der Vokal vor m ſteht, Gram,

Kram,

Kram, kam, Scham, Samen; und wo er vor n ſteht, Gran, Plan, Span, Schwan, Kranich; endlich noch einige, wo er vor r oder rt und rd ſteht, ſparen, klar, rar, war, Pflugſchar, Art, Bart, zart, ich ward. Ob ich Ihnen nun gleich jetzt keinen Grund davon angeben kann, warum gerade in dieſen Wörtern die Dehnung des a vor l, m, n, r, nicht bezeichnet wird, ſo werden Sie doch in der Folge ſehen, daß wir beinahe zu allen dieſen Wörtern ähnliche Wörter ausfinden werden, worin ebenfalls die Dehnung des e, o u. ſ. w. nicht bezeichnet wird. Noch eins müſſen Sie bemerken, daß die Dehnung des Vokals, aber nur in äußerſt wenigen Fällen, auch vor dem s und t bezeichnet wird, als Staat, Saat, Aas, Maas. — Sie ſehen, wir haben jetzt die Beiſpiele zu unſern Regeln blos von a hergenommen, nun wollen wir alſo Acht geben, ob unſre Bemerkungen auch bei dem e, o und u zutreffen werden; denn auf das i ſcheinen ſie nicht ſo gut zu paſſen, weil wir die Dehnung des i, auf eine ganz beſondre Art, durch ein hinzugefügtes e bezeichnen. Laſſen Sie uns alſo untereinander ſtellen.

laden, laden, Hafen, fragen, fahren, raſen, waten
leben, reden, Hefen, regen, ſehen, leſen, beten
löben, Boden, Ofen, Bogen, drohen, loſen, Boten
Bube, Bude, Hufen, genug, ruhen, Buſen, bluten.

So ſehen Sie, daß hier die Dehnung des a, e, o, und u, weder vor b, d, g, h, ſ noch t bezeichnet wird. Nun wollen wir aber untereinander ſtellen:

prahlen, Nahmen, bahnen, fahren
fehlen, nehmen, lehnen, lehren
hohlen, Ohm, bohnen, bohren
Spuhle, Ruhm, Huhn, Uhr.

Und

Und hier ſehen wir, daß vor l, m, n und r, ſowohl die Dehnung des a, als des e und o durch h bezeichnet wird. Allein ſo wie bei dem a die Dehnung des Vokals auch oft durch die Verdoppelung deſſelben bezeichnet ward, ſo müſſen wir jetzt zuſehen, ob dieſes auch bei dem e und o vielleicht in ähnlichen Wörtern zutrift, und in dieſer Rückſicht wollen wir wiederum zuerſt folgende einſilbigen Wörter, die ſich auf r und l endigen, untereinander ſtellen:

Aar, Haar, Staar, Paar, Schaar, Waare, Saal, Aal.
leer, Heer, Speer, Meer, Theer, Beere, Seele.

Die Dehnung des o wird nur äußerſt ſelten, und die Dehnung des u gar nicht, durch die Verdoppelung bezeichnet. Wir haben bei dem a bemerkt, daß die Dehnung des Vokals vor l, m, n, r, in Wörtern, welche fremden Urſprungs ſind, gar nicht bezeichnet wird; daß dieſes nicht nur bei dem e, o und u, ſondern auch ſogar bei dem i zutrift, werden Sie ſehen, wenn wir folgende Wörter untereinander ſtellen, die alle das Gepräge ihres fremden Urſprungs an ſich tragen:

Altan, Altar, Marſchall, Barbar, Faſan, Roman, Spital
Herold, Juwele, Galerie, Scene, Faſile
Berlin, Bibel, Biſam, Biber, Kamin, Rubin, Tiger,
Titel, Stil (im Schreiben)
Dom, Krone, Kanone, Piſtole, Perſon, Pol
Muſe, Schule, Chur, Natur.

Wir haben ferner bei dem a bemerkt, daß die Dehnung des Vokals in ſolchen kleinen Wörtern, als dar, gar, zwar, u. ſ. w. nicht bezeichnet wird; daß auch dieſes nicht nur auf a, e, o und u, ſondern zugleich auf i paßt, werden Sie aus folgenden untereinander geſtell-

ten kleinen Wörtern und Silben sehen, bei denen man es nicht so wie bei andern Wörtern der Mühe werth gehalten hat, die Dehnung des Vokals noch besonders zu bezeichnen:

bar, gar, zwar, da, ja, und die Silben bar, sal, sam
den, wen, wer, her, je, denen, derer
mir, dir, wir
schon, so, vor
nur, zur, zu, du, und die Silbe ur.

Allein in verschiednen Wörtern, welche weder fremden Ursprungs sind, noch zu den kleinen Wörtern gezählet werden dürfen, wird demohngeachtet die Dehnung des Vokals nicht bezeichnet, wie wir bei dem a gesehen haben. Wir wollen also zu jenen Wörtern, die wir uns schon bemerkt haben, ähnliche aufsuchen, in welchen die Dehnung des e, o oder u, vor l, m, n, r ebenfalls nicht bezeichnet wird, und also zuerst untereinander stellen:

Schale, schal, Qual, mal
Elend, schel,

ferner:

Gram, Kram, kam, Scham, Hamen,
bequem, Demuth, Schemel,
Strom, Blume, Krume,

ferner:

Gran, Kranich, Span, Plan, Schwan,
Ton, Honig, Mond, Monath, schonen,

endlich noch:

sparen, klar, rar, war, Pflugschar, Art, Bart, tart, ward,
scheren, quer, schwer, Schere, Herd, Schwerd, Pferd,
geschoren, fror, Flor, empor, verloren, erkoren, Bord,
Geburt, Schwur, Flur, Spur, Schnur,

Die

Die Aehnlichkeit, welche hier zwiſchen den untereinandergeſtellten Wörtern, worin die Dehnung des Vokals nicht bezeichnet wird, zuweilen ſtatt findet, kann dazu dienen, dieſe wenigen Wörter dem Gedächtniß deſto leichter einzuprägen, indem man doch wenigſtens einigen wahrſcheinlichen Grund ſieht, wie ſich vielleicht, eben wegen dieſer Aehnlichkeit, die Schreibart des einen Worts nach der Schreibart des andern gerichtet haben könne. — Endlich haben wir noch bei dem a bemerkt, daß die Dehnung des Vokals auch in einigen Wörtern vor s und t ſtatt findet, wo ſie durch die Verdoppelung bezeichnet wird; auch dieſes trift beim e und o in einigen Wörtern zu, die wir noch untereinander ſetzen wollen:

Saat, Staat, Maas, Aas,
Beet, Boot, Moos, Loos, Schoos.

Bei dem i bemerken wir nun ein ganz anderes Dehnungszeichen, als bei den übrigen Vokalen, bei denen das hauchende h die Verlängerung des Athems beim Ausſprechen derſelben anzeigt. Weil nehmlich dieſer Hauch, welchen das h bezeichnet, das i beinahe in ein j verwandeln würde, ſo hat man, um dieſer falſchen Ausſprache vorzubauen, das Dehnungszeichen h mit dem zarten Vokale vertauſcht, welcher dem i am nächſten liegt, und wodurch es ganz unmerklich zu dem folgenden Konſonante übergeht: denn indem ſich die Zunge nur ein klein wenig niederſenkt, um den Konſonant, welcher auf das gedehnte i folgt, auszuſprechen, muß ſie nothwendig in die Lage kommen, wodurch das e ſich bildet, wie man dies z. B. in dem Worte Bier ſehr deutlich hört, wo das e zwiſchen i und r vernehmlich

tönt. Merkwürdig iſts hiebei, daß die Engländer ebenfalls ihr gedehntes i durch ein hinzugefügtes e bezeichnen. Weil nun der Uebergang vom i zu dem folgenden Konſonant nicht nur vor l, m, n, r, ſondern vor allen übrigen Konſonanten durch ein dunkles e gemacht werden muß, ſo ſcheinet dies der Grund zu ſeyn, weswegen das gedehnte i, einige Fälle ausgenommen, beſtändig von einem e begleitet wird, es mag auch ſtehen, wo es wolle. Auch wenn das i am Ende eines Worts ſteht, muß ſich bei der Dehnung deſſelben die Zunge ſanft herunter ſenken, ſo daß es ſich beinahe in e auflöſet, deswegen wird auch in dieſem Falle ſeine Dehnung beſtändig durch ein hinzugefügtes e bezeichnet; hier ſind ſebſt nicht einmal die kleinen Wörter, die, ſie, nie u. ſ. w. ausgenommen, und wir können nicht ſi und di ſchreiben, ſo wie wir da und ja, du und zu u. ſ. w. ohne Dehnungszeichen ſchreiben: auch das Wort hier wird deswegen, ob es gleich unter die kleinen Wörter gehört, noch mit einem e geſchrieben, weil es ehemals faſt immer hie geſchrieben und ausgeſprochen wurde, und das r nur des Wohlklangs wegen hinzugeſetzt iſt, ſo daß das i noch betrachtet wird, als ob es am Ende ſtünde. Hiebei bemerken Sie ſich noch, daß das e dies mit dem i gemein hat, daß es am Ende noch ein e, als Dehnungszeichen, zu ſich nimmt, als:

See, Spree, Klee, Schnee,
ſie, die, nie, hie,

und:

Armee, Kaffee, Rappee.
Philoſophie, Harmonie, Melodie.

In

In den Wörtern ihm, ihnen, ihr und ihren wird demohngeachtet die Dehnung des i durch h bezeichnet, vermuthlich, um dadurch einer falschen Aussprache vorzubeugen, weil man z. B. ihnen, wenn es ienen geschrieben wäre, gar leicht wie jenen lesen könnte. Sonst wird das gedehnte i in wenigen Wörtern, wo es zu Anfange steht, gar nicht bezeichnet, als Ibis, Igel, Ino, Ida, Iman u. s. w. Ob nun gleich das i sein Dehnungszeichen so selten wegwirft, so thut es dieses doch bei den Wörtern, welche fremden Ursprungs sind, wie wir dies schon bei den vorhergehenden Vokalen mit bemerkt haben. Sobald aber ein ursprünglich fremdes Wort schon mehr das Bürgerrecht bei uns erhalten hat, bekömmt auch das i das Dehnungszeichen wieder; daher schreiben wir, Fiebel, Fieber, Fiedel, Niete, Anies und Paradies. Da nun die Dehnung des i schon durch das hinzugesetzte e hinlänglich bezeichnet wird, so ist es fehlerhaft, wenn man z. B. anstatt verlieren, verliehren schreiben wollte. Ein anders ist es, wenn wir schreiben, du siehest, weil hier das h kein Dehnungszeichen ist, sondern eigentlich zur folgenden Silbe gehört, und wegen der Abstammung stehen bleiben muß. Ja es ist auch nicht unrichtig das Dehnungs h z. B. vor dem Worte befehlen, auch in der Anrede beizubehalten, und zu schreiben, du befiehlst, damit von dem Eigenthümlichen des Worts bei seinen Abändrungen so wenig wie möglich verloren gehe. In den Wörtern dieß, Dienstag, Viertel, vierzig, bleibt das ie, ihrer Abstammung wegen, mit sehr gutem Grunde stehen, ob man es gleich nach einer fast allgemeinen Gewohnheit kurz ausspricht. — Die Dehnung der noch

übrigen drei Vokale ä, ö und ü, wird nur vor l, m, n, r, und nur durch h, niemals aber durch die Verdoppelung bezeichnet, wie in folgenden Wörtern:

Pfähle, lähmen, Kähne, nähren,
Höhle, gewöhnen, Söhne, Röhre,
Stühle, rühmen, Bühne, rühren.

Wir wollen von dieſen Wörtern folgende drei heraus nehmen, worin durch die Verwandlung des a, o und u, in ä, ö und ü, die mehrfache Zahl mit ausgedrückt wird:

Pfähle, Söhne, Stühle
von Pfahl, Sohn, Stuhl.

Hieraus ſehen Sie, daß die verwandelten Vokale das Dehnungszeichen beibehalten, welches der urſprüngliche Vokal in der einfachen Zahl hatte. Haben aber nun dieſe urſprünglichen Vokale in der einfachen Zahl kein Dehnungszeichen, ſo können ſie auch keins bei ihrer Verwandlung in der mehrfachen Zahl annehmen, wie Sie aus folgenden Wörtern ſehen:

Altar, Strom, Schwur,
Altäre, Ströme, Schwüre.

Jetzt kommen uns alſo alle die Bemerkungen wieder zu ſtatten, die wir über die Wörter angeſtellt haben, worin der Vokal kein Dehnungszeichen hat, ob er gleich vor l, m, n oder r ſteht, und wir wiſſen nun, warum in den Wörtern

ſchälen, quälen, ſchämen, krönen, tönen, ſpüren

die Dehnung des ä, ö und ü nicht bezeichnet wird, weil nehmlich dieſelbe in den urſprünglichen Wörtern

ſchal, Qual, Scham, Krone, Ton, Spur,

nicht bezeichnet ward. Sie können dieſes leicht auf alle übrigen Fälle anwenden. — Wird aber in dem urſprünglichen

lichen oder Stammworte die Dehnung des Vokals durch eine Verdoppelung deſſelben angezeigt, und dieſer Vokal wird bei der Ableitung verwandelt, welches aber nur beim a ſtatt findet, ſo drängt ſich in dem abgeleiteten Worte der doppelte Vokal in ein einfaches å zuſammen, als:

Haar, Paar, Saal, Aas,
Härchen, Pärchen, Säle, Aeſer.

Moos und Loos aber heißen in der mehrfachen Zahl Mooſe und Looſe. — Ob nun gleich å, ö und ü, nur vorzüglich als Verwandlungen des a, o und u, bei der Ableitung oder Abändrung der Wörter betrachtet werden, ſo kommen ſie doch auch in verſchiednen Wörtern vor, ohne daß dieſelben von andern abgeleitet wären, oder irgend eine Veränderung gelitten hätten; von dieſen wollen wir uns nur diejenigen bemerken, bei denen die Dehnung des Vokals vor l, m, n, r, nicht bezeichnet wird, weil wir ſie als Ausnahmen von der ordentlichen Regel betrachten müſſen; wir wollen ſie auf folgende Weiſe untereinander ſtellen:

Bär, gebären, gären, ſchwären,
Stör, ſtören, hören, ſchwören, König, ſchön,
Thür, küren, Willkür, Ungeſtüm, Dünen, grün.

Das Fügewort für gehört mit zu den kleinen Wörtern, worin die Dehnung des Vokals niemals angezeigt wird. — Nun ſcheinet aber dieſes noch eine große Schwierigkeit zu verurſachen, daß å und e in der Ausſprache oft gar nicht verſchieden ſind, indem wir z. B. das e in ſchweben eben ſo wie å in ſchwären leſen. Allein dieſe Schwierigkeit iſt wirklich ſo groß nicht, wenn man nur

erſt einige Uebung darinn hat, die Ableitung des einen Worts von dem andern zu bemerken. Wem wird es wohl z. B. nicht ſogleich auffallen, daß die Redewörter, zählen, wählen und ſchämen, von den Nennwörtern Zahl, Wahl und Scham abgeleitet ſind, und eben daher auch mit ä müſſen geſchrieben werden? Wer ſiehet nicht den Augenblick, daß äußern und räuchern von außer und Rauch abſtammen, und alſo mit einem äu geſchrieben werden müſſen? Aber freilich iſt die Abſtammung nicht immer ſo auffallend, und der herrſchende Gebrauch beobachtet ſie nicht immer, denn man ſchreibt z. B. edel, Heft, Hecke, Mehl, meſſen, netzen, obgleich dieſe Wörter von Adel, haften, hacken, mahlen, Maaß, naß, abſtammen, und alſo eigentlich ſtatt des e mit ä geſchrieben werden ſollten: allein dieſer Ausnahmen, welche man ſehr bald aus dem Gebrauche lernet, giebt es doch immer verhältnißmäßig nur wenige. — Was aber nun noch die eigentliche Ausſprache des e anbetrift, wo man es wie ä oder wie e leſen ſoll, ſo iſt freilich der herrſchende Gebrauch hierin ſehr ſchwankend und unbeſtimmt. Doch ſcheinet es immer, als wenn das zarte e dem Ohre weit beſſer klingt, als das blökende ä: die Ausſprache der Niederſachſen iſt dem ä ſo gram, daß ſie es oft ſelbſt da nicht einmal hören läßt, wo es wirklich ſteht, indem nach dieſer Mundart ich wäre, wie ich were geleſen wird. Die Wörter Meer, ſehen, reden, werden in Niederſachſen nicht wie Mähr, ſähen, räden ausgeſprochen, wie es ſonſt im Hochdeutſchen ſehr häufig geſchiehet. Allein vor b, g, l, m, ſ und t, wird in Niederſachſen das e größtentheils wie ä geleſen, als in den Wörtern beben, legen, fehlen,

len, nehmen, leſen, beten; vor d, f, n und r hingegen, wird es wie eh geleſen, als in den Wörtern reden, ſehen, lehren, ehren. — Wegen des Wohlklangs alſo würde ich dieſer Niederſächſiſchen Ausſprache des e den Vorzug geben. — Ehe wir nun zu den Konſonanten übergehn, um die richtige Ausſprache und Schreibart zu beſtimmen, müſſen wir erſtlich noch unſer th näher kennen lernen, welches mit den Vokalen in ſehr genauer Verbindung ſteht, weil das angehängte h nichts weiter, als das verſetzte Dehnungszeichen des Vokals iſt; wie Sie bald daraus ſehen werden, daß es gröſtentheils nur vor langen Vokalen ſteht, auf welche l, m, n oder r folgt, wie in folgenden Wörtern und eignen Namen:

vor l in Thal, Thaler, theilen, Theil, Thiele, Thaulow.
vor m in thun, Reichthum, Fürſtenthum, u. ſ. w.
vor n in thun, Thon (des Töpfers), Thron, Thräne, Thran, Karthaune.
vor r in Theer, Thier, Thor, Thür, Thurm, Thurnier.

Dieſe Wörter lauten im Engliſchen gröſtentheils ſo wie im Deutſchen, werden aber nicht mit einem th, ſondern mit einem bloßen d geſchrieben. Da nun die Engländer ſonſt das alte th immer beibehalten haben, und es ſogar auf eine ihnen eigne, liſpelnde Art ausſprechen, es aber gerade in dieſen Wörtern nicht ſchreiben, die im Deutſchen mit einem th geſchrieben werden, ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß unſer th in dieſen Wörtern kein eigner urſprünglicher Buchſtabe iſt, ſondern ſeinen Urſprung vielleicht blos den Schreibmeiſtern zu verdanken hat, die wegen der Kürze und Bequemlichkeit im Schreiben das Dehnungs h ſogleich dem t hinanfügten.

Nun haben wir ſchon bemerkt, daß die Dehnung eines Vokals auch in einigen Wörtern vor s und t bezeichnet wird; zu denen, wo ſie vor t bezeichnet wird, müſſen wir noch folgende Wörter rechnen, wo ebenfalls das Dehnungs h dem t hinangefügt, und eben deswegen ans Ende geſchoben wird:

Monath, Rath, gerathen, Zierrath, Heirath, Pathe,
Koth, Loth, Noth, roth,
Muth, Wuth, Ruthe, Gemüth, Blüthe, wüthen.

In dem Worte Athem ſteht das th wegen der Silbe ath, die nicht nur am Ende, ſondern auch im Anfange der Wörter auf die Weiſe geſchrieben wird. In dem Worte Werth ſcheint das h am Ende ſogar das Dehnungszeichen des e vor dem r zu ſeyn. In dem Worte That ſteht es wegen der Abſtammung von thun. In ſolchen Wörtern, als Theater, Theorie, u. ſ. w. läßt man es ſtehen, damit ſie das Gepräge ihres fremden Urſprungs nicht verlieren ſollen. Durch ein dornichtes Feld hätten wir uns alſo wiederum glücklich hindurch gedrängt, indem wir uns den Weg, den wir zurückgelegt haben, ſo viel wie möglich zu bahnen ſuchten: dies ſoll uns Muth geben, weiter fortzugehn, und es wird uns gewiß gelingen, uns auch den kurzen ungebahnten Weg zu ebnen, den wir nun noch vor uns haben.

Vierzehnter Brief.

Eine Fortsetzung des Vorigen.

Obgleich die verwandten einfachen Laute als b, p, f und w, u. s. w. in den verschiednen Mundarten Deutschlands sehr oft ineinander übergehn, so darf doch dieses in der eigentlichen verfeinerten, hochdeutschen Bücherſprache nicht mehr geschehen, sondern ein jeder einfacher Laut muß seinen ihm eigenthümlichen, bestimmten Ton haben, um sich mit mehreren zu einem ganzen Worte zu vereinigen. Die erstaunliche Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Bedeutungen beinahe ähnlichklingender Wörter scheint dieses auch schon zu erfordern. Deswegen müssen also die verwandten Konsonante b und p, d und t, g und k auf das genaueste unterschieden werden, weil durch ihre Verwechselung mancherlei Mißverstand entstehen könnte. Demohngeachtet aber läßt sich dieser Unterschied nicht gut beobachten, sobald b, d und g, und zwar das letztere nach einem n, aus Ende eines Worts oder einer Silbe zu stehen kommen, wie in den Wörtern Lob, Lied und Klang, welche völlig wie Lop, Liet und Klank ausgesprochen werden. Eben so wird Labsal, leidlich und Drangsal völlig wie Lapsal, leitlich und Drankſal gelesen. Um nun aber gewiß zu wissen, ob man am Ende solcher Wörter und Silben ein b oder p, d oder t und g oder k setzen soll, darf man dieselben durch irgend einen kleinen Zusatz verlängern, als von Lob, Lied und Klang, des Lobes, Liedes und Klanges, von den Silben Lab, leid und Drang, in Labsal, leidlich und Drangsal, laben, leiden

den und drängen: denn weil auf die Weise das b, d und g, vom Ende der Silben und Wörter, in die Mitte derselben geschoben wird, so kann man sie auch in der Aussprache sehr gut von p, t und k unterscheiden. Eben so macht man es auch, um den Unterschied zwischen ch und g im Schreiben zu beobachten, der ebenfalls am Ende der Wörter im Sprechen nicht bezeichnet wird: denn das ch und g am Ende der Wörter **Dach** und **Tag** klingt völlig einerlei; sobald man aber diese Wörter verlängert, indem man sagt, des **Daches** und des **Tages**, bemerkt man in der Aussprache sogleich den Unterschied, und weiß, wo man ein ch oder g setzen soll. Auch den Unterschied des kleinen s und des ß am Ende der Wörter, kann man auf die Weise im Schreiben sehr gut beobachten, ob er gleich auch im Reden nicht bemerkt wird. Das kleine s muß sich nehmlich bei der Verlängerung des Worts in ein einfaches, das ß aber in ein doppeltes ſ auflösen. Ich schreibe daher das **Gras**, weil ich nicht des **Grasſes**, sondern des **Grases**, und das **Faß**, weil ich nicht des **Fases**, sondern des **Fasſes** sage. — Das c scheint im Alphabet ein überflüßiger Buchstabe zu seyn, weil es allemal entweder wie z oder wie k lautet; allein man findet es in den ältesten Denkmälern unserer Schrift weit häufiger als das k, und die Engländer haben es noch bis jetzt, aus Ehrfurcht für das Alterthum ihrer Schrift, in den meisten Wörtern beibehalten, die wir jetzt mit einem k schreiben; daher ist es nicht ganz zu verwerfen, ob wir gleich jetzt die meisten Wörter, in welchen es sonst geschrieben wurde, und wie k lautete, auch mit einem k zu schreiben angefangen haben. Wenigstens verräth es Neue-

rungs-

rungsſucht, wenn man das c in allen den Wörtern, wo es wie ein z lautet, auch im Schreiben mit dem z vertauſchen, und alſo z. B. Zizero und Zäſar, anſtatt Cicero und Cäſar, ſchreiben will. Freilich würde es lächerlich ſeyn, wenn man ſolche Wörter, als Zins, umzingeln, Sedez u. ſ. w., wegen ihrer Abſtammung, noch mit einem c ſchreiben wollte, weil die Schreibart derſelben mit einem z ſchon einmal allgemein angenommen iſt. Uebrigens ſcheinet es, als ob man es immer ſchon ehr wagen darf, das c im Schreiben mie dem k als mit dem z zu vertauſchen. — Vor dem k vertritt das c die Stelle eines andern k, wodurch daſſelbe verdoppelt wird, welches ſich vielleicht von einer Gewohnheit der Alten herſchreibt, das k am Ende eines Worts durch c auszudrücken. Dies ck kann nun, ſowohl wie alle andre doppelte Konſonanten, niemals nach einem gedehnten Vokale ſtehn, weil derſelbe eben dadurch ſeine lange oder gedehnte Ausſprache verlieren würde: es würde daher ſehr unrichtig ſeyn, wenn man Zacken, ſchlaffen und wir faſſen, anſtatt Zaken, ſchlafen und wir faßen, ſchreiben wollte: in den Wörtern hacken, erſchlaffen und Landſaſſen hingegen muß der Konſonant verdoppelt werden, weil allemal ein kurzausgeſprochener Vokal vorhergeht; das ß iſt nicht, wie Sie vielleicht glauben, ein doppelter, ſondern ein einfacher Buchſtabe. — An das h hinangefügt, bezeichnet das c den einfachen Gaumenlaut, welchen wir durch unſer ch ausdrükken, und dieſes nicht ohne Grund: denn da das c am Ende einer Silbe ohnedem ſchon wie k geleſen werden muß, ſo wird durch das hinzugefügte h ſehr zweckmäßig bezeichnet, daß der Hauch nicht wie bem k völlig zurückge-

rückgeſchlagen, ſondern zwiſchen der Zunge und dem Gaumen herausgelaſſen werden ſoll. Dieſe Durchlaſſung des Athems wird auch bei dem ph durch das hinzugefügte h bezeichnet. — Beim ch müſſen wir uns die Aehnlichkeit deſſelben in der Ausſprache mit den verwandten Lauten g, j und k bemerken, und zugleich den Unterſchied zu beſtimmen ſuchen, welcher zwiſchen dieſen Lauten herrſcht. Beim j, ch und g höret man die Luft durchpfeifen, beim k aber wird ſie gänzlich zurückgeſchlagen. Beim j nähert ſich die Zunge dem vordern Theile des Gaumens, beim g drückt ſie ſich an den tiefern, und beim ch an den noch tiefer liegenden Theil des Gaumens. Die nahe Verwandſchaft dieſer Laute macht, daß ſie ſehr oft, vorzüglich im Reden, verwechſelt werden. Beſonders iſt das g ein ſchwebender Laut, welcher ſich bei den Oberſachſen zum k, bei den Märkern zum j, und bei den Niederſachſen, insbeſondre um Göttingen, zum ch neigt. In und um Hannover aber hört man dieſen ſanftern, gemilderten Gaumen- und Gurgellaut am allerreinſten, und man ſagt weder Kott, Jott noch Chott, ſondern Gott. Das g, beſonders wenn es in einen weichen Konſonant übergeht, als in Glocke, Gnade, bringt einen außerordentlichen Wohlklang in unſre Sprache, ſo daß wir daſſelbe auf alle Weiſe nach ſeiner ächten ſanften Ausſprache müſſen beizubehalten ſuchen. — Aber das g ſowohl als das ch verlieren nach e, i, ä, ö und ü ihren eigenthümlichen Laut, und werden wie ein j geleſen. Dies iſt ſehr natürlich, weil die vorhergehenden Vokale ſchon an ſich durch eine Annäherung der Zunge an den Gaumen gebildet werden, und alſo der Uebergang von ihnen zu dem

dem j ſich ſchon von ſelber darbietet; da man hingegen, um das g und ch unmittelbar nach dieſen Vokalen auszuſprechen, gleichſam mit der Zunge einen Sprung thun müßte, um dieſen Laut hervorzubringen. Daß ſich aber das ch und g nach a, o und u mit Bequemlichkeit richtig ausſpricht, hat darinn ſeinen Grund, daß ſich die Zunge bei der Ausſprache dieſer drei Vokale lange nicht ſo ſehr, als bei den übrigen, dem Gaumen nähert, und ſich alſo auch leichter zu der Ausſprache des g und ch wieder herabſenken kann. **Bach, Tag, Woche, Buch, Zug,** ſprechen wir daher ſo aus, wir wir es ſchreiben; aber **Blech, Weg, Strich, mich,** leſen wir eigentlich wie **Blej, Weſ, Strij, mij,** nur daß das j geſchärfter ausgeſprochen wird, als wenn es im Anfange eines Worts ſteht. Wollten wir aber in dem Worte **mich** z. B. dem ch ſeinen eigentlichen Laut geben, ſo müßten wir es nach der rauhen Ausſprache der Schweizer **miach** leſen, indem wir erſt durch das a den Uebergang vom i zum ch machten: allein wir opfern hier, ſo wie in mehrern Fällea, die ſtrengſte Richtigkeit in der Ausſprache dem Wohlklange auf. — Im Anfange einiger fremden Wörter, als **Charakter, Chor, Chriſtus,** ſpricht man gemeiniglich das ch wie k aus, allein es würde der Abſtammung dieſer Wörter und dem Wohllaute weit mehr gemäß ſeyn, wenn man in denſelben dem ch ſeinen eigenthümlichen Laut ließe, ſo wie man es in dem Worte **Chaos** thut, welches auch nicht **Kaos** geleſen wird. Wollte man aber in den Wörtern **Wachs, Flachs,** und ähnlichen, dem ch ſeinen eigenthümlichen Laut geben, ſo würde dieſes lächerlich klingen, weil jedermann **Waks, Flaks** u. ſ. w. lieſet, und alſo das ch

in

in dieſen Wörtern, wegen des unmittelbar darauf folgenden ſ, allgemein wie k ausgeſprochen wird. In den Wörtern flugs und Weg pflegt man auch das g wie k auszuſprechen; allein es ſcheinet doch immer wohlklingender zu ſeyn, Wej als Wek, zu leſen; eben ſo ſcheinet es auch dem Wohllaut und der Abſtammung des Worts gemäßer zu ſeyn, wenn man flugs ſo lieſet, daß man die Zuſammenziehung dieſes Worts aus Fluges bemerken kann, als wenn man es fluks ausſpricht. — Noch eine beſondre Ausſprache hat das g, wenn unmittelbar vor demſelben ein n vorhergeht. Weil nehmlich n und g zugleich vermittelſt der Naſe gebildet werden, ſo ſchmelzen ſie beinahe in einen eignen einfachen Laut zuſammen, der ein Lieblingslaut der Franzoſen iſt, und der auch wirklich nicht unangenehm klingt, indem er ſich uns gleichſam von ſelber aufzudringen ſcheinet. Daher iſt es ſehr falſch, wenn einige, um das g in dieſem Falle von dem n ja recht zu unterſcheiden, daſſelbe wie ein j ausſprechen, und Dinje anſtatt Dinge, ſinjen anſtatt ſingen leſen. Daß nun dieſes g nach n, am Ende der Wörter, wie k ausgeſprochen wird, haben wir ſchon bemerkt. Wollte man das b, d und ng am Ende der Wörter weich ausſprechen, ſo müßte man dieſes durch Hinzufügung eines faſt unmerklichen dunklen e bewerkſtelligen, welches im Schreiben mit einem Apoſtroph bezeichnet werden könnte, als:

Der Stab' iſt gebrochen.
Der Tod' iſt beſieget.
Der Klang' iſt entflohen.

Sprechen ſie nun aber Stab, Tod und Klang ſo aus, daß anſtatt p, t und nk das weiche b, d und ng, am

Ende

Ende dieſer Wörter deutlich gehört wird, ſo werden Sie das Unangenehme, Träge und Widrige dieſer Ausſprache ſehr auffallend bemerken können. — Im Anfange der Wörter aber muß das g ſeine eigentliche Ausſprache, als ein Mittellaut zwiſchen ch, j und k nothwendig behalten, ſo häufig es auch mit den verwandten Lauten, insbeſondre mit dem j verwechſelt wird, wie in folgenden Beiſpielen, wo dieſe Verwechſelung des g mit dem j ſehr ſonderbare Mißverſtändniſſe verurſachen kann:

Ich weiß das gar nicht,
Ich weiß das Jahr nicht.
Er ſieht wie ein Gott aus,
Er ſieht wie ein Jod aus.
Der erſte Jänner,
Der erſte Gönner.

Vom h dürfen wir uns nur noch bemerken, daß es zwiſchen zwei Vokalen weit gelinder haucht, als im Anfange eines Worts, weil es in dieſem Falle blos eine faſt unmerkliche Verſtärkung des Athems ausdrückt, welcher bei dem erſten Vokal ſchon in Bewegung geſetzt war, als in den Wörtern Ehe, ſahe, frühe, u. ſ. w. Zum Dehnungszeichen iſt es ſehr zweckmäßig gewählt, weil der Vokal nicht anders gedehnt werden kann, als wenn ein hinlänglicher Athemhauch dazu vorhanden iſt: ſo wie nun das h, wenn es vor dem Vokale ſteht, denſelben herausſtößt, ſo hilft es, wenn es nach ihm ſteht, ſeinen Laut, der ſich ſonſt ſogleich wieder verlieren würde, fortſetzen und verlängern. — Eine der größten Schwierigkeiten ſcheinet es zu ſeyn, den Unterſchied zwiſchen f und v im Schreiben gehörig beobachten zu

lernen, weil derſelbe im Sprechen gar nicht beobachtet wird, und auch nicht einmal nach der Abſtammung der Wörter zu beſtimmen iſt, indem z. B. für und vor, voll und füllen, als Wörter von einerlei Abſtammung, das eine mit einem f, und das andre mit einem v geſchrieben werden. Allein Sie werden ſogleich ſehen, wie ſich dieſer dem Anſchein nach ſo ſchwer zu beobachtende Unterſchied auf wenige gewiſſe Regeln zurückführen läßt. Fürs erſte machen wir von dem f ehr zwanzigmal, als von dem v ein einzigesmal Gebrauch; daß es aber noch ſo oft im Schreiben vorkommt, rührt blos daher, weil es in einigen kleinen Wörtern und Silben, als vor, voll, ver, u. ſ. w. ſtatt findet, mit denen eine große Menge andrer Wörter, als vorſtellen, vollziehen, verzeihen, u. ſ. w. zuſammengeſetzt ſind, die wir nun freilich alle mit einem v ſchreiben müſſen. Ferner kann das v weder vor einem Konſonant, noch vor u und ü jemals ſtatt finden. Denn nach der alten Schreibart betrachtete man das v, ſobald es vor einem Konſonant ſtand, wie ein u, und ſprach es auch ſo aus: man wagte es daher nicht z. B. vlach und vragen, anſtatt flach und fragen, zu ſchreiben: eben ſo wenig, wie man Vuge und vügen, anſtatt Fuge und fügen ſchrieb, weil man das v, welches ſelber oft wie u geleſen ward, ſich nicht vor ein andres u oder ü zu ſetzen getraute. Vor den übrigen Vokalen aber findet das v nur in äußerſt wenigen urſprünglich deutſchen Wörtern ſtatt, die man ſich gar leicht bemerken kann. Vor a blos in dem Worte Vater, und was davon abgeleitet iſt; vor e in Vetter, Veſtung, Veſte,

Veſte, und in in der Silbe ver; vor i in Vieh, viel und vier; vor o in Vogel, Vogt, Volk, voll, von und vor. Außer dieſen findet das v nur noch in einer geringen Anzahl Wörter fremden Urſprungs ſtatt, welche aus der lateiniſchen oder franzöſiſchen Sprache in die unſrige aufgenommen ſind, und worin es zum Theil auch etwas weicher, wie das f, ausgeſprochen wird: als vor a in Vakanz, Valet, Vaſall: vor e in Venedig, Ventil, Veilchen, Veſper, Vettel, vexiren, Vezier: vor i in vice und was damit zuſammengeſetzt iſt, und ferner in Viktualien, Violine, Viſier, Vitriol; vor o in Vokal, Volontär; in der Mitte und am Ende in brav, maſſiv, naiv, Nerve, Sklave, Frevel. Freilich bedienen wir uns alſo des v nur noch aus Ehrfurcht für das Alterthum, und für das Gepräge fremder Wörter; aus eben dem Grunde aber möchte es auch wohl ſchwer zu verbannen ſeyn, welches auch um ſo weniger nothwendig iſt, da der Gebrauch deſſelben im Ernſt keine ſo große Verwirrung in unſerer Rechtſchreibung hervorbringen kann, indem die Fälle, wo man ſich deſſelben noch bedienet, blos als Ausnahmen von der Regel zu betrachten ſind. — Wenn wir nun noch die richtige Ausſprache und Schreibart des ſ in allen Fällen beſtimmt haben, ſo iſt wiederum ein Berg von uns erſtiegen. Was wir von b, d und ng bemerkt haben, daß ſie am Ende der Wörter und Silben hart ausgeſprochen werden, das gilt auch vom ſ, welches in dieſem Falle aber auch ein andres Zeichen erhält, und mit s oder ß vertauſcht wird. Wir ſchreiben daher nicht, das Eiſ' iſt geſchmolzen,

dern das Eis ist geschmolzen; weil die weiche und gelinde Aussprache des ſ am Ende der Wörter ebenfalls widrig und unangenehm klingen würde. Aber man siehet auch hieraus, wie wenig wir Ursach haben, das kurze s zu verwerfen, da durch dasselbe wirklich ein von der Aussprache des langen ſ verschiedner Laut bezeichnet wird. Freilich bekömmt das lange ſ zuweilen die geschärfte Aussprache des kürzern s; aber dies ereignet sich doch nur mehr zufälligerweise vor p und t, und nach g und k, weil diese harten Laute, vor oder nach welchen das ſ unmittelbar ausgesprochen werden soll, die sanftre und gelindre Aussprache desselben unmöglich machen, wie in den Wörtern lispeln, gestern, u. ſ. w.; und weil b, g und ch am Ende einer Silbe, und insbesondre vor dem ſ wie p und k gelesen werden, so machen sie ebenfalls die gelinde Aussprache des langen ſ unmöglich, wie in den Wörtern wachsen, Labsal, Drangsal u. ſ. w. Sonderbar ist es, daß in Obersachsen das lange ſ vor p und t, zu Anfange der Wörter, immer wie sch ausgesprochen wird, gleichsam als ob es ohne dieses Zeichen nicht zu dem p oder t übergehen könnte. Unsre Vorfahren müssen doch irgend einen Grund gehabt haben, warum sie z. B. schlagen, schreiben, schweigen, schmerzen, mit einem sch, und hingegen gerade die Wörter, wo das ſ im Anfange vor p oder t zu stehen kömmt, ohne das ch schrieben. Und sind denn nicht p und t gerade die beiden härtesten Laute ihrer Art, vor welchen man vielleicht nicht ohne Grund das Gezisch des sch zu vermeiden suchte, um sie nicht noch härter und rauher zu machen?

chen? Warum ſollen wir nun dieſe Ausnahme nicht auch in der Ausſprache beobachten, welche nicht ohne Grund im Schreiben gemacht iſt? der Niederſachſe thut dieſes beſtändig, aber freilich fällt er wieder in den gegenſeitigen Fehler, macht die Ausnahme zur Regel, und ſpricht ſlagen, ſweigen, ſwarz, u. ſ. w. anſtatt ſchlagen, ſchweigen und ſchwarz, welches aber doch niemand thun wird, der ſeine Ausſprache gebildet hat. Da es nun im Deutſchen ein Grundgeſetz der Ausſprache zu ſeyn ſcheinet, dieſelbe der einmal angenommenen Schreibart ſo nahe wie möglich zu bringen, ſo ſollte man, auch in dieſem Falle, nach eben dem Grundgeſetze verfahren. Allein es iſt freilich niemanden zuzumuthen, ſeinen Sprachwerkzeugen Gewalt anzuthun, wegen eines einzigen Lautes, worauf weder Glück noch Wohlfahrt beruhet, ob derſelbe mehr geziſcht oder geliſpelt wird. Aber wenn eine allgemein richtige Ausſprache feſtgeſetzt werden ſoll, ſo darf in dieſem Falle der Niederſachſe dem Oberſachſen gewiß nichts nachgeben, und der letztre darf es bei dem erſtern für kein fehlerhaftes Geliſpel halhalten, wenn derſelbe ſtehen und ſprechen, anſtatt ſchtehen und ſchprechen ſagt. Am Ende der Wörter aber iſt die Ausſprache des ſt wie ſcht völlig unerträglich. Wie rauh klingen die Konſonante r, ſch und t unmittelbar nacheinander, in Fürſt, Bürſte, berſten, wenn es Fürſcht, Bürſchte, berſchten, geleſen wird! — Wir haben ſchon bemerkt, daß am Ende der Wörter und Silben anſtatt des langen ſ immer ein s oder ß geſetzt wird: es wird zwar das eine völlig ſo wie das andre ausgeſprochen, aber in

Rückſicht auf die Verlängerung des Worts, ſind ſie demohngeachtet eben ſo wie b und p, d und t, oder ch und k verſchieden. Eben ſo wie Sie daher Tag mit einem g ſchreiben, weil es nicht des Taches, ſondern des Tages, und Bach mit einem ch, weil es nicht des Bages, ſondern des Baches heißt, eben ſo ſchreiben Sie auch Beweis mit einem kurzen s, weil es nicht des Beweißes, ſondern des Beweiſes, und Fleiß mit einem ß, weil es nicht des Fleiſes, ſondern des Fleißes heißt. Bußfertig ſchreiben Sie mit einem ß, weil Sie nicht Buſe, ſondern die Buße ſagen; boshaft aber mit einem kurzen s, weil es nicht böße, ſondern böſe heißt. Allein wo muß denn nun eigentlich in der Mitte der Wörter ein ſſ oder ein ß geſetzt werden? Man hat häufig angefangen, anſtatt des ß und ſſ, entweder nur ein ß, oder ein ſſ zu ſchreiben, weil man das ß für weiter nichts, als ein doppeltes ſ gehalten hat. Allein das ß iſt ein einfacher Laut, der wirklich aus einem angehängten z beſteht, wodurch das ſ aber nicht verdoppelt, ſondern nur geſchärft wird. So wenig alſo ein einfacher Laut die Stelle eines doppelten, oder ein doppelter die Stelle eines einfachen vertreten kann, eben ſo wenig kann das ß anſtatt des ſſ, oder das ſſ anſtatt des ß im Schreiben geſetzt werden. Der doppelte Konſonant verkürzt immer den Vokal, ſo wie ihn der einfache verlängert; wollte ich daher die Maße, wenn es von Meſſen herkömmt, mit einem ſſ ſchreiben, ſo müßte ich nothwendig das a kurz ausſprechen, und dann würde man ſich nicht mehr eine Abmeſſung, ſondern die Materie und den Stoff zu

einer

einer Sache darunter denken, welcher die Maſſe heißt; wollte man aber die Maſſe mit einem ß ſchreiben, ſo müßte man das a nothwendig lang ausſprechen, und dann würde man ſich wieder eine Abmeſſung darunter denken müſſen. Sie ſehen alſo hieraus, daß das ß nichts weniger als ein überflüßiger Buchſtabe iſt; auch wiſſen Sie nun gewiß, wo Sie ein ſſ oder ß ſetzen ſollen, indem daß ß, in der Mitte der Wörter, das ſſ aber nach einem kurzen Vokale ſtehen kann. Am Ende der Wörter aber, und vor einem t, kann das ß auch nach einem kurzen Vokale ſtehen, und dies iſt der einzige Fall, wo es die Stelle eines doppelten ſ vertritt, als in Haß, Faß, ißt, wißt, u. ſ. w. So wie man das lange einfache ſ am Ende der Wörter nicht ſtehen läßt, eben ſo ſucht man auch das doppelte lange ſ daſelbſt zu verbannen, und vertauſcht es mit dem gerundeten ß: aus eben dem Grunde ſcheinet man es vor dem t mit dem ß vertauſcht zu haben, damit nicht zu viele lange Figuren nebeneinander ſtehen ſollen; indem man alſo das e in wiſſet und iſſet ausließ, ſchrieb man anſtatt wiſſ't und iſſ't, wißt und ißt: wollte man iſt anſtatt ißt ſchreiben, ſo würde dieſes auch im Schreiben einen Mißverſtand veranlaſſen, der ohnedem ſchon im Reden nicht zu vermeiden iſt. Noch eins müſſen wir nachholen, weswegen das Wort das, wenn es ſich auf ein Redewort bezieht, oder die Bindung iſt, mit einem ß, und wenn es ſich auf ein Nennwort bezieht, oder der Artikel iſt, mit einem s geſchrieben wird? Man kann ſich dieſes auf folgende Weiſe erklären: ſagen wir, ich wünſche, daß er komme, ſo

heißt das ſo viel, als, ich wünſche das; er komme! Dieſes das ſoll alſo die genaueſte Bezeichnung desjenigen ſeyn, was man wünſcht, welches aber hier nicht in einem einzigen Nennworte, ſondern in einer ganzen Rede enthalten iſt. Das Wort das muß alſo hier weit mehr bezeichnen, als wenn es vor einem bloßen Nennworte ſtünde; was war daher wohl natürlicher, als daß man auch auf dieſes ſo bezeichnende das, durch die Verdoppelung des ſ, welche hier durch ß bezeichnet wird, einen größern Nachdruck ſetzte, den man wenigſtens im Schreiben beibehielt, ob man ihn gleich im Sprechen nicht mehr beobachtete. Uebrigens werden die Wörter was, als u. ſ. w., welche nicht verlängert werden können, allemal mit einem kurzen s geſchrieben. — Das ſch vertritt die Stelle des franzöſiſchen ch in den Wörtern Maſchine, Marſchall, Marſch, und ähnlichen. In ſolchen Wörtern aber, als Chaiſe, Genie, welche noch zu ſehr das Gepräge ihres fremden Urſprungs an ſich tragen, behält man lieber die franzöſiſche Schreibart bei. — Von den übrigen Konſonanten iſt nun wenig mehr zu bemerken übrig, weil bei der Ausſprache und Schreibart derſelben keine große Schwierigkeiten ſtatt finden. Nur erinnern Sie ſich noch, daß kein doppelter Konſonant nach einem langen Vokale ſtehen kann, und daß es alſo fehlerhaft wäre, wenn Sie z. B. Laken, Haken, u. ſ. w. mit einem ck ſchreiben wollten. Eben ſo wenig kann das ck und tz nach einem andern Konſonante geſetzt werden, daher würde es auch fehlerhaft ſeyn, wenn man Danck und Hertz, anſtatt Dank und Herz ſchreiben wollte. — Da man das pf am Ende der Wörter, als in Kopf, Zopf, u. ſ. w. deutlich hören

läßt,

läßt, ſo ſollte man es auch im Anfange der Wörter nicht wie ein bloßes ſ ausſprechen, und z. B. die Wörter Pferd und Pfand nicht wie Ferd und Fand leſen. — Bei dem r wird die ſchwächere, lallende, zwiſchen e und l ſchwankende Ausſprache deſſelben, welche man Schnarren nennt, von einigen für ſchön und wohlklingend gehalten. Daß aber demohngeachtet das Schnarren ein Naturfehler ſey, ſiehet man daraus, weil diejenigen, die es thun, es größtentheils thun müſſen, und das r gar nicht ohne Schnarren ausſprechen können, da hingegen diejenigen, die es nicht thun, es doch thun können, ſo bald ſie wollen. Freilich klingt die allzurauhe und nachdrückliche Ausſprache des r dem Ohre auch nicht angenehm, und man muß daher das Zittern der Zunge beim r nicht zu lange fortdauren laſſen, damit es nicht gleichſam noch nachklinge, wenn das r ſchon ausgeſprochen iſt. — Hiebei wollen wir noch zuletzt bemerken, daß es auch eine Dehnung der Konſonanten giebt, welche ebenfalls im Reden länger oder kürzer ausgeſprochen werden, je nachdem der Nachdruck verſchieden iſt, den man mit der Stimme darauf legen will, indem man gleichſam durch den Konſonant auf den Vokal einen Zulauf macht. Wenn man mit Nachdruck nein, oder ja doch! ſagt, ſo verweilt man länger auf dem n und j, um dadurch die Idee, die man ausdrücken will, gleichſam deſto feſter zu faſſen. Manchmal läßt man die Stimme in der Mitte eines Worts auf dem Konſonaut ruhen, um dadurch in dem Worte ſelber eine Art von Unterbrechung oder Pauſe zu machen, indem man z. B. ſagt, ſo fall — en Sie doch nicht! und nun in der Mitte des Worts fallen auf dem l die

Stimme ruhen läßt, als ob man gleichſam mit dem Worte den Fallenden zurückhalten wollte. Wie lange ruhet nicht die Stimme auf dem ſ, indem man mit Nachdruck ſagen will, ſtill doch! Wie gern dehnet man das l in der Ausſprache ſanftklingender Wörter, indem man die Zunge zurückhält, daß ſie nicht zu ſchnell zu dem folgenden Vokal hinüber ſchlüpfen ſoll! Dieſe Dehnung der Konſonanten aber läßt ſich freilich nicht nach Regeln, ſondern blos nach der jedesmaligen Empfindung der Redenden beſtimmen.

Funfzehnter Brief.

Beſchluß.

Nachdem wir nun noch zuletzt ein etwas dürres und unfruchtbares Feld haben durchwandern müſſen, ſo wollen wir uns nun noch einmal wieder erheben, und einen Blick in das graue Alterthum, auf den erſten Urſprung der Sprache werfen. — Nachahmung des Tönenden in der Natur ſcheinet zwar die erſte Veranlaſſung zur Sprache geweſen zu ſeyn; aber wie wenige hörbare Gegenſtände werden verhältnißmäßig durch die Sprache bezeichnet? Nach was für einem Geſetz mögen ſich alſo wohl die einfachen Laute, z. B. in den Wörtern Korb, Keſſel, Kaſten, Kanne, Köcher, Kelch, Keller, Kahn, u. ſ. w., zu dieſen Wörtern vereinigen, da dieſes alles doch blos ſichtbare Gegenſtände ſind, die mit keinem Schalle in der Natur können verglichen werden? — Sie können freilich mit keinem Schalle verglichen werden,

werden, den wir außer uns in der Natur hören, allein zwiſchen dem Schalle, den wir ſelber hervorbringen, und zwiſchen den ſichtbaren Gegenſtänden läßt ſich demohngeachtet, wenigſtens mittelbar, eine gewiſſe Aehnlichkeit denken. Wir empfinden nehmlich in unſerm Munde die jedesmalige Geſtalt der Sprachwerkzeuge, wodurch wir irgend einen Schall hervorbringen. So dunkel nun dieſe Empfindung auch anfänglich ſeyn mochte, veranlaßte ſie doch den Menſchen, die Geſtalt eines ſichtbaren Gegenſtandes, vielleicht unwillkürlich, in ſeine Sprachwerkzeuge überzutragen, und ihn alsdann mit dem Tone zu benennen, den dieſelben in dieſer Lage beinahe von ſelber hervorbringen mußten. Die innre dunkle Empfindung von der jedesmaligen Geſtalt, und von der leichtern oder ſchwerern, geſchwindern oder langſamern Bewegung der Sprachwerkzeuge iſt es alſo höchſt wahrſcheinlich, welche das geheime Band zwiſchen dem Sichtbaren und Hörbaren geknüpft hat. Daher kömmt es auch, daß wir der ganzen Schöpfung um uns her, durch den Stempel der Sprache, ein unverkennbares Bild von uns ſelber aufgedrückt haben. Daher iſt das K, wobei die Zunge die tiefſte Wölbung des Gaumens bezeichnet, in allen den obigen Wörtern ein Ausdruck des Tiefen und Ausgehöhlten. Das niederſächſiſche Wort Kuhle, welches ſo viel als eine Grube heißt, iſt vielleicht eines der älteſten Wörter in unſrer Sprache: laſſen Sie uns die wahrſcheinliche Entſtehungsart deſſelben zu errathen ſuchen. Ein Menſch blickte vielleicht zum erſtenmal in eine Tiefe herab, wovor er ein Kind oder ſeinen Nachbar warnen wollte, was war natürlicher, als daß ſeine Zunge auf die Höhlung des Gaumens wieß,

wodurch

wodurch er in ſeinem eignen Munde, das was er ſahe, nachzubilden ſuchte; das tiefklingende u mußte das Zeichen, was er davon geben wollte, hörbar machen; die übrigen Töne aber, worinn alsdann das Wort überging, mögen vielleicht mehr zufällig geweſen ſeyn, je nachdem ſie in den Sprachwerkzeugen dem erſten am nächſten lagen. Das gewarnte Kind, ſo oft es dieſe Tiefe ſahe, lallte es jene Töne wieder nach, indem es vielleicht etwas hinzuſetzte oder davon abnahm, welches denn wiederum die Eltern, bei denen das Wort noch nicht feſt genug war, dem Kinde, mit dem ſie zärtlich ſprachen, nachzulallen ſuchten, bis das Wort endlich nach manchen Umändrungen, Dauer und Feſtigkeit erhielt. Was nun von dem k gilt, das gilt auch von den übrigen Gaumenlauten. Dieſe nähere oder entferntere Aehnlichkeit der Gegenſtände mit den Sprachwerkzeugen, vermittelſt deren wir ſie benennen, läßt ſich nun in unſrer deutſchen Sprache, ſo wie wir dieſelbe jetzt reden, und wie ſie durch ihre zunehmende Verfeinerung ſich immer weiter von ihrem erſten natürlichen Urſprunge entfernt hat, nicht durchgängig mehr entdecken. Allein wir finden demohngeachtet in den Ueberbleibſeln aus dem Alterthume, und in den hin und her zerſtreuten Mundarten, die noch am wenigſten von der Verfeinerung gelitten haben, die deutlichſten Spuren, von dem wahren Urſprunge der meiſten Wörter unſrer Sprache, woraus immer klärer wird, daß ſich nach dem Hauptgeſetze, die Sprachwerkzeuge den Gegenſtänden ähnlich zu bilden, die einfachſten Laute zu Wörtern vereiniget haben. Und ſo wie bei den Wörtern, die aus mehrern Silben beſtehen, eine Silbe immer die herrſchende iſt, welcher die

übrigen

übrigen untergeordnet iſt, ſo iſt auch bei den einſilbigten Wörtern ein einfacher Laut der herrſchende, welchem ſich die übrigen nach ihrem Range, und nach ihren Nebenbedeutungen unterordnen müſſen. Dieſer herrſchende Laut verändert nun mit ſeiner jedesmaligen Bekleidung auch ſeine zufällige Bedeutung, obgleich ſeine innre weſentliche Bedeutung beſtändig zum Grunde liegt, und unerſchütterlich iſt. — Das **L** z. B. dieſer biegſame Laut, welcher durch die Zunge, als das beweglichſte und flüchtigſte unter den Sprachwerkzeugen hervorgebracht wird, bezeichnet vorzüglich auch das **Schnelle** und **Flüchtige** ſowohl außer uns in der Natur, als den ſchnellen und flüchtigen Uebergang der Zunge zur Bezeichnung des Angenehmen in unſrer eignen Seele. Was in der Natur iſt aber wohl ſchneller und flüchtiger, als das fließende Waſſer, die wallende Fluth, der fliegende Pfeil, das blendende **Licht**, und der zückende Blitz? Was iſt leichter, und daher auch zu jeder ſchnellen und flüchtigen Bewegung geſchickter, als das zitternde Blatt am Baume, die leichtherniederfallende Flocke, und die weiche gekräuſelte Wolle? Was iſt in unſrer eignen Seele, daß die Zunge leichter zum Ausdruck hinüber lockt, als die angenehmen Empfindungen des Glücks, der **Liebe**, des **Lobes**, Gefallens und Billigens? Welches Gefühl in unſerm Körper iſt lockender zum leichten und ſchnellen Ausdruck, als das Gefühl des **Lebens**, des **Leibes** und der Glieder? — So wie aber beim Genuß einer übelſchmeckenden Arznei die Zunge aus Eckel und Ueberdruß im Munde wallt, ſo bezeichnet auch das **l** zuweilen gerade das Gegentheil vom Angenehmen, als das **Leere**, das **Kleine**,

das

das Leiden, und das dem Anſcheine nach traurige, und dem Tode ähnlichen Liegen und Schlafen. Das k und die verwandten Gaumenlaute ſcheinen mehr die Geſtalten der Dinge zu umfaſſen, das l und die verwandten Zungenlaute aber ſcheinen mehr die verſchiednen Bewegungen der Dinge außer uns, und der Empfindungen in uns, nachzubilden. — Es iſt gewiß keine thörichte Mühe, die Wörter auf die Art in ihre einfachſten Beſtandtheile aufzulöſen, und den herrſchenden Hauptlaut in denſelben aufzuſuchen, da uns dieſes die wichtigſten Aufſchlüſſe über die Entſtehung und das Weſen aller menſchlichen Begriffe geben kann, die bei ihrem erſten Urſprunge freilich nicht ſo fein, aber vielleicht wahrer geweſen ſind, als ſie es jetzt, bei ihrer höchſten Verfeinerung, noch ſeyn können. Wie ſehr wünſchte ich daher, mich jetzt in dieſen reizenden Betrachtungen verlieren zu können, um durch den getreuen Spiegel der Urſprache in die Tiefen des menſchlichen Geiſtes zu blicken: aber wie weit würde mich dieſes führen! Ich begnüge mich alſo damit, Ihnen wenigſtens noch einen Blick in das innerſte Heiligthum der Sprache verſchaft zu haben, und laſſe den Vorhang fallen.